Geschichte

des

Römischen Papstthums.

Geschichte

des

Römischen Papstthums.

Vorträge

von

Wilhelm Wattenbach.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1876.

Vorwort.

In den Vorträgen, welche ich hier veröffentliche, habe ich wiederholt in kleinerem Kreise die Geschichte des römischen Papstthums anschaulich zu machen gesucht, wie sie meiner Auffassung und meinen Forschungen entsprechend sich gestaltet hat. Allgemein verständlich zu sein, ist mein Bestreben gewesen; gelehrte Anmerkungen zu geben habe ich gänzlich unterlassen, weil diese, um genügend zu sein, einen großen Umfang hätten gewinnen müssen. Nur hin und wieder ist auf Werke von hervorragender Bedeutung hingewiesen worden. Fachgenossen werden leicht erkennen, aus welchen Quellen ich geschöpft habe; besonders hervorheben will ich hier nur das so sehr nützliche und verdienstliche Werk des leider so früh verstorbenen Professor Baxmann: die Politik der Päpste von Gregor I bis auf Gregor VII.

Einer Rechtfertigung bedarf der Titel dieses Buches, indem er zu umfassend erscheinen kann. Allerdings ist nur das Mittelalter eingehend behandelt worden, allein in der That beschränkt sich auch die weltgeschichtliche Stellung und Bedeutung des römischen

Papstthums auf diesen Zeitraum, und während ich eine irgend genügende, umfassende Darstellung dieser Periode durchaus vermißte, bot dagegen für die neuere Zeit das epochemachende Werk L. v. Ranke's die Möglichkeit, auf einen kurzen Umriß mich zu beschränken, indem es zugleich den Versuch einer Concurrenz in irgend einer Form als vermessen erscheinen lassen mußte.

Berlin, im August 1876.

W. Wattenbach.

Inhalt.

I.

Einleitendes. Die Anfänge. Leo I der Große.

Vom Papst zu Rom ist seit langer Zeit nicht so viel die Rede gewesen, wie in unseren Tagen. In vollem Ernste, mit Aufbietung sehr bedeutender Kräfte, wird der Versuch gemacht, die Völker, uns alle, einer Anschauungsweise zu unterwerfen, auf welcher die Idee, die Forderung, von der alles überragenden und beherrschenden Macht des römischen Papstes beruht.

Wohl ist auch im Mittelalter um diese Herrschaft gekämpft, ist sie bestritten worden. Allein die Denkungsart war auf beiden Seiten dieselbe, von denselben Voraussetzungen ging man aus. Nicht das System wurde bekämpft, sondern seine Ausartung.

Das ist jetzt ganz anders geworden. Unsere ganze Bildung, die ganze moderne Culturwelt beruht auf anderen Grundlagen, nicht allein bei den Protestanten, sondern auch bei allen Gebildeten katholischer Confession. Selbst die Vorkämpfer des Syllabus haben ihre Bildung aus anderen Quellen geschöpft, welche nur durch den Umsturz der mittelalterlichen Hierarchie zu freier Wirksamkeit haben gelangen können.

Dieser ganzen Denkungsart ist nun der Krieg erklärt, sie soll zur Unterwerfung gezwungen oder vernichtet werden.

Lange Zeit hatte der Kampf geruht. Von den Ansprüchen des Mittelalters war zwar nichts aufgegeben, aber es wurde doch kein Gebrauch davon gemacht. Man hielt sie für Antiquitäten

ohne Bedeutung. Und als nun doch die alte Herrschaft über die Geister und über die Leiber wieder in vollem Ernste zurückgefordert wurde, da erschien es wie ein gespenstisches Treiben, ohnmächtig und ohne Kraft. Lange dauerte es, bis auch nur die Ueberzeugung durchdrang, daß es hier einen ernstlichen Kampf gelte. Jetzt stehen wir mitten darin. Wenn wir die Manifeste lesen, welche einst zwischen unsern alten Kaisern und den Päpsten ihrer Zeit gewechselt sind, wir glauben manchmal Stimmen aus der Gegenwart zu hören, und unmittelbar an jene Gegensätze des Mittelalters reihen sich die Briefe, welche in neuester Zeit zwischen Pius IX und dem deutschen Kaiser gewechselt sind.

Ueberall ist von diesen Gegensätzen die Rede, öffentlich sowohl wie im häuslichen Gespräch; Freunde und Blutsverwandte sind entfremdet, die Familien in sich gespalten, wie zu den Zeiten der Gregore und Innocenze.

Wie sollte es da nicht an der Zeit sein, sich mit der Geschichte des Papstthums zu beschäftigen, zu untersuchen, woher es stammt, wie es entstanden und zur Höhe seiner Macht gelangt ist? die Zeiten seines Glanzes und seines Verfalles zu verfolgen, bis zu jenem Momente, wo die Allgewalt gesprengt wurde, und nun die Gegensätze nur äußerlich noch sich gegenüberstanden und bekämpften?

In kurzen Umrissen das auszuführen, ist meine Absicht; nicht dem wechselvollen Gang der Geschichte Schritt für Schritt folgend, nicht ängstlich jede Phase der Entwickelung aufsuchend. Nur die bedeutenderen Erscheinungen werde ich berühren, und an hervorragende Persönlichkeiten als Marksteine die Darstellung der Geschichte anknüpfen.

Nicht die Geschichte der römischen Gemeinde und des römischen Bischofs ist es, welche unsere Aufgabe bildet. Vom Papstthum ist in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch nicht die Rede; wir brauchen uns nicht in das Dunkel dieser Zeiten zu vertiefen.

Nach der Lehre der römischen Kirche freilich ist der Apostel Petrus der erste römische Bischof, der Begründer der päpstlichen Würde und Macht. Auf die von ihm den Nachfolgern übergebene Schlüsselgewalt begründeten die Päpste ihre Ansprüche, bis sie, kühner geworden, sich Stellvertreter Christi, ja Gottes nannten.

In Wirklichkeit ist Petrus nie in Rom gewesen. Aber im ganzen Mittelalter, von sehr früher Zeit an, hat man allgemein geglaubt, und niemand daran gezweifelt, daß der Apostel Petrus der erste Bischof von Rom gewesen sei, und die ganze Fülle seiner apostolischen Gewalt seinen Nachfolgern übergeben habe. Alle Worte Christi an Petrus, welche man in der heiligen Schrift las, nahm man unbedenklich an als auch für seine Nachfolger gültig. In diesem Falle war der Glaube wichtiger als die Thatsache. Schon im zweiten Jahrhundert gesteht Irenäus der römischen Kirche eine hohe Autorität zu, als der größten, der ältesten, die begründet sei von den Aposteln Petrus und Paulus, und die Tradition ununterbrochen erhalten habe.

In Wirklichkeit hatten sich in Rom frühzeitig zwei verschiedene Gemeinden gebildet. Die eine bestand aus Judenchristen; sie hielt am Alten Testament und am Gesetze fest. Die andere, aus Heidenchristen bestehend, hatte den freieren, paulinischen Stand-

punkt. Paulus und Petrus waren die Repräsentanten dieser beiden Richtungen, welche sich im heftigsten Kampfe in Rom gegenüberstanden. Endlich ist es gelungen, sie zu vereinigen. Es ist von der größten, folgenreichsten Bedeutung, daß hier von nun an Petrus und Paulus als gleichberechtigt galten, daß hier in der Hauptstadt der römischen Welt eine Lehrmeinung zur Herrschaft kam, welche nicht engherzig ausschließend war.

Frühzeitig hat sich auch hier die bischöfliche Gewalt stark entwickelt.

In der ältesten Gemeinde hatte man nur Aelteste, Presbyter, gekannt; bald finden wir in jeder Stadt einen Bischof. Es war naturgemäß, daß der Bischof der Hauptstadt ein hervorragendes Ansehen gewann, besonders nachdem die Zerstörung von Jerusalem auch die dortige christliche Gemeinde betroffen und in ihrem Ansehen geschwächt hatte. Die Bischöfe des mittleren Italiens finden wir früh in Abhängigkeit vom römischen Bischofe, aber auch aus großer Entfernung berief man sich bei den häufigen Streitigkeiten gerne auf das Ansehen des Bischofs von Rom. Victor's (um 200) Ueberhebung, als er um des Osterstreites willen den asiatischen Gemeinden die kirchliche Gemeinschaft aufkündigen wollte, wurde freilich noch energisch zurückgewiesen, und seine beiden Nachfolger Zephyrinus und Callistus sind unleugbar in Ketzerei verfallen; Callistus (218—223) war sogar notorisch ein nichtswürdiges Subject. Bald aber folgten Zeiten der Verfolgung, welche die Kirche reinigten, und der Märtyrertod mehrerer Bischöfe von Rom hob ihr Ansehen. Papst Cornelius war schon 251 in der Lage, mehrere italische Bischöfe absetzen zu können.

Die römische Kirche rühmt sich, und hat sich seit alten Zeiten gerühmt, daß ihr Bischof durch eine besondere Gnade Gottes niemals in Ketzerei verfallen sei; sie wendet darauf die Worte bei Lucas 22, 32 an: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube

nicht aufhöre." Die Behauptung ist historisch falsch, aber wahr ist, daß nach altrömischer Weise auch der römische Bischof sich fast ausnahmslos an das überlieferte Herkommen gehalten hat, daß er allen Neuerungen abhold zu sein pflegte. Die Griechen waren viel beweglicher, viel mehr geneigt, auf neue Lehrmeinungen einzugehen.

Dazu kam nun, daß die Patriarchen von Constantinopel vom Hofe abhängig waren, die römischen dagegen viel freier und unabhängiger dastanden. Gerade in dem Moment, in welchem im Staate das Christenthum zur Herrschaft kam, war die alte Hauptstadt vom Kaiser verlassen worden.

Kaiser Constantin gründete die neue Hauptstadt, welche er nach seinem Namen benannte; kurz vor seinem Tode (337) empfing er die Taufe. Aber schon lange vorher hatte er die christliche Kirche begünstigt, ja sie zur herrschenden Religion im Staate erhoben, und große Vorrechte gaben ihr von nun an eine ganz veränderte Stellung.

Hatten die Kirchen schon längst reichen Grundbesitz erworben, jetzt war ihnen dieser Besitz auch gesetzlich gesichert, und nach der diocletianischen Verfolgung strömten ihnen die reichsten Schenkungen zu. Der Glaubenseifer war in stärkster Weise angeregt, und wer in der schweren Zeit der Verfolgung treu geblieben war, genoß des höchsten Ansehens. Vermächtnisse anzunehmen war den Kirchen erlaubt, und da es bald Sitte wurde, bei jedem Todesfall die Kirche zu bedenken, wuchs ihr Reichthum mit größter Schnelligkeit.

Der Steuerdruck, welcher immer schwerer auf dem Reiche zu lasten begann, berührte die Kirche und ihre Diener nur in geringerem Maße, da sie von manchen Lasten ausgenommen waren, und von der Pflicht des Kriegsdienstes, des Kampfes gegen die gefürchteten Barbaren, war die Geistlichkeit befreit; ebenso von der Uebernahme lästiger Aemter.

Schon längst hatten die Bischöfe als Schiedsrichter eine große Wirksamkeit ausgeübt, da die Christen sich der Einwirkung der heidnischen Tribunale entzogen. Jetzt erhielten ihre Sprüche auch eine gesetzlich anerkannte Gültigkeit, wo die Parteien ihr Forum erwählt hatten. Unterworfen waren dem bischöflichen Spruche die Angelegenheiten der Geistlichen, und in steigendem Maaße entwickelte sich auch eine Jurisdiction über allerlei Gottlosigkeit der Laien, so wie in ehelichen Angelegenheiten und Erbschaftssachen.

Aus der verfolgten, im besten Falle geduldeten Kirche, wurde nun eine herrschende; ihr Einfluß bei Hofe wurde groß, und bald verfolgte sie selbst diejenigen, welche sich der herrschenden Lehrmeinung nicht unterwerfen wollten. Die Kirchengesetze wurden den Staatsgesetzen gleichgestellt, Ketzerei bürgerlich strafbar.

Kein Wunder, daß die Reinheit der Kirche litt, daß man die Kirche aus den Zeiten der Bedrängniß in ihrer Opferfreudigkeit und Heiligkeit kaum noch wieder erkannte. Eine alte Sage berichtet, daß, als Constantin den neuen Glauben annahm, eine Stimme vernommen sei, welche ausrief, daß heute das Gift der Kirche eingeflößt sei.

Früher war eine sehr strenge Kirchenzucht gehandhabt, und man konnte es unbedenklich, weil die Ausschließung aus der Gemeinde, das letzte und äußerste Strafmittel, durchaus keinen äußerlichen Nachtheil brachte. Jetzt wurde das ganz anders; der Kirchenbann wurde bald eine gefährliche und gefürchtete Waffe, aber man durfte sie nur noch mit Vorsicht anwenden. Gegen die vornehmen und mächtigen Männer, welche jetzt in rasch anwachsender Zahl der Gemeinde angehörten, war Nachsicht und Milde geboten. Die ganze Bevölkerung strömte nun der Kirche zu, und mit ihr hielten alle bösen Leidenschaften und Begierden ihren Einzug. Daß die zu Macht und Reichthum gelangte Geistlichkeit sich von dieser Befleckung nicht rein erhielt, ist in der menschlichen Natur begründet.

Schon hören wir die glänzende Stellung der römischen Bischöfe preisen und tadeln, den Pomp ihrer Erscheinung, die Herrlichkeit ihrer Tafel, welche den Luxus von Königen überbiete. Als Liberius 366 gestorben war, gab es in Rom heftige, sehr blutige Kämpfe um die Nachfolge, und nur durch die kaiserliche Autorität behauptete Damasus den Platz.

Denn der Kaiser war jetzt Herr der Kirche. Er bestätigte die Bischofswahlen, er berief Concilien, ihre Beschlüsse bedurften seiner Bestätigung. Schon unter Constantius hatte man schwer darunter zu leiden, und Papst Liberius wurde wegen seines Mangels an Fügsamkeit verbannt. Aber für die Wahlen war die kaiserliche Aufsicht heilsam, ja unentbehrlich, um die immer wieder eintretenden gewaltsamen Parteikämpfe zu schlichten.

Das erste allgemeine Concil zu Nicäa (325) begründete die Autorität der Metropolitanbischöfe, welche regelmäßig Synoden zu halten, zu den Bischofswahlen ihre Zustimmung zu geben hatten. Dadurch befestigte sich auch die Gewalt des römischen Bischofs über Italien, und dehnte sich, nicht ohne Widerspruch, aber doch mit wachsendem Erfolge, über den ganzen Westen aus, über welchen er die Autorität eines Patriarchen in Anspruch nahm.

Die Synode von Sardica (347) beschloß sogar, daß aus der ganzen Kirche Appellationen in allen Streitigkeiten an den römischen Bischof gerichtet werden sollten; nicht zwar an seine persönliche Entscheidung, sondern damit er ein neues Synodalverfahren einleite. Aber die Beschlüsse dieser Synode fanden nicht allgemeine Anerkennung und entbehrten der kaiserlichen Bestätigung. Doch brachten die fortwährenden heftigen Streitigkeiten in den verschiedenen Kirchen häufig Gelegenheit, die römische Autorität geltend zu machen, und an hochfahrenden Ansprüchen ließen die römischen Bischöfe es nicht fehlen.

Zu den hervorragendsten Päpsten dieser Zeit, zu denjenigen auch, welche schon damals am herrischsten für die vermeintlichen

Rechte des heiligen Petrus auftraten, gehört Innocenz I (402—417). Von ihm ist zuerst mit Sicherheit bekannt, daß er den Erzbischof von Thessalonich 412 zum römischen Vicar über die Provinz Illyricum ernannte, eine Ausdehnung seiner Autorität, welche noch oft Widerspruch fand, aber doch endlich erfolgreich war. Diese weit ausgedehnte Provinz, welche Griechenland, Macedonien, Mösien umfaßte, war politisch getheilt und gehörte nur zum kleineren Theile dem Westreiche an. Innocenz aber erklärte eigenmächtig, daß politische Trennung auf die kirchliche Gestaltung keinen Einfluß üben dürfe, und nahm deshalb einfach die ganze Diöcese für sich in Besitz. Nach einigen Wechselfällen wurde dieser kühne Anspruch wirklich durchgesetzt, während zugleich das früher oft widerstrebende Afrika durch die vandalische Eroberung zu engerem Anschluß an den römischen Bischof und zur Fügsamkeit gebracht wurde.

Es ist eine Fabel, daß der Kaiser Constantin dem Papst Silvester die Herrschaft über Rom und Italien übergeben habe, aber die politische Machtstellung der Kirche ist unter ihm und durch ihn fest begründet worden. Man hat das beklagt, weil dadurch die Reinheit der Kirche vernichtet, weil sie in Abhängigkeit vom Kaiser gekommen sei; man hat es beklagt, weil diese äußerliche Machtstellung der Kirche später zu großen Uebelständen Anlaß gegeben hat, und als eine unnatürliche und schädliche Gestaltung der Dinge schwer empfunden wurde.

Allein bei unbefangener Betrachtung werden wir nicht verkennen können, daß eine so hervorragende, fest geschlossene und gesicherte äußere Machtstellung der Kirche durchaus unentbehrlich war, wenn sie die kommenden Stürme überdauern sollte. Denn nur noch kurze Zeit verging, bis das stolze römische Reich, von allen Seiten erschüttert, in seinen Grundfesten wankte. Es kamen die Stürme der Völkerwanderung. Gothen und Hunnen brachen über die Donau in das Reich ein; andere Völker be-

kämpften die Rheingrenze in langem wechselvollem Kampfe, bis endlich auch hier der Widerstand gebrochen war.

Im römischen Reiche aber wurde der Zustand immer unerträglicher; ohne Schutz gegen äußere Feinde, war man zugleich der rücksichtslosesten Erpressung von Seiten der eigenen Regierung ausgesetzt. Die Magistrate, für die Ausführung der erhaltenen Befehle verantwortlich, waren in der traurigsten Lage, und es kam so weit, daß der Eintritt in die Curie, die Uebernahme eines obrigkeitlichen Amtes, als Strafe zuerkannt wurde. Kam nun ein feindlicher Einfall, so waren selbstverständlich die Obrigkeiten alsbald verschwunden, und die von aller Selbsthülfe längst entwöhnte Bevölkerung völlig rathlos. Aber wenn nicht immer, so doch in vielen Fällen, blieb ihr ein Freund und Helfer, ein Tröster, das war der Bischof. Der Bischof trat an die Spitze, er tröstete, ermahnte, half, so viel er konnte; er leitete die Vertheidigung in den Städten, denen ihre Mauern noch Kraft zum Widerstande gaben. Zuweilen gelang die Rettung, zuweilen erlag der Bischof heldenmüthig seinem Geschick. Diese Männer lebten fort im dankbaren Andenken der Nachkommen; sie wurden als Heilige verehrt, und ihre Legenden sind es, welche uns manchen Blick in jene entsetzlichen Zeiten gestatten.

Was sich nun in den Provinzialstädten in kleineren Verhältnissen begab, dasselbe geschah in Rom auf größerer Bühne.

Der Kaiser des Westreiches hatte sich nach dem festen Ravenna zurückgezogen, unbekümmert um das Schicksal der alten Hauptstadt, wo um so mehr das Ansehen des Bischofs wuchs, dem man den früher allgemeinen Ehrentitel papa zu geben pflegte.

Nachdem schon einmal (410) Rom in die Hände der Westgothen gefallen, aber mit Menschlichkeit behandelt worden war, erschien ein neuer Feind, der an Furchtbarkeit und blutiger Grausamkeit alles noch überbot, was man bis dahin kennen gelernt hatte. Es waren die Hunnen, geführt von Attila, der Gottes-

geißel. Aetius, der Wallenstein seiner Zeit, hatte sie bei Chalons geschlagen (451), er soll den Sieg nicht verfolgt, die Hunnen verschont haben, um die Westgothen, seine Bundesgenossen, nicht zu mächtig werden zu lassen. Durch solche Politik allein konnte Rom sich damals noch halten, aber Attila verzieh Aetius nicht den Schlag, welchen er ihm beigebracht hatte; unerwartet kehrte er im folgenden Jahre (452) mit neu verstärktem Heer zurück, und wandte sich nun gegen Italien, wo es an allen Mitteln zur Gegenwehr gebrach. Schon war Aquileja genommen und zerstört, Oberitalien schonungslos verheert, offen, schutzlos lag Italien vor dem Sieger. Da erschien vor Attila der römische Papst Leo mit einer Gesandtschaft vornehmer Römer, und bat um Schonung. Und Attila gab seinen Heereszug auf, und kehrte in die Heimath zurück. Seine Genossen sollen ihn gefragt haben, wie er sich vor diesem Manne habe fürchten können: nicht vor ihm, antwortete Attila, aber vor dem, der hinter ihm stand. Es war der heilige Petrus.

So erzählt die Legende. Die Zeitgenossen freilich wissen davon nichts. In Wahrheit lag Italien vor Attila wie ein offenes Grab. Schon war das Land am Po verheert, Mangel entstand und Seuchen ergriffen das Heer. Kaiser Marcian griff Attila's Heimath an und Aetius sammelte Truppen, mit welchen er ihn bedrohte. Auch wissen wir nicht, welche Zusagen ihm für seinen Abzug gemacht sind, denn im Auftrag des Kaisers Valentinian hatte Leo die Gesandtschaft übernommen.

Eines Wunders bedurfte es nicht. Aber nicht verringert wird dadurch das Verdienst des Papstes Leo, seine kühne Unerschrockenheit. Und bald darauf fand er sich von neuem in derselben Lage.

Kaiser Valentinian hatte seinen Feldherrn Aetius (454) mit eigener Hand ermordet, er war im folgenden Jahre demselben Schicksal selbst verfallen. Maximus, der bei seiner Ermordung betheiligt gewesen war, wurde auf den Thron erhoben, und er

zwang die Witwe des Kaisers, Eudoxia, seine Gemahlin zu werden.

Eudoxia, nach Rache dürstend, rief die Vandalen nach Italien (456). Bald lag ihre Flotte unter Geiserich's Führung an der Tibermündung. Maximus wollte flüchten, er wurde vom Volk zerrissen. Es gab keinen Schutz zur Abwehr. Da trat wiederum der Papst Leo dem Vandalenkönig entgegen, der kaum geringeren Schrecken um sich verbreitete, als Attila. Und er erhielt das Versprechen, daß Rom vom Feuer und vom Schwert verschont bleiben solle. Geplündert wurde es vierzehn Tage lang mit voller Muße: es war die Vergeltung für die Zerstörung von Karthago vor siebenhundert Jahren.

So sehen wir bei allen großen Begebenheiten den Papst im Vordergrunde; nothwendig mußte dadurch sein Ansehen gewaltig wachsen.

Leo war ein sehr gelehrter Mann; wir haben Predigten und Briefe von ihm, welche drei Folianten füllen.

Kraftvoll hielt er die Zucht aufrecht, und die Bischöfe des Westreiches in fester Unterwürfigkeit. Der gallischen Kirche namentlich trat er als strenger Herr entgegen, wobei ihm, wie überall, die Uneinigkeit der Bischöfe selbst zu Hülfe kam, und ein Gesetz Valentinians III (445) bestätigt in formellster Weise alle seine Ansprüche, und sichert ihnen den Schutz der bürgerlichen Gewalt, so weit eben diese damals noch reichte. Aber seine Ansprüche gingen viel weiter. Schon Innocenz I (402—417) hatte den Anspruch erhoben, daß dem römischen Papste ein Entscheidungsrecht zustehe in der ganzen Kirche, und er zuerst berief sich für diese Behauptung darauf, daß vom heiligen Petrus der Vorrang über alle Bischöfe auf seine Nachfolger vererbt sei. Aber dieser Anspruch hatte keineswegs allgemeine Anerkennung gefunden, und auch Leo mußte erfahren, daß das Concil von Chalkedon 451 dem Patriarchen von Constantinopel gleiche Rechte mit ihm

einräumte. Doch fügte er sich diesem Ausspruche nicht, und erlangte auch wirklich, daß Kaiser Leo den Patriarchen Anatolius zur Nachgiebigkeit bestimmte.

Mit gleicher Energie schritt Leo I auch gegen Ketzer ein.

Jetzt ist der Grundsatz zur Anerkennung gekommen, daß die Freiheit der persönlichen Meinung nicht beschränkt werden dürfe. Allein wir dürfen doch auch nicht verkennen, daß damals festes Zusammenhalten, Einheit und Einigkeit für die Kirche durchaus unentbehrlich war. Eine ganz andere Frage ist, ob man im einzelnen Falle weise handelte, ob man nicht besser gethan hätte, einen größeren Spielraum zu gestatten und dadurch verderbliche Spaltungen zu verhüten.

So sehen wir also das Papstthum schon damals in seinen Grundlagen vollkommen gesichert und fest begründet. Wir haben gesehen, wie es dahin gekommen war. Sollen wir beklagen, daß dadurch die individuelle Freiheit beschränkt war, daß der Kirche eine große, auch äußerliche Machtstellung geworden war? Unmöglich! Es ist die Zeit, wo das römische Reich unrettbar zusammenstürzt. Neue Völker kommen zur Herrschaft. Unsere Vorfahren sind es, Germanen, von erstaunlicher Kraft, bedeutenden Anlagen, bildungsfähig in hohem Grade. Aber noch überwiegt die Wildheit. Mit allen Tugenden eines unverdorbenen Naturvolkes sind sie aus ihren Wäldern gekommen; der Sieg, die Herrschaft, die Genüsse, die ihnen jetzt plötzlich zugänglich werden, verderben sie.

Wohl wissen die bedeutenderen Geister unter ihnen den Werth der höheren Geistesbildung zu schätzen, aber bei der Masse tritt uns vielmehr der Haß gegen diese ihnen überlegene und doch verächtliche Culturwelt entgegen. Es war die größte Gefahr vorhanden, die ganze Culturarbeit der alten Welt zu verlieren. Und wie viel ist verloren! Wie viele Schriftsteller sind mit den Handschriften, welche ihre Werke enthielten, für uns zu Grunde gegangen!

Ganz verloren wurde die im Volke vorhandene Bildung; nur in Italien erhielt sich ein schwacher Nachklang. Da war es nur ein Stand, in welchem die Tradition geistiger, wissenschaftlicher Bildung sich erhielt, der Stand der Geistlichen. Diese konnten ohne litterarische Kenntnisse nicht existiren. Die großen Werke der Kirchenväter sind zu allen Zeiten gelesen worden. Sie bildeten einen Damm gegen die alles überfluthende Barbarei, aber um sie auch nur zu verstehen, mußte man doch auch die profanen Schriftsteller kennen lernen. Freilich haben zu allen Zeiten Eiferer sich aufgelehnt gegen diese Beschäftigung, welche stets von neuem auch die Geistlichen anlockte. An der Wand von Sant Onofrio in Rom hat Domenichino gemalt, wie der heilige Hieronymus von Engeln gezüchtigt wird, weil er den Cicero zu lieb gehabt; er selbst erzählt es, und oft ist die Geschichte hervorgeholt, um die jugendlichen Cleriker von den alten Heiden abzuschrecken, die ja auch nicht alle so harmlos sind, wie Cicero. Aber durchgedrungen sind diese Stimmen nicht, so lange noch die Kirche sich lebensfrisch und gesund erhielt. Jene heidnische Welt, welche die Kirchenväter auf allen Blättern bekämpften, man mußte sie doch kennen, und man las gar zu gerne Virgil und Ovid und Terenz.

Was überhaupt gerettet ist von der alten Cultur, nicht nur auf dem litterarischen Gebiet, das danken wir fast allein der Kirche, und um das zu können, mußte sie stark und mächtig sein, mußte sie sich unabhängig aufrecht halten können mitten unter den wilden Barbaren. Sie mußte mit starken Schutzwehren versehen sein, wie eine Festung.

Ist diese Festung in späterer Zeit bei ganz veränderten Verhältnissen unbequem geworden, so war es eben die Aufgabe dieser Zeiten, sich anders einzurichten.

II.

Gregor I der Große.

Als Leo I der Kirche vorstand, war das römische Reich noch aufrecht, wenn auch ohnmächtig und kraftlos. Bald brach es zusammen. Odoaker, dann Theoderich herrschten über Italien. Das war nicht allein ein Wechsel der Personen; die Germanen waren jetzt die Herren geworden. Theoderich der Ostgothe suchte beide gleichberechtigt zu erhalten. Der Germane sollte die Waffen führen, der Römer die Geschäfte des Friedens besorgen, jeder unter seiner eigenen Obrigkeit, nach seinem besonderen Gesetze lebend. In der Theorie sah das ganz gut aus, in der Wirklichkeit war es auf die Dauer nicht durchführbar. Die Gothen, stolz auf ihre überlegene Kraft, übermüthig, fühlten sich als die Herren, während sie an Bildung weit zurückblieben, und den Römern als rohe Barbaren erschienen. Diese dagegen wurden durch das Gefühl ihrer Ohnmacht nur immer erbitterter; immer mehr steigerte sich der Stolz auf ihre höhere Bildung und auf ihre Rechtgläubigkeit. Denn hier war die stärkste Scheidewand; nicht unmöglich wäre eine Verschmelzung gewesen, wenn nicht die gothischen Völker Arianer gewesen wären. Sie waren bekehrt, als im Ostreich diese Secte vorübergehend die Herrschaft hatte. Sie konnten sich in die Dreieinigkeit nicht finden; sie wollten nicht zugeben, daß der Sohn dem Vater gleich sei. Alles andere hätte man ihnen vergeben können, aber das nimmermehr. So gab

es nun zwei Kirchen in Italien, fast in jeder Stadt zwei Bischöfe. Der römische Bischof war nicht mehr das allein anerkannte Oberhaupt der Kirche in Italien. Und auch in Afrika und in Spanien waren die herrschenden Völker Arianer; ebenso im südlichen Gallien die Westgothen und Burgunden.

Dafür aber wuchs um so mehr die Verehrung von Seiten der romanischen Bevölkerung; der Papst war das Oberhaupt der Rechtgläubigen, von dem sie Befreiung und Sieg erhofften. Wie um diese Zeit sein kirchliches Ansehen zunahm, das zeigt uns die Palmensynode des Jahres 502, so genannt nach einem Raum der Peterskirche, in welchem sie sich versammelte, welche den Ausspruch that, daß der römische Bischof von geringeren nicht gerichtet werden könne: ein später häufig angewandter Satz, dem schon Ennodius von Pavia die Fassung gab, daß über den römischen Bischof nur Gott Richter sei.

Um 526 verfaßte der römische Abt Dionysius Exiguus die Kanonensammlung, welche bald als Gesetzbuch der Kirche allgemeine Geltung erhielt. Darin finden sich neben den Beschlüssen der Synoden auch schon viele Decretalen, d. h. persönliche Entscheidungen der Päpste, welche so zu Kirchengesetzen gestempelt wurden. Man betrachtete sie ganz wie die kaiserlichen Erlasse, die auch damals unbeschränkt persönliche Willensmeinungen mit Gesetzeskraft waren. Während aber später die weltlichen Regenten an den Beirath und die Zustimmung ihrer Fürsten und Räthe gebunden wurden, blieb bei den römischen Päpsten diese Sitte, und so ist es gekommen, daß was nur irgend einmal ein Papst als ihm zukommend in Anspruch genommen hatte, als Gesetz der Kirche gelten sollte, und auch den Kaisern und anderen weltlichen Fürsten als Recht der Kirche entgegen gehalten wurde.

Uebrigens aber waren die Päpste damals Unterthanen der ostgothischen arianischen Könige. Ihre Wahl mußte bestätigt, und eine Abgabe dafür gezahlt werden. Die heftigen Parteikämpfe

und argen Bestechungen bei jeder Wahl machten das Einschreiten der Staatsgewalt durchaus nothwendig. Auch war zu Theoderichs Zeit das Verhältniß ein gutes, weil der byzantinische Kaiser einmal wieder der Ketzerei, der monophysitischen, verfallen war.

Alles aber gewann eine andere Gestalt, als mit Justin 518 wieder ein orthodoxer Kaiser auf den Thron kam, und nun im Ostreich auch die Arianer von neuem verfolgt, ihnen ihre Kirchen genommen wurden. Diese Arianer aber, sie waren Gothen, Landsleute Theoderichs. Vergebens verwendete sich Theoderich für sie, vergebens forderte er Duldung für sie, und drohte mit Repressalien. Endlich schickte er den Papst Johannes I als Unterhändler; von dem Erfolg sollte es abhängen, ob den Katholiken in Italien die bisherige Duldung noch ferner gewährt werden könne. Aber auch diese Gesandtschaft blieb erfolglos (obgleich hierüber die Nachrichten verschieden sind), und von Mißtrauen erfüllt warf Theoderich den Papst Johannes ins Gefängniß, wo er 526 starb. Den Nachfolger Felix IV ernannte die Königin Witwe; Theoderich war in demselben Jahre gestorben.

Nun entbrannte der Krieg. Justinians Feldherren eroberten Italien, und die Römer hatten ihren Willen. Was als Ideal ihrer Wünsche ihnen vorgeschwebt hatte, war erreicht, aber die Wirklichkeit entsprach nicht dem Phantasiebilde, welches der Haß gegen die gothischen Ketzer ihnen vorgespiegelt hatte.

Italien war entvölkert, furchtbar verheert. Hungersnoth und Pest wütheten in dem unglücklichen Lande. Rom war fast verödet. Die kaiserlichen Beamten erregten durch Erpressungen und Ungerechtigkeiten aller Art die heftigste Erbitterung, und vergeblich wünschte man die Gothenzeit zurück.

Auch die Päpste hatten nicht gewonnen, sondern verloren; sie geriethen in dieselbe Abhängigkeit vom Hofe, wie ihre Collegen in Constantinopel. Während der Gothenherrschaft hatten sie den Kaisern gegenüber die kühnste Sprache geführt. Schon 494 schrieb

Papst Gelasius an den Kaiser Anastasius, daß durch zwei Dinge die Welt regiert werde, durch die heilige Autorität der Priester und die Gewalt der Könige. Von diesen beiden aber sei jene um so viel höher, da sie im himmlischen Gericht auch für die Könige Rechenschaft zu geben hätten.

Es sind dies Worte, welche später immer wieder angeführt und benutzt sind; für jetzt aber war von so stolzer Haltung nicht mehr die Rede. In den demüthigsten Ausdrücken wurde die Bestätigung der Wahl erbeten, und viel Geld dafür gezahlt. Das war unter den Gothen auch nicht anders gewesen, aber jetzt wurde auch Fügsamkeit in Glaubenssachen verlangt, was bei den Gothen niemals vorgekommen war. Die Kaiserin Theodora war den Monophysiten geneigt, und auf ihren Antrieb mußte Belisar, gedrängt durch seine Gemahlin Antonina, den Papst Silverius absetzen (537). An seiner Stelle wurde Vigilius erhoben, der nach Constantinopel kommen mußte, wo er zwischen Nachgiebigkeit und Widerstand schwankte.

Es war ein großer Irrthum, wenn man in Byzanz wähnte, durch solche Mittel die Kirche des Westens gewinnen zu können, aber das ganze Ansehen der römischen Päpste stand auf dem Spiel. So peinlich wurde ihre Lage, daß Pelagius den Narses bat, ihn lieber gefangen nach Constantinopel zu schicken.

Die römischen Päpste hatten ja außerhalb Roms keinerlei Machtmittel; nur freiwillig wurde ihr Ansehen anerkannt und in den immer wichtiger werdenden westlichen Reichen konnte kein Kaiser ihre Autorität schützen.

Diese Verhältnisse haben später zur gänzlichen Trennung geführt; für jetzt traten sie zurück nach dem Tode Justinians. Er hinterließ das Reich durch seine Siege und seine Bauten, wie durch seine Erpressungen erschöpft. Da erschien im Jahr 568 ein neuer Feind, dem man nichts entgegen zu stellen hatte. Es waren die Langobarden.

Sie kamen als Heiden; bald wurden auch sie Arianer. Sie waren viel wilder als die Gothen und verfuhren viel schonungsloser, aber sie haben nicht das ganze Italien erobert, und dadurch den ersten Grund zu jener Zerstückelung gelegt, welche so lange Italien in Ohnmacht erhalten sollte. Ravenna mit der Pentapolis, Venetien, Rom mit seinem Ducat, Neapel mit seinem Gebiet, Calabrien und Sicilien blieben beim griechischen Reiche.

Die römischen Päpste, immer bekämpft, oft gefährdet, gewannen dafür wieder vermehrtes Ansehen als der Mittelpunkt der nationalen Vertheidigung. Wohl mußten sie sich eng an den byzantinischen Hof anschließen; ihre Wahl bedurfte der Bestätigung, sie zahlten Tribut und Schutzgeld von ihrem Grundbesitz, aber politisch waren sie sehr angesehen, und die ersten nach den Exarchen von Ravenna. Ihre Stimme war maaßgebend bei der Ernennung der Beamten im römischen Ducat, und man kann auf dieses Verhältniß den Anfang des Kirchenstaates zurückführen.

Großen Einfluß verschafften ihnen außerdem die großen und zahlreichen Landgüter der römischen Kirche, welche man Patrimonien nannte, und die durch eigene Beamte verwaltet wurden. Redende Zeugen der weitverbreiteten Verehrung für den heiligen Petrus und seine Nachfolger, fromme Gaben der Kaiser und anderer Gläubigen, lagen sie weit zerstreut, in Italien, wo auch im langobardischen Gebiet einige gerettet waren, im südlichen Frankreich, in Corsica, Sardinien, Sicilien, in Afrika und Dalmatien. Aber dieser Besitz war, wie der ganze Bestand der Kirche, ein unsicherer und fortwährend bedrohter.

In diesen gefährlichen Zeiten wurde Gregor I Papst (590 bis 604). In welcher Lage er das Papstthum fand, hat er selbst bald nach seiner Wahl in einem Briefe geschildert: „Ich unwürdiger und schwacher, schreibt er, habe ein altes und schon schwer beschädigtes Schiff zu führen übernommen. Von allen Seiten dringt die Fluth ein, und täglich von heftigen

Stürmen erschüttert, verkünden die morschen Planken den baldigen Schiffbruch."

Gregor war der Mann dazu, das lecke Schiff zu retten, und er hat es gethan.

Gregor war aus sehr vornehmer Familie, ein Sohn des Senators Gordian, und Erbe eines großen Vermögens, aus welchem er sieben Klöster gestiftet hat, sechs in Sicilien, und eines in seinem väterlichen Hause auf dem Aventin.

Er bekleidete hohe Aemter, war Senator, Präfect der Stadt; da, plötzlich, nach dem Tode seines Vaters, warf er allen weltlichen Pomp von sich, und ging in das Kloster, das er auf dem Aventin stiftete. Ihn leitete der Hang zu einem ruhigen, beschaulichen Leben; aber dieses Ziel seiner Wünsche zu erreichen, war ihm nicht beschieden. Papst Pelagius II weihte ihn zum Diaconus, gegen seinen Willen, wie es heißt, und das ist sehr glaublich, denn gerade als Diaconus hatte er vorzüglich mit äußerlichen Dingen zu thun. Die Kirche ließ sich eine solche Kraft nicht entgehen, und sie that wohl daran. Um 579 finden wir ihn als Apocrisiarius oder Botschafter in Constantinopel, wo er mehrere Jahre verweilt hat, mit den Griechen über Glaubenslehren disputirte, zugleich aber Gelegenheit hatte, die politischen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen. Als 590 Pabst Pelagius an der Pest gestorben war, wurde er zu seinem Nachfolger erwählt.

Ungern nur hat Gregor das schwere Amt übernommen, sich aber dann demselben mit voller Hingabe gewidmet.

Als Denkmal seiner Thätigkeit ist uns sein Register erhalten, d. h. die Sammlung seiner Briefe, eine überaus werthvolle Quelle. Wie sehen darin ausgeprägt die unermüdliche Sorgfalt, die klare Uebersicht, womit er fortwährend die großen politischen Verhältnisse sowohl wie die kleinsten Einzelheiten der Verwaltung im Auge behielt. Vor allen Dingen bringt er Ordnung in alle

Dinge, kümmert sich um alle Patrimonien, vorzüglich um die damals noch sehr einträglichen sicilischen. Von dort erhält er Korn, mit dem er die verarmten Bewohner der Hauptstadt unterhält. Denn diese, vom Lande abgeschnitten, hat alle ihre Hülfsquellen verloren, und viele alte vornehme Familien sind in Dürftigkeit versunken. Gregor aber hat durch seine umsichtige Verwaltung immer Geld; er ist im Stande, Gefangene loszukaufen und überall helfend einzugreifen.

Das ganze Bild der damaligen Verhältnisse tritt uns aus dieser Briefsammlung entgegen, und es ist ja kein Zufall, daß sie uns erhalten ist. Wie die ganze Ordnung der Verhältnisse von ihm herrührte, seine Wirksamkeit überall Epoche macht, so dienten auch seine Briefe den Nachfolgern zum Vorbild, und das Formelbuch der römischen Curie, der liber diurnus, welcher in den nächstfolgenden Jahrhunderten entstanden ist, beruht zum größten Theil auf seinen Briefen.

Mehr als zuvor mußte man sich jetzt an den byzantinischen Hof halten; dem Exarchen wird in demüthigster Weise geschrieben, er muß jeden Bischof bestätigen und erhält bedeutende Sporteln.

Reibungen mit dem Hofe fehlten nicht. Dem Kaiser Mauricius war Gregor noch mit ziemlichem Freimuth entgegen getreten, in unterwürfigster Weise aber schreibt er an den Nachfolger Phokas. Mauricius hatte sich sehr verhaßt gemacht, besonders bei der Armee, wie sehr, das sieht man am deutlichsten daraus, daß ein einfacher Hauptmann ohne irgend hervorragende Eigenschaften von den Soldaten auf den Thron erhoben werden konnte (602) und sich darauf behauptete. Phokas ermordete Mauricius und dessen Söhne in grausamster Weise, und darauf schrieb ihm Gregor einen Brief voll Jubel; er preist in überschwänglichen Ausdrücken den Anbruch einer neuen besseren Zeit. Dieser Brief ist Gregor sehr zum Vorwurf gemacht; einigermaßen zu entschuldigen ist er wohl durch die Gewöhnung der Zeit an knechtische

Unterwürfigkeit und die politische Nothwendigkeit, so wie andererseits durch die Erbitterung gegen Mauricius.

Auch an den Langobardenkönig Agilulf schrieb Gregor voll kluger Höflichkeit, er ist ihm auch persönlich entgegengetreten, und hat ihn durch seine Vermittelung zur Umkehr von Rom vermocht, wie einst Leo den Attila.

Wie Leo, verband auch Gregor mit seiner weltlichen Thätigkeit eine große geistliche Gelehrsamkeit; er gilt für den letzten Kirchenlehrer, neben Hieronymus, Augustin und Ambrosius. Dem schon sehr prächtig und umständlich gewordenen Gottesdienst gab sein Sacramentar die feste bleibende Form. Tiefer greift sein Pastoral, dem wohl kaum ein anderes Buch an Wirksamkeit gleich gekommen ist. Nicht leicht fehlt es in einer Kirchenbibliothek, überall finden wir es benutzt und angeführt, und unendlich segensreich hat es gewirkt in den Zeiten der Barbarei. Die vortrefflichsten Grundsätze praktischer Seelsorge sind darin niedergelegt, die umsichtigste Anleitung gegeben, das trefflichste Gegengewicht gegen das Ueberwiegen von abergläubischem Formelwesen.

Die Schreibweise ist in ihrer Art vortrefflich, einfach und leicht verständlich; wäre sie künstlicher, classischer, so würde das Buch seinen Zweck nicht erreicht haben.

Ebenso viel gelesen sind seine Dialoge, die voll sind von kindischen Wundergeschichten. Darin theilt er die Schwäche seiner Zeit. Vorzüglich beschäftigt ihn das Leben nach dem Tode und die Lehre von der Vergeltung. Er zuerst hat die Lehre von den Seelmessen aufgebracht, und damit der Kirche eine der reichsten Quellen des Einkommens eröffnet; doch würde man Unrecht thun, wenn man ihm eine Absicht dieser Art beimessen wollte.

Dazu kommt nun noch eine große Anzahl von Homilieen, und umfangreiche Commentare zu biblischen Büchern, vor allem zum Buch Hiob.

Wenn wir in den alten Bibliotheken die nirgends fehlenden, prachtvoll geschriebenen Handschriften dieser Werke sehen, so weht uns daraus derselbe Geist an, welcher Jahrhunderte lang die Kirche in schlimmen Zeiten immer neu erfrischte.

Und derselbe Mann soll die alte heidnische Litteratur verfolgt, soll die palatinische Bibliothek und alte Bauwerke absichtlich vernichtet haben! Das sind Fabeln, welche keiner Widerlegung mehr bedürfen. Aber Thatsache ist, daß er dem Bischof Desiderius von Vienne verbot, Grammatik zu lehren, denn, sagt er, Christi Lob verträgt sich nicht in demselben Munde mit dem Lob Jupiters.

Und darin hatte Gregorius ganz Recht. Was man damals Grammatik nannte, bestand vorzüglich in der Auslegung und Erklärung der alten Dichter, und zwar, wie wir aus den erhaltenen Commentaren ersehen, ist dabei die Erzählung der Mythen in ihrer ganzen Fülle und Ausdehnung die Hauptsache. Das hielt Gregor mit gutem Grund für eines Bischofs unwürdig; die Zeiten waren damals in der That nicht der Art, daß hochstehende Geistliche sich zum Vergnügen mit heidnischer Litteratur beschäftigen konnten; sie waren vollauf von wichtigeren Anforderungen in Anspruch genommen. Für den grammatischen Unterricht gab es, in Italien wenigstens, noch weltliche Lehrer genug, denen man nachsagte, daß sie insgeheim noch immer an ihre heidnischen Götter glaubten, und die deshalb mit der Kirche nicht auf gutem Fuße standen. In Vienne mag es damals vielleicht keine mehr gegeben haben, aber die Italiener haben so wenig wie die alten Römer jemals Neigung gezeigt, die Eigenthümlichkeiten anderer Länder in Betracht zu ziehen.

Gregor hat nun aber auch in der Vorrede zu seinen berühmten Moralien gesagt, daß er es verschmähe, die Vorschriften der Redekunst zu befolgen. Er scheue sich nicht vor Barbarismen, er verschmähe es, sich um die Casus der Präpositionen zu bekümmern,

denn er halte es für ganz unwürdig, daß die Aussprüche der himmlischen Weisheit eingezwängt werden sollten in die Regeln des Donat.

Hat nun damit Gregor die ganze Schulbildung geringgeschätzt, ja verworfen? Gewiß nicht. Der Stil, den man in jenen Zeiten für schön hielt, war ein überaus schwülstiger und gezierter, unnatürlicher, der ungelehrten Masse geradezu unverständlicher. Für die Kirche konnte man ihn nicht brauchen. Schon Augustin hatte gesagt: „Es ist besser, daß uns die Grammatiker tadeln, als daß uns das Volk nicht versteht." Der Gegensatz tritt uns überall entgegen, und es ist ein großes Verdienst der Kirche, daß sie immer wieder zu einer einfach natürlichen Schreibweise zurückgekehrt ist; sie mußte ja eben allgemein verständlich schreiben. Aber die Gelehrten spotteten darüber. Sie fanden auch die heiligen Schriften schlecht geschrieben und fehlervoll; sie sind ja, in griechischer sowohl wie in lateinischer Form, in der Volksprache abgefaßt, und nicht anders haben auch die Kirchenväter geschrieben. Allerdings verstoßen sie gegen viele grammatische Regeln, aber ihre Sprache ist klar, allgemein verständlich, in hohem Grade eindringlich, und mit vollem Recht nimmt Gregor auch für sich die Freiheit in Anspruch, sich dieser Redeweise zu bedienen. Mehr in jenen Worten zu suchen, haben wir keinen Anlaß, da in der That die Schreibart Gregors in ihrer Art vortrefflich, für ihren Zweck völlig geeignet ist, und weit entfernt von der rohen Barbarei der nächstfolgenden Jahrhunderte. Auch er hatte ja die Schulbildung eines vornehmen, zu hohen Aemtern bestimmten Römers seiner Zeit erhalten.

Wie Gregor in seinem eigenen Kreise hoch angesehen war, und auch am Hofe zu Constantinopel viel galt, so dehnte er auch die römische Autorität weit aus. In Italien geschah keine Bischofswahl ohne seine Zustimmung. So weit brachte er es außerhalb Italiens nicht, aber die politisch verlorenen Provinzen

hielten sich doch kirchlich zu Rom, und die lange gehemmte Verbindung wurde unter Gregor wieder lebhafter. Spanien wurde unter und durch König Reccared wieder katholisch; hier und im Frankenreich ernannte Gregor Vicare und theilte Pallien aus, die höchste und vielbegehrte Ehrenbezeugung für Bischöfe.

Außer der Geistlichkeit finden wir namentlich auch fremde Königinnen in Verbindung mit ihm, wie ja immer die Frauen der Kirche besonders ergeben und förderlich gewesen sind.

Bei den Langobarden war damals die baierische Prinzessin Theodelinde Königin, hoch angesehen, eifrig katholisch; zur Bekämpfung des Arianismus stiftete sie die Klöster zu Monza und zu Bobio. Sie stand in lebhaftem Briefwechsel mit Gregor; er nahm ihre Fürsprache in Anspruch, und ermahnte sie zur Verbreitung und Beschützung der katholischen Kirche.

Auch die furchtbare Frankenkönigin Brunhilde schrieb ihm; durch die traurigsten Schicksale war die ursprünglich vorwurfsfreie und liebenswürdige Fürstin zu immer wachsender Grausamkeit und Herrschsucht getrieben: zehn Frankenfürsten haben durch ihre Schuld das Leben verloren. Um ihr Gewissen zu beruhigen, stiftete auch sie ein Kloster zu Autun, und erbat dafür eine Bestätigung von Gregor. Es ist das erste Denkmal einer Verbindung des Frankenreiches mit dem römischen Stuhl seit langer Zeit, und gleich in hohem Grade verhängnißvoll. Gregor sprach seinen Fluch aus gegen alle, welche die Stiftung antasten würden, sei es ein König oder ein anderer: ihrer Würde sollen sie beraubt werden.

Gewiß hat Gregor nicht an die Möglichkeit gedacht, einen Frankenkönig abzusetzen; das wäre lächerlich gewesen: nur einen Wunsch spricht er aus. Aber später, als man diese Briefe in seinem Register las, hat man nicht verfehlt, sich darauf zu berufen, und von Gregor VII an galt dieser Ausspruch seines großen Vorgängers als die vollgültigste Rechtfertigung für das herrische

Auftreten, welches unter ganz veränderten Verhältnissen in Rom üblich geworden war.

Mit diplomatischer Höflichkeit, mit kaum zu entschuldigenden Lobpreisungen, hat Gregor an die Königin geschrieben: er bedurfte ihres Schutzes für die englische Mission.

Die dritte Königin, an welche Gregor geschrieben hat, ist die englische. Angeln und Sachsen hatten Britannien erobert; noch waren sie Heiden, und die einst blühende britische Kirche erlag ihren Angriffen. Da sah Gregor noch als einfacher Priester, auf dem römischen Sclavenmarkte Jünglinge von auffallender Schönheit. Er forscht nach dem Namen, man nennt sie Angeln. Engel, sagt er, sind sie, und da er hört, daß sie noch Heiden sind, will er selbst hineilen, sie zu bekehren.

So berichtet die Legende, und die Geschichte mag wahr sein.

Aber wir wissen auch, daß König Ethelbert von Kent vermählt war mit Bertha, der christlichen Tochter des Königs Charibert von Paris. Sie hatte einen Bischof mitgebracht, und bei Canterbury wurde die uralte römisch-britische Martinskirche wieder hergestellt. Noch steht sie unter den dunklen Eibenbäumen als ehrwürdigstes Denkmal der Vorzeit.

Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß von hier aus ein Anstoß gegeben war, welcher die Mission veranlaßte, die im Jahre 596 von Gregor entsendet wurde, vierzig Benedictinermönche unter der Führung des Augustin. Bald war König Ethelbert bekehrt, und Augustin der erste Erzbischof von Canterbury.

So war die englische Kirche begründet, die einzige, welche direct von Rom aus planmäßig gepflanzt worden ist. Die römische Kirche erhielt ihre folgenreichste Erweiterung gerade zu derselben Zeit, in welcher sie in Italien selbst in steigendem Maaße bedrängt wurde.

In jeder Beziehung ist Gregors fünfzehnjähriger Pontificat epochemachend gewesen; man kann ihn als den Regenerator der

römischen Kirche bezeichnen. Er gab ihr die bleibende Form, auf welcher die Folgezeit fortbaute: in bedrängtester, gefährdetster Zeit hat er sie aufgerichtet.

Auch der von ihm angenommene Titel ist geblieben; nach dem Vorgang des heiligen Augustin nannte er sich den Knecht der Knechte Gottes. Er verschmähte den Titel eines allgemeinen Papstes (papa universalis), er verwarf die hochtrabenden Titel anderer Patriarchen, namentlich des constantinopolitanischen, der sich den ökumenischen Patriarchen nannte. Eifrig bekämpfte er diese Anmaßung, und nahm vielmehr als Nachfolger Petri die Hoheit auch über den Patriarchen von Constantinopel in Anspruch; die demüthige Form des von ihm angenommenen Titels hinderte ihn nicht, die Rechte, welche er zu besitzen glaubte, energisch geltend zu machen.

Den Anspruch auf die erste Stelle in der ganzen Kirche haben jedoch die römischen Päpste nur vorübergehend zur Anerkennung zu bringen vermocht, und auch Gregor hat wohl dem Patriarchen, nicht aber dem kaiserlichen Hofe gegenüber seine Forderung geltend gemacht.

Schlimme Zeiten sind auf Gregor gefolgt, schwache Päpste und innere Parteikämpfe, wachsende Bedrängniß durch die Langobarden, die schlimmste Bedrängniß aber von da, wo man auf Schutz hoffte, von den eigenen Kaisern. Immer jedoch blieb der Kirche das Vorbild dieses Pontificats, wie es in Gregors Schriften anschaulich niedergelegt war. Hier hatte man das Vorbild eines in überlegener Hoheit ruhig waltenden Papstes, Königen ebenbürtig und gleichgestellt, lehrend, schützend, mahnend, die Zucht kräftig handhabend, hoch verehrt von allen Seiten, eines Papstes, der den Vorrang Roms energisch wahrte, die Einheit nachdrücklich aufrecht hielt, ohne Schonung gegen Heiden und Ketzer.

Schon früh nannte man ihn den Großen. Bald wurde er von der ganzen Kirche als Heiliger verehrt. Gregor IV (827

—844) hat seine Gebeine feierlich erhoben und das Gregoriusfest eingeführt. Er ist der besondere Patron der Schulen, und noch wird an einigen Orten der 12. März, der Gregoriustag, als Schulfest gefeiert.

Als Gregor seine Homilieen zum Ezechiel dictirte, soll sein Notar gesehen haben, wie der heilige Geist selbst in Gestalt einer weißen Taube ihm die Gedanken eingab. Sie ist sein Sinnbild geblieben.

III.

Der Uebergang zu den Franken.

Zwei Päpste von hervorragender Bedeutung, Leo und Gregor, haben unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch genommen. Viele Männer von ungewöhnlicher Begabung begegnen uns in der langen Reihe der Päpste, aber es sind auch große Zwischenräume, in welchen keiner das gewöhnliche Maaß überschreitet. In diesem Zeitraum ist keine hervorragende Persönlichkeit zu verzeichnen.

Gregor hatte das Papstthum in gefährlicher Zeit neu befestigt. Seine Nachfolger waren von geringer Bedeutung, Parteikämpfe zerrütteten Rom und die Curie, häufig traten längere Vacanzen ein. Dabei gab es stete Reibungen mit den griechischen Patriarchen und den Kaisern, obgleich die Noth der Zeit, die wachsende Bedrohung durch die Langobarden, gebot, sich fest an das Ostreich zu halten. Noch gehörten zum päpstlichen Sprengel nicht nur Sicilien und Calabrien, sondern seine Patriarchalgewalt erstreckte sich auch auf das einst mit dem Westreich verbundene Illyricum, welches Mösien und Macedonien, Thessalien, Griechenland, Kreta umfaßte. Die einträglichen Patrimonien waren jetzt fast alle unter griechischer Herrschaft. Auf diese Verhältnisse mußte Rücksicht genommen werden. Von 685 an finden wir fast nur Griechen und Syrer auf dem päpstlichen Stuhl; der Exarch zu Ravenna beherrscht die Wahl.

Aber die Griechen konnten sich bei der hergebrachten Lehre nicht beruhigen. Nicht die Geistlichen allein, sondern das ganze Volk beschäftigte sich ohne Unterlaß mit den schwierigsten Problemen. Noch nach Jahrhunderten fiel es den Kreuzfahrern auf, daß in Griechenland das Volk auf der Gasse, der Handwerker bei der Arbeit, in lebhaftester Weise sich stritt und unterhielt über Probleme, welche der Abendländer nicht anzurühren wagte. Sie wollten durchaus verstehen, was nicht zu verstehen ist.

Daß darüber die Provinzen verloren gingen, kümmerte sie wenig. Die Monophysiten, welche die doppelte Natur in Christo nicht begreifen konnten, wurden ausgestoßen; sie waren besonders in Aegypten sehr zahlreich, und führten den Verlust der wichtigen Provinz an die Araber herbei, welche von ihnen als Befreier begrüßt wurden. Ebenso hatten die Donatisten sich in Afrika zu den Vandalen geschlagen, andere Secten im fernen Osten den Sieg der Araber erleichtert.

Jetzt stritt man sich über die Einheit oder Zweiheit des Willens in Christo. Die Monotheleten gaben die zwei Naturen zu, ein doppelter Wille war ihnen zu viel.

Der Papst Honorius (625—638) schrieb, man solle den Streit den Grammatikern überlassen, die mit so spitzfindigen Untersuchungen die Jugend unterhalten. Wir wissen ja aus der Schrift, sagte er, daß Christi Geist nicht auf eine oder zwei, sondern auf vielfache Weise gewirkt hat.

Man könnte geneigt sein, diesen Standpunkt für sehr vernünftig zu halten; aber der Papst Honorius ist deshalb lange nach seinem Tode als monotheletisch und ketzerisch von der sechsten ökumenischen Synode zu Constantinopel (681) und von seinen eigenen Nachfolgern verdammt und verflucht worden. In förmlichster Weise, in dem Amtseide jedes neugewählten Papstes, geschah es lange Zeit hindurch.

Es ist ganz vergeblich, das leugnen zu wollen, so sehr man

es auch versucht hat, so schlecht es sich auch mit der Unfehlbarkeit reimt. Aber mit dieser verträgt sich überhaupt die Geschichte sehr schlecht; damals dachte noch niemand an solchen Aberwitz. Es ist ein Irrthum, wenn man sie schon in den Briefen des Papstes Pelagius II an den Patriarchen von Aquileja hat finden wollen. Da wird nur, allerdings mit Berufung auf die bekannten Bibelsprüche von der Schlüsselgewalt und dem nicht wankenden Glauben Petri, ausgeführt, daß die römische Kirche immer am rechten Glauben festgehalten habe. Es wird aber diese ihre Haltung, und im gegenwärtigen Augenblick das Festhalten am chalkedonischen Concil, ausführlich gerechtfertigt, durchaus nicht einfache Unterwerfung unter eine unfehlbare Entscheidung autoritativ verlangt.

Im griechischen Reiche hörten diese Streitigkeiten nicht auf, alle Gemüther zu beschäftigen, zu einer Zeit, als von der einen Seite die Avaren, dann die Bulgaren, bis vor die Hauptstadt vordrangen, als von der anderen zuerst die Perser und dann die neu erstandene Macht des Islam das Reich bedrohten, als eine Provinz nach der anderen verloren ging.

Der Kaiser Constans wünschte dem Streit ein Ende zu machen. Er begünstigte die Monotheleten, und hoffte auf diesem Wege auch die Monophysiten wieder zu gewinnen. Standhaft verweigerte jetzt Papst Martin I seine Zustimmung. Man gab ihm auch politische Intriguen Schuld, und er wurde deshalb 653 krank und schwach fortgeschleppt und starb 655 in der Verbannung.

Kaiser Constans aber, erbittert über den Widerstand, den er fand, wurde immer tyrannischer. Verhaßt in Constantinopel, ermordete er seinen beim Volke beliebten Bruder Theodosius; dann hielt er es dort nicht mehr aus, und wollte die Residenz wieder nach Rom verlegen. Seit dem Untergang des Westreiches (476) war er der erste Kaiser, welcher Italien wieder betrat. Er landete mit einem Heere in Unteritalien; da er aber gegen die Langobarden nichts ausrichten konnte, beschränkte er sich auf die Ver-

heerung des eigenen Landes. In Rom wurde der Kaiser am 5. Juli 663 vom Papst Vitalian und dem Clerus festlich empfangen, allein bald zeigte es sich, daß man einen Räuber bei sich aufgenommen hatte. Sogar das eherne Dach des Pantheon führte er mit sich fort, als er mit seinem Raube nach Sicilien entwich. Hier wurde er in Syrakus im Bade erschlagen. Wohl nur der Wahnsinn kann sein Thun erklären.

War dieser Besuch des Landesvaters nicht geeignet gewesen, die Anhänglichkeit seiner Unterthanen wieder zu beleben, so ist doch die endliche Trennung durch eine neue Ketzerei herbeigeführt.

Die Bilderstürmer oder Ikonoklasten gehören nicht zu den schlechtesten Kaisern. Leo der Isaurier hatte es vom einfachen Bauern zum Feldherrn des Ostens gebracht; im Jahre 717 auf den Thron erhoben, rettete er das Reich aus tiefem Verfall. Er befreite Constantinopel von der ersten arabischen Belagerung, vernichtete die feindliche Flotte durch griechisches Feuer, und schlug die Bulgaren. Ebenso tüchtig erwies sich sein Sohn und Nachfolger Constantin V (741—775). Allein was half das alles, da sie nicht orthodox waren?

In den Chroniken werden die Isaurier aufs ärgste verleumdet, so daß es schwer ist, die wirkliche Geschichte jener Zeit zu erkennen. Sie erregten diesen Haß, weil sie den Bilderdienst abschaffen wollten, der im griechischen Reiche zu großer Höhe erwachsen war und dem Götzendienste sehr nahe kam. Er war der Gegenstand fortwährender und wohlbegründeter Angriffe von Seiten der Juden und der Muhamedaner. In Syrien hatte jede Stadt ihr heiliges Bild, auf welches sie sich mehr verließ, als auf die Waffen. Dennoch waren sie alle den Arabern erlegen, sogar Edessa mit seinem angeblich nicht von Menschenhänden gemachten Bildniß.

Der Glaube der Masse wurde auch dadurch nicht erschüttert, und die Bemühungen der Kaiser waren vergeblich, obgleich sie nur auszuführen suchten, was viele einsichtige Freunde der Kirche

dringend wünschten. Gewiß kann man diese Kaiser als reformatorisch bezeichnen, aber sie fehlten darin, daß sie die Reform mit Gewalt erzwingen wollten.

Gleichzeitig mit diesen Kämpfen war die Reform der fränkischen Kirche unter Karl Martell und Pippin. Diese aber ließen Bonifatius walten, und rührten nicht an das Dogma.

In Constantinopel wurde zuerst die Anbetung der Bilder verboten, und als das nicht half, im Jahr 730 die Abschaffung der Bilder vom Kaiser befohlen. Auch vom römischen Papste wurde Gehorsam verlangt. Papst war damals (715—731) Gregor II, der erste Römer seit 685, angesehen als Haupt des Widerstandes gegen die Langobarden, noch mehr aber durch die großen Erfolge der deutschen Mission. Er konnte nicht gehorchen, selbst wenn er gewollt hätte. Er hätte nicht die Kirche mit fortgezogen, sondern nur sein eigenes Ansehen verloren. Sehr respectwidrig waren seine Antworten, und als man nun versuchte, die Edicte mit Gewalt durchzusetzen, erhob sich zu seinem Schutze die Bevölkerung, wie sie auch früher schon mehr als einmal die Päpste gegen kaiserliche Gewaltthat geschützt hatte. In der Pentapolis und in Venetien wurden die kaiserlichen Beamten verjagt, man wählte sich Herzoge, und behielt die Steuern zurück.

Trotzdem aber konnte man doch vom Ostreich nicht lassen, um nicht den Langobarden in die Hände zu fallen. Man mußte sich der kaiserlichen Truppen erwehren, und in Ravenna kam es zu einer blutigen Schlacht, aber das Aufkommen eines Gegenkaisers verhinderte Gregor.

Auf den zweiten Gregor folgte Gregor III (731—741); er war der letzte, welcher die Bestätigung der Privilegien vom Kaiser einholte. Aber noch in demselben Jahre 731 hielt er eine Synode, in welcher er den Bann gegen alle Bilderstürmer aussprach. Der Kaiser war nicht genannt, aber er verstand es. Er entzog dafür dem römischen Sprengel alles was unter seiner

Botmäßigkeit war, Calabrien, Sicilien, das ganze weite Illyricum; er nahm ihm die Patrimonien, welche dort gelegen waren. Es war ein ungemein schwerer Schlag für den römischen Papst; zugleich aber war damit das wesentlichste Band zerrissen, welches ihn bis dahin noch an das Ostreich gefesselt hatte.

Auch noch weiter wäre der Kaiser gegangen, wenn ihn nicht die Araber gehindert hätten. Eine schon nach Rom abgesandte Flotte zerstörte der Sturm.

So arg waren selbst die Langobarden nicht; sie waren jetzt katholisch geworden, voll Verehrung für den Papst, eifrige Bilderverehrer. Konnte man sich nicht mit ihnen vertragen?

Es ist wiederholt versucht worden. Aber die Langobarden strebten, wie mit unabweisbarer Nothwendigkeit jeder Beherrscher Italiens, nach dem Besitz von Rom. Auch wenn die Könige wollten, konnten sie ihr Volk nicht zurückhalten von den immer erneuten Angriffen gegen die letzten Reste der römischen Besitzungen. Diese Jahrhunderte des fast ununterbrochenen Kampfes hatten eine Erbitterung erzeugt, einen Nationalhaß, der den Gedanken unerträglich machte, sich ihnen zu unterwerfen. In anderer Weise aber war ein dauernder Frieden unmöglich.

So konnte der Zustand nicht bleiben. Schon aber hatte sich auch eine neue Hoffnung eröffnet.

Alle germanischen Stämme waren bei ihrer Bekehrung Arianer geworden, nur einer nicht. Als Chlodwig nach der Eroberung Galliens in der Schlacht gegen die Alamannen in großer Gefahr war, rief er den Gott seiner Gemahlin an, und er gewann den Sieg. Clothilde war katholisch. Die katholische Kirche in Gallien hatte an dem Bischof Remigius von Reims einen bedeutenden Vertreter, aber auch die Staatsklugheit gebot Chlodwig, die Religion des von ihm besiegten und nun beherrschten Volks anzunehmen. Er trennte sich dadurch von der Gemeinschaft der übrigen Germanen, aber das Frankenreich entging dadurch

dem inneren Zwiespalt, welcher die übrigen Reiche der Germanen zu Grunde richtete.

Aus dem burgundischen Reiche schrieb ihm der Bischof Avitus von Vienne: „Dein Sieg ist unser Sieg.“ Es war offener Hochverrath, und bald war das burgundische Reich den Franken unterworfen. Ebenso endete das Reich der Westgothen im südlichen Gallien.

Aber auch der Papst Anastasius schrieb an Chlodwig voll Freude und Hoffnung. Damals, es war die Zeit Theoderichs, blieb es bei den Worten, und hatte keine weitere Folgen. Gegen die Langobarden hatten die Franken wirklich geholfen; Papst Pelagius II hatte ein Bündniß zwischen dem Kaiser Mauricius und den Franken vermittelt. Aber damals hatten die Langobarden räuberische Einfälle auch in das Frankenreich gemacht; aus Liebe zum Papste über die Alpen zu ziehen, das lag den Franken doch noch fern. Bald darauf war ihr eigenes Reich durch Bürgerkriege zerfleischt, und von einer Einmischung in fremde Verhältnisse keine Rede.

Jetzt aber lagen die Verhältnisse ganz anders. Die Arnulfinger hatten die Gewalt an sich gebracht, hatten die Einheit des Reiches, die gesetzliche Ordnung wieder hergestellt.

Da nahte auch den Franken die Gefahr durch den Islam. Karl Martell rettete das Frankenreich, rettete die christliche Cultur des Abendlandes durch den herrlichen Sieg bei Poitiers (732). Freilich um hohen Preis! Die Schätze und Güter der Kirche hatte er unter seine Vasallen vertheilt, seine Heerführer zu Bischöfen gemacht. Fast vollständig war die fränkische Kirche niedergeworfen, und spätere Mönche haben nicht verfehlt, ihm dafür seinen Platz in der Hölle anzuweisen.

Die Zeitgenossen jedoch wußten Karls Thun besser zu würdigen; sie empfanden noch lebhaft die ungeheuere Gefahr, sie sahen ein, daß aller Reichthum der Kirche nichts half, wenn sie, wie in

Spanien, dem Islam zur Beute wurde. Sie wußten auch, daß Karl kein Feind der Kirche war, daß nur die Nothwendigkeit der eisernen Zeit ihn gezwungen hatte, den überreichen Besitz der ganz entarteten fränkischen Kirche zur Verstärkung seiner Heereskraft zu verwenden. Denn gleichzeitig war derselbe Karl Martell auch der Beschützer der inneren Reform und der Mission, der Beschützer Willibrords, des Gründers von Utrecht, und des heiligen Bonifatius.

Gregor II hatte 722 Bonifatius zum Bischof geweiht; im Jahre 729 sah er sich von allen, namentlich von seinem Kaiser, verlassen: Liutprand, der Langobardenkönig, stand vor den Thoren Roms. Gregor schritt ihm entgegen in seinem päpstlichen Ornat, und Liutprand kehrte um, ja er brachte seine Krone und andere Kostbarkeiten dem heiligen Petrus als Geschenk dar. Es war schwer, zu unterscheiden zwischen dem geistlichen Oberhaupt und dem politischen Feinde. Der Papst trat in Verbindung mit den rebellischen Herzogen von Spoleto und Benevent, und als diese besiegt waren, erschienen 739 die Langobarden wieder vor Rom. Sogar die Peterskirche wurde ausgeplündert.

Es war dasselbe Jahr, in welchem Bonifatius an Gregor III schrieb, daß er hunderttausend Deutsche bekehrt habe, die alle erfüllt seien von Verehrung für den heiligen Petrus.

Die englische Kirche, ihrem Ursprung treu, hielt fest am römischen Papst. Die Verbindung war sehr lebhaft, Bischöfe wurden durch den Papst eingesetzt, und namentlich Theodor von Tarsos hatte die wissenschaftlichen Studien in der Tochterkirche neu belebt. Voll Eifers suchten sie auch die germanischen Heiden für das Christenthum zu gewinnen. Ihre Missionare brachten die Vorstellung von dem Primat des heiligen Petrus mit, von dem Vorrecht des römischen Papstes, der Pflicht des Gehorsams, Dinge von denen man im Frankenreich kaum etwas wußte. Aber alle Neubekehrten traten in diesen Gedankenkreis ein. Sie wußten

nicht anders, als daß Petrus der Fürst der Apostel sei, und der römische Papst sein Vicar auf Erden.

Mehrere angelsächsische Fürsten sind in jenen Zeiten nach Rom gepilgert; sie sind dort Mönche geworden, um an den Schwellen der Apostel begraben zu werden. Jetzt kamen auch zahllose Pilger aus dem Frankenreiche.

Was lag näher, als dort Hülfe zu suchen?

Gregor III schrieb an Karl Martell von seiner Bedrängung durch die Langobarden; er schrieb ihm, daß die Feinde seine und seiner Vorfahren Weihgeschenke geraubt hätten; er schrieb ihm, daß man ihn, den Papst, verspotte, weil er seine Hoffnung auf Karl und die Franken setze.

Ein dringendes Schreiben folgte dem andern. Er schrieb an Karl, daß er, mit den Römern, ihn zum Consul ernannt habe. Das war damals nur noch ein Ehrentitel; wir wissen nicht, was der Papst damit beabsichtigte.

Karl Martell hatte 737 noch einen schweren Kampf mit den Sarrazenen gehabt, welche von unzufriedenen Provenzalen herbeigerufen waren; an der Berre hatte er sie besiegt. Wahrscheinlich in diesem selben Jahre 739 lagen die Araber wieder mit Heeresmacht in der Provence, und eroberten Arles; nur einen Bundesgenossen hatte Karl, den Langobardenkönig Liutprand, welcher auf Karls dringende Bitte mit seinem Heere zu Hülfe kam. Auch die Grenzen seines Reiches waren von dem wilden Feinde verletzt.

Sollte Karl um des Papstes willen sich mit seinem einzigen Bundesgenossen verfeinden? Das war zu viel verlangt. Karl schickte Gesandte, wir wissen nicht, mit welchen Aufträgen. Er wird sich auf eine Vermittelung beschränkt haben.

Da versuchte der neue Papst Zacharias (741—752) mit den Langobarden sich friedlich zu stellen, und es gelang, indem er die Herzoge, seine Bundesgenossen, fallen ließ. Aber dieses

gute Verhältniß hatte keine Dauer. Immer mehr wuchs die Bedrängniß von Seiten der Langobarden und der Griechen. Da kamen Boten aus dem Frankenreich, Bischof Burchard von Würzburg und der Abt Fulrad von Saint-Denis; sie legten dem Papst die Frage vor, wer König sein solle, derjenige, welcher die königliche Macht in Händen habe, oder derjenige, welcher bis jetzt den leeren Namen trage. Der Papst entschied, daß demjenigen, welcher die königliche Macht habe, auch der königliche Name gebühre. Was sonst etwa damals verhandelt sein mag, das wissen wir nicht.

Der letzte Merowinger wanderte ins Kloster, aber des Papstes Bedrängniß wuchs. Aistulf zog gegen Rom, schon war Ravenna mit dem Exarchat verloren. Vergeblich rief Stephan II (752—757) die Hülfe des Kaisers an: es war im Jahre 752, 754 hielt Constantin die Synode in Constantinopel, welche den Bilderdienst verbot. Auf des Kaisers Gebot begab sich der Papst persönlich zu König Aistulf nach Pavia: es war vergeblich, er weigerte sich, Ravenna herauszugeben. Nun folgte Stephan den Boten Pippins, welchen er schon auf dem Wege nach Pavia begegnet war. Sie waren gekommen, ihn ins Frankenreich zu geleiten.

Jenseit der Alpen berührte er den Boden seiner Kraft. Unermeßliche Verehrung empfing den Statthalter Petri. Am 28. Juli 754 salbte er Pippin mit seinen Söhnen in Saint-Denis. Es war die feierlichste Sanction der neuen Dynastie, ein Dienst von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Dafür verpflichtete sich Pippin in einem Vertrage, der zu Quierzy die Zustimmung der Großen des Frankenreiches erhielt.

Ein Dienst ist des anderen werth. Es schenkte, wie man witzig bemerkt hat, ein jeder dem andern, was ihm nicht gehörte. Doch hat weder damals noch im ganzen Mittelalter jemand daran gezweifelt, daß der Papst zu seinem Ausspruch vollkommen be-

rechtigt war, und daß die Beseitigung der Merowinger eine geschichtliche Nothwendigkeit war, wird niemand leugnen können. Pippin aber hat vermuthlich in gutem Glauben an die Gerechtigkeit der Sache seine Hülfe zugesagt, um den Langobarden Provinzen wieder zu entreißen, welche sie einst dem griechischen Reiche abgewonnen hatten.

IV.

Die Constantinische Schenkung. Leo III und Karl der Große.

Es ist eine große weltgeschichtliche Krisis, welche wir betrachtet haben. Das Papstthum war nach dem Sturz des weströmischen Reiches, nach der Eroberung Italiens durch Justinian, und dem Eindringen der Langobarden, enger als je an das griechische Reich gefesselt. Es erstrebte den Vorrang in der ganzen Kirche, und dachte nicht an eine Beschränkung auf das Westreich. Der Metropolitan-Anspruch auf Illyricum war zur Anerkennung gebracht. Die wichtigsten Patrimonien lagen im griechischen Reiche. Schutz, nicht ausreichender, aber doch der einzig mögliche, gegen die Langobarden, war nur vom griechischen Reiche zu erwarten.

Da machte der Bilderstreit die Verbindung unmöglich: nach dem Verlust der Patrimonien und des illyrischen Sprengels fiel alle Rücksicht fort; Aussöhnung war kaum noch zu hoffen, und keine Hülfe kam.

Dagegen hatte sich der Einfluß im fernen Westen sehr vermehrt; die englische Kirche war von Rom aus gestiftet, die Bekehrungen in Deutschland, und der durch die angelsächsische Mission fester begründete Einfluß im Frankenreich, gab Ersatz für den Verlust im Osten. Dazu kam nun die Anknüpfung einer neuen Verbindung durch den Thronwechsel. So erfolgte naturgemäß der Uebergang.

Man hat in neuerer Zeit Pippins Einmischung getadelt, man hat den Grund dazu nur in seinem Ehrgeiz finden wollen. Und weiter gehend ist die ganze Kaiserpolitik getadelt worden, weil sie in späterer Zeit zu nachtheiligen Verwickelungen geführt hat. Ich kann mich von der Richtigkeit dieser Auffassung nicht überzeugen; mir scheint es, daß dabei eine moderne Auffassung auf die damalige politische Lage übertragen ist. Die fortwährende Berührung mit dem höher gebildeten Italien ist der Cultur sehr förderlich gewesen, und die Zusammenfassung aller Kräfte für ein hohes Ziel hat seiner Zeit politisch nützlich gewirkt.

Aber vor allem darf man die ungeheuere Macht der religiösen Ideen in jener Zeit nicht außer Acht lassen, die Macht, welche Könige, wie mehrere Angelsachsen, den Langobarden Ratchis, den Hausmeier Karlmann, in's Kloster trieb. Die Könige hätten ihr Ansehen bei ihrem Volke verloren, wenn sie den Hülferuf des Papstes überhört hätten, vor allem bei den Bischöfen, welche die Hauptstütze ihrer Regierung waren. Nicht die Ottonen darf man anklagen, nicht Karl den Großen, auch nicht Pippin, sondern Chlodwig müßte man tadeln, aus dessen katholischer Taufe sich alle weiteren Schritte folgerichtig entwickelt haben. Aber gerade diese Taufe hat dem Frankenreich seine Festigkeit und seine Größe gegeben.

Pippin hielt es ohne Zweifel für seine Pflicht, dem Papste zu Hülfe zu kommen, und bei dem durch Bonifatius und seine Genossen so mächtig angeregten kirchlichen Eifer konnte er gar nicht anders handeln.

Aber das Frankreich war fern, und so wie zum griechischen Reiche, konnte der Papst sich zu ihm nicht stellen. Es war eine überaus schwierige Lage, und nicht leicht für den Papst, zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen. Da ist ihm nun damals der verzweifelte Gedanke gekommen, sich auf eigene Füße zu stellen.

Er hatte thatsächlich keinen Herren über sich. Konnte es nicht

so bleiben? Der Plan ist gefaßt worden; er tritt uns entgegen in der **Constantinischen Schenkung**, welche, wie **Döllinger** nachgewiesen hat, in dieser Zeit und zu diesem Zweck gefälscht ist. Im Jahre 777 kommt zuerst eine Berufung auf diese viel-besprochene und berüchtigte Urkunde vor; sie muß aber in etwas früherer Zeit entstanden sein, als die Ablösung vom griechischen Reiche noch nicht vollzogen, die engere Verbindung mit dem Frankenreiche noch nicht geknüpft war. Nur in diese Zeiten paßt sie. Man hatte sich früher damit begnügt, ihre Unechtheit nach-zuweisen; Döllinger zuerst hat gelehrt, sie in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu verstehen und zu würdigen.

Nach dieser Urkunde nämlich gewährt der Kaiser Constantin dem Papst Silvester bei der Verlegung der Residenz, außer der höchsten geistlichen Autorität, die Herrschaft über Rom, Italien und die Inseln. Er gestattet ihm ferner, Kämmerer, Thürhüter, eine Leibwache zu haben, Vorrechte der vornehmsten weltlichen Beamten, welche dem Papste bis dahin fehlten; von nun an aber kommen sie vor. Der römische Clerus erhält zugleich die Ehren und Vorrechte des kaiserlichen Senats; Cleriker dürfen Mitglieder des römischen Senates sein: so pflegte man um diese Zeit die Gesammtheit der römischen Großen zu nennen, welche bei der Lockerung der Verbindung mit dem Exarchen die wichtigsten Be-schlüsse faßte. In dieser Versammlung sind von nun an auch Cleriker, und alle diese Bestimmungen passen eben nur für die Zeit des Uebergangs aus der griechischen in die fränkische Monarchie.

Ohne fremde Hülfe durfte man nicht hoffen, die erstrebte Selbständigkeit zu erreichen, aber vielleicht ließen sich dazu die Frankenfürsten benutzen, welche zu entfernt waren, um eine wirk-liche Herrschaft in Anspruch zu nehmen. Vermuthlich ist schon die Verhandlung mit Karl Martell von diesem Gesichtspunkt auf-zufassen. Deutlicher tritt es uns bei dem Vertrag mit Pippin

entgegen. Leider ist uns der Wortlaut der Urkunde nicht erhalten, aber doch der wesentliche Inhalt. Der römische Papst, oder wie es da heißt, der heilige Petrus, soll ganz Italien haben, mit Einschluß von Venetien und Istrien, und den Herzogthümern Spoleto und Benevent. Ausgenommen ist nur Calabrien und im Norden die eigentliche Lombardei; hier ist die Grenzlinie so genau angegeben, daß gar nicht zu bezweifeln ist: es lag ein ganz bestimmter Plan vor, nicht vage Hoffnungen und Träume. Die Herzoge von Benevent und Spoleto waren gewöhnlich in Opposition gegen den König, gerade damals in sehr genauen Beziehungen zum Papste, das Vorspiel zu dem Rückhalt, welchen später die Päpste an den Normannen fanden. Wenn, was sehr wahrscheinlich ist, mit ihnen Verabredungen bestanden, sie mit dem Plane einverstanden waren, so konnte er recht wohl als ausführbar erscheinen, und die damalige Verwickelung mußte eigentlich mit Nothwendigkeit zu dem Versuche eines solchen Ausweges führen. Nur ein Umstand war im Wege: dem Papstthum fehlte die Kraft, welche dazu nöthig war, um eine solche Stellung zu behaupten, und deshalb ist die ganze kühne Idee doch nur ein Luftschloß geblieben.

Die Urkunde blieb unbeachtet liegen, aber im elften Jahrhundert taucht sie wieder auf, und wird nun eines der Fundamente, worauf die neue päpstliche Machtstellung errichtet wird. Immer angefochten, wird sie doch niemals aufgegeben, immer wieder benutzt; darauf, auf den Ausdruck „Inseln" gestützt, hat Urban II Corsica in Anspruch genommen, hat der englische Papst Adrian IV Irland an den König von England geschenkt; darauf gestützt nahm 1493 Alexander VI die Verfügung über die neu entdeckten Inseln, Amerika, in seine Hand. Die Urkunde ist eins der Fundamente der päpstlichen Machtstellung geworden: in dieser Beziehung ist man niemals heikel gewesen.

Pippin also hatte jenem Plane seine Zustimmung gegeben;

es ist sehr möglich, daß die Berufung auf jene vorgebliche Schenkung Constantins, deren Unechtheit zu durchschauen er wohl kaum im Stande sein mochte, ihn von der Berechtigung des Papstes überzeugt hat. Der Vertrag war von den fränkischen Großen in feierlicher Versammlung genehmigt. Papst Stephan ernannte die neuen Frankenkönige zu Patriciern. So nannte man seit einiger Zeit die höchsten Beamten in Rom; sie waren also eigentlich Beamte des griechischen Kaisers geworden. Schwerlich dachte der Papst daran, ihnen oder ihren Stellvertretern die Verwaltung zu übergeben; nur um ihre Verpflichtung zum Schutze war es ihm zu thun.

Es würde also hier der erste geistliche Staat entstanden sein, mit einem weltlichen Fürsten als Schirmvogt. Doch war die Lage der Dinge noch viel zu unsicher, um sich offen vom Kaiser loszusagen; wir hören noch von päpstlichen Abgesandten in Constantinopel, und noch bis 772 sind die päpstlichen Bullen nach den Regierungsjahren der Kaiser datirt, und ist dadurch deren Hoheit unzweifelhaft anerkannt.

Pippin hatte dem Plane zugestimmt. Aber daß er sich verpflichtet habe, ihn auch auszuführen, ist kaum anzunehmen, es müßten denn die allzugroßen Schwierigkeiten die Ausführung so offenbar unmöglich gemacht haben, daß sie von ihm gar nicht verlangt wurde. Nicht leicht waren die fränkischen Großen dazu zu bewegen, des Papstes wegen einen Krieg gegen die alten Bundesgenossen zu unternehmen, doch geschah es. Liutprands Haus war durch König Aistulf verdrängt, gegen diesen hatte Pippin keine Verpflichtung.

In zwei Feldzügen fand Pippin keinen Widerstand im offenen Felde, doch beschränkte er sich darauf, den alten Zustand vor den jüngsten Uebergriffen der Langobarden herzustellen. Von einer Durchführung des ganzen Pactes war keine Rede, und wir hören auch nicht, daß ihm deshalb ein Vorwurf gemacht wäre. Man

mag in Rom selbst eingesehen haben, daß für jetzt das angestrebte Ziel nicht zu erreichen war. Vielleicht war die Mitwirkung der Herzoge von Spoleto und Benevent, ohne welche an die Ausführung nicht zu denken war, damals nicht zu erreichen. Seinen Antheil erfüllte Pippin, indem er den Papst zum Herrn, nicht nur des Ducats von Rom, sondern auch des Exarchates von Ravenna machte. Das Langobardenreich war vollständig morsch; wenn die Franken erschienen, wurde alles versprochen, was verlangt wurde. Waren sie fort, so geschah entweder nichts, wie nach dem ersten Feldzuge, oder nur was unvermeidlich war, und bald darauf begann das Rauben und Plündern an den Grenzen von neuem. Der König konnte seine eigenen Leute nicht im Zaum halten. Zuletzt erhob Pippin im Einverständniß mit dem Papste einen neuen König, Desiderius, doch auch der hielt den Frieden nicht, er konnte es nicht.

Doch hatte er auch gute Gründe zur Feindseligkeit; wir haben aus der Zeit Pauls I (757—767) die merkwürdige Nachricht, daß die Herzoge von Spoleto und Benevent sich empörten, daß sie Pippins Schutz anriefen, daß sie wirklich dem heiligen Peter huldigten, und so das italische Papstreich im Begriff war, ins Leben zu treten. Aber mit einem raschen Feldzuge hat Desiderius sie zu Boden geworfen.

Auch von anderer Seite kamen damals sehr beunruhigende Nachrichten; man hörte, daß zwischen König Desiderius und dem griechischen Reiche, welches seine Ansprüche keineswegs aufgab, eine Annäherung stattfinde, daß er mit den Griechen unterhandle. Ja sogar eine Verbindung Pippins mit den Griechen wurde befürchtet.

In Rom selbst bewirkte der Kampf der beiden Factionen die zügelloseste Anarchie, und auch die Päpste selbst wurden in die blutigen Gewaltthaten hineingezogen. Als Papst Paul I im Sterben lag (767), drangen die Leute des Herzogs Toto von

Tuscien in die Stadt, und mit einer Partei des römischen Adels verbündet, erhoben sie Toto's Bruder Constantin zum Papst, einen Laien, der schleunigst geweiht wurde. Aber bald nahte der Primicerius Christophorus mit Mannschaften des Königs Desiderius; Constantin wurde verdrängt, mißhandelt, geblendet, und Stephan III auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Nicht ihn hatte der langobardische Königsbote gewollt; nachdem aber die Langobarden von beiden Parteien die Straßen mit wildem Kampf erfüllt hatten, gewann die römische Bevölkerung die Oberhand, und auch der Königsbote wurde ein Opfer ihrer Wuth und des Hasses gegen alle Langobarden.

Viel Blut war geflossen; der neue Papst schickte eine Botschaft an die Frankenkönige, und bat um die Absendung von Bischöfen, damit über die Anmaßung des Eindringlings Constantin gerichtet werde.

Schon war Pippin gestorben, aber die Söhne schickten zwölf Bischöfe, und zum ersten Mal betheiligten sich Franken an einer lateranensischen Synode. Nicht nur wurde Constantin verdammt, sondern um ähnliche Vorkommnisse zu verhindern, wurde die Wahl ausschließlich dem römischen Clerus zugetheilt. Der Zweck, Unruhen und Gewaltthätigkeit bei den Wahlen zu verhindern, wurde damit nicht erreicht, war doch der römische Adel in dem Clerus stark vertreten, und die Würdenträger der Kirche großentheils von sehr weltlichem Ehrgeiz erfüllt. Die Schranken aber, welche bis dahin die Aufsicht des Kaisers und des Exarchen gesetzt hatten, waren gefallen.

Bald kam neue schlimme Kunde aus dem Frankenreich. Man hörte, daß der neue König Karl sich vermählen wolle mit der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius. Seine Mutter Berthrada hatte das beredet, auch der Sohn des Desiderius sollte Karls Schwester Gisela heirathen. Es war ein ganz neues politisches System, ein enges Bündniß der Franken mit den Lango-

barden, und mit den Baiern, deren Herzog Tassilo auch eine Tochter des Desiderius zur Gemahlin hatte.

Entsetzlich entbrannte der Zorn des Papstes; er erließ ein Actenstück, wie undiplomatischer, ja man möchte sagen unanständiger, wohl niemals eines aus der päpstlichen Kanzlei gekommen ist. Die ganze unbändige Verbitterung des Hasses gegen die Langobarden tritt uns daraus lebhaft entgegen. Gar nicht unter die Völker zu rechnen seien diese Langobarden, die Aussätzigen stammten von ihnen, es sei ganz undenkbar, daß ein Frankenkönig eine Gemahlin aus diesem Volke nehme. Sogar zu Drohungen verstieg sich der Papst, und verbot geradezu diese Verbindung. Daß Karl, wie auch in dem Schreiben gesagt war, schon eine Gemahlin hatte, scheint nicht unbegründet gewesen zu sein, aber man nahm es damals mit der Auflösung fürstlicher Ehen noch nicht so genau, und gerade darauf wird nicht das Hauptgewicht gelegt.

Karl hat seine und seiner Vorfahren Correspondenz mit den römischen Päpsten sorgfältig sammeln und abschreiben lassen, weil ihm die Wichtigkeit und Schwierigkeit dieser Verhältnisse klar vor Augen lag; nur daraus kennen wir jenen Brief. Aber leider ist der Theil der Sammlung, welcher die königlichen Schreiben enthielt, verloren, und die Antwort uns deshalb unbekannt geblieben. Sicher ist, daß der Brief, ein Ausbruch ohnmächtiger Wuth, ohne alle Wirkung blieb.

Wohl ist es wahr, daß der große Gang der Geschichte sich durch zufällige Umstände nicht ändern läßt, aber ebenso wenig läßt sich leugnen, daß sie sehr weit reichende Folgen haben können. Wäre Karls Gemahlin schön gewesen, hätte sie seine Liebe gewonnen, ihm einen Erben geboren, so würde wenigstens die nächste Folgezeit sich ganz anders gestaltet haben. Wir wissen sehr wenig von ihr; man erzählte später, sie sei kränklich gewesen, habe keine Aussicht auf Nachkommenschaft gewährt. Sicher ist, daß Karl sie nach Jahresfrist verstieß.

Wie häufig haben Fürsten das zu thun versucht! wie kräftig sind ihnen dabei, mit lobenswerthem Muth, die Päpste in den Weg getreten! Hatte sich doch auch eben noch der Papst Stephan der Himiltrud angenommen. Möglich, daß er die Ehe gar nicht als eine gültige betrachtete, genug, er that in diesem Falle keinen Einspruch. Dagegen war nun der Krieg mit den Langobarden die natürliche Folge.

Eben war Karls Bruder Karlmann gestorben; die Großen seiner Reichshälfte hatten nicht dessen unmündige Söhne zur Nachfolge gewählt, sondern Karl, wie das nach fränkischem Herkommen ihnen zustand. Die Witwe aber war mit ihren Kindern zu Desiderius geflüchtet, und dieser verlangte vom Papst, daß er die Söhne zu Frankenkönigen krönen solle. Man kann sich leicht denken, mit welchem Erfolg.

Karl aber war erst durch seines Bruders Tod ein Nachbar der Langobarden geworden. Der Krieg begann unverzüglich (773). Im Thal von Susa erwarteten Karl die Langobarden. Aber er umging das Heer, und sofort löste dieses sich auf, ohne einen Kampf auch nur zu versuchen. Desiderius flüchtete in seine Hauptstadt Pavia, wo Karl ihn belagerte.

Während dieser Belagerung kam die Nachricht, daß der Herzog von Spoleto dem Papst gehuldigt habe. Es war ein neuer Papst, Hadrian (772—795). Noch im April 772 hatte er nach dem alten Herkommen seine Bullen datirt nach den Jahren der Kaiser, noch war das Band nicht ganz zerrissen. Dann verschwinden die Namen, und es heißt „unter der Herrschaft Christi"; das Jahr aber ist das Regierungsjahr des Papstes. Man sieht deutlich genug: der Papst tritt nun wirklich auf als unabhängige Macht. Er will keines Menschen Unterthan sein. Jetzt schien der Augenblick gekommen, um mit dem Pact von Quierzy Ernst zu machen. Der Herzog von Spoleto ging darauf ein; lieber als den Frankenkönig, wollte er den Papst zum Herrn haben.

Und in der Urkunde Pippins war das Herzogthum Spoleto ausdrücklich genannt.

Allein Karl sah die Sache anders an. Hatten sich doch die Verhältnisse ganz verändert. Auf Kosten des Langobardenreiches mochte der Papst sich eine Herrschaft gründen, wenn er konnte. Aber nun war Karl selbst der Landesherr, oder im Begriff, es zu werden. Und er sollte zugeben, daß in seinem Rücken sich im mittleren Italien eine neue, höchst unzuverlässige Macht bildete? Da hätte er nicht Karl sein müssen.

Er duldete es nicht. Als das Osterfest 774 herannahte, beschloß Karl, es in Rom zu feiern. Aber er nahm eine sehr starke Begleitung mit. Hadrian war im hohen Grade überrascht und bestürzt; er hielt ihm den Pact von Quierzy entgegen. Auch in Karls Namen war er ausgestellt; Karl konnte nicht umhin, ihn zu bestätigen. Aber auf die Auslegung kam es an.

Ueber die damals gepflogenen Verhandlungen sind wir nicht unterrichtet. Aber einerseits wissen wir, daß der Papst, so lange er lebte, seine unabhängige Stellung behauptete, und Karl nicht als Landesherrn anerkannte, andererseits aber, daß Karl jene Huldigung nicht zuließ, und daß er sich seit dem Juli 774 in seinen Urkunden einen König der Franken und der Langobarden und einen Patricius der Römer nennt. Pippin hatten diese Verhältnisse noch fern gelegen, ihn nicht so unmittelbar berührt. Aber Karl fand in dem Titel eines Patricius die willkommene Handhabe, um zu ergänzen, was ihm als Langobardenkönig fehlte. Er nahm es damit ernstlich, und sah darin nicht nur die Verpflichtung zum Schutze, sondern auch die Berechtigung, alle Hoheitsrechte der alten Kaiser in die Hand zu nehmen. Hadrian forderte die Städte des Exarchates als sein Eigenthum: Karl ließ die Bevölkerung sich und dem Papste huldigen.

Es war eine unklare, widerspruchsvolle Sachlage; sie war es

um so mehr, weil neue Störungen deutlich genug zeigten, daß der Papst nicht im Stande war, eine wirklich selbständige und unabhängige Herrschaft zu behaupten. Er brauchte Hülfe sowohl gegen feindliche Factionen in Rom selbst, wie gegen die Gefährdung durch die Griechen von Süden her. Dennoch blieb es immer auffallend, daß die so sehr weit gehenden Zusagen der Urkunde zu Quierzy nicht ernstlicher betont worden sind.

Diese so unlösbar erscheinenden Schwierigkeiten hat erst kürzlich der Professor Julius Ficker in Innsbruck geebnet, indem er ganz überzeugend nachgewiesen hat, daß eine Aenderung eingetreten ist mit Karls Anwesenheit in Rom 781: damals muß ein Abkommen getroffen sein. Damals erhielt Hadrian außer dem altrömischen Besitz auch die Abgaben, welche aus dem langobardischen Tuscien bis dahin an den Königshof geleistet waren; Karl aber hat von da an unbestritten die volle Gerichtshoheit.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Urkunden Pippins und Karls, von welchen die Curie niemals auch nur eine Abschrift hat vorbringen können, damals im Original zurückgegeben worden sind; kein späterer Papst fußt wieder darauf, bis man in Gregors VII Zeit sie dem Inhalt nach aus dem alten Buch über die Geschichte der Päpste wieder kennen lernte, sie ans Licht zog, und sie nun systematisch zur Basis der hierarchischen Bestrebungen machte.

Am Weihnachtstage 795 starb Hadrian, und mit ihm verschwand der verfrühte Versuch eines selbständigen Kirchenstaates von der Tagesordnung. Sein Nachfolger Leo III (795—816) vollzog den unvermeidlich gewordenen Uebergang zum Frankenreich. Seine Bullen nennen die Regierungsjahre Karls seit der Eroberung Italiens. Mit dem römischen Volke huldigte er dem König, und aller Widerspruch hörte auf.

Aber in Rom selbst erfuhr Leo Anfechtung. Bei einer feierlichen Prozession am Marcustage (25. April) 799 wurde er von

seinen Feinden überfallen, und man hatte die Absicht, ihn zu blenden, ihn der Zunge zu berauben, was damals in Rom nicht ungewöhnlich war. Daß es nicht gelang, daß Leo's Wunden heilten, galt als Wunder.

Flüchtig kam der Papst zum König Karl, der gerade im fernen Sachsenland, bei Paderborn, Hof hielt. Ein gleichzeitiges Gedicht schildert die Zusammenkunft, mit größter Ehrfurcht wurde der Papst empfangen. Karl befahl sogleich, ihn wieder in seine Würde einzusetzen; er selbst werde nachfolgen und Gericht halten. Denn nicht nur mißhandelt war der Papst, er war auch schwerer Verbrechen beschuldigt.

Als Karl nun wirklich kam und Gericht hielt, fand sich kein Kläger; es ist begreiflich nach den vorgefallenen Gewaltthaten, daß die Furcht sie schweigen ließ. Da hat der Papst sich durch einen Reinigungseid von dem auf ihm lastenden Verdacht befreit, nach fränkischer Sitte mit zwölf Eideshelfern. Freilich hat er hinzugesetzt, daß er das nur aus gutem Willen thue, und nach der Angabe des Papstbuches haben die zum Gericht berufenen Prälaten erklärt, daß der römische Stuhl von keinem Menschen gerichtet werden könne.

Allein Karls Standpunkt ist das augenscheinlich nicht gewesen.

Zwei Tage später, am Weihnachtstage des Jahres 800, wohnte Karl in der Peterskirche dem Gottesdienste bei; während er betete, setzte der Papst ihm eine Krone auf, und das offenbar vorbereitete Volk rief die Acclamationen, wie sie für die römischen Kaiser üblich gewesen waren. Dann warf sich der Papst mit allem Volke zur Erde, und leistete Karl die Adoration, diese knechtische Form der Verehrung, welche seit Vitellius von den Göttern auf die Kaiser übertragen war.

Karl war mit diesem Vorgang sehr unzufrieden; er hat gesagt, daß er trotz des hohen Festtages die Kirche nicht besucht haben würde, wenn er von Leo's Absicht etwas gewußt hätte.

Leider erfahren wir den Grund nicht, nicht ob die Sache ihm mißfiel, oder nur das eigenmächtige Vorgreifen Leo's. Wohl ist es möglich, daß er schon ahnend voraussah, welche Ansprüche sich daran knüpfen könnten.

Uns ist es so geläufig, die Person des Papstes mit der Kaiserkrönung verbunden zu denken, daß es nöthig ist hervorzuheben, daß bis dahin der römische Papst mit der Kaiserkrönung niemals irgend etwas zu thun gehabt hatte. Nahe lag der Gedanke freilich, seitdem die Kaiser in Byzanz nach dem Vorbild des Alten Testamentes die Salbung der Patriarchen annahmen, und nun auch im Frankenreiche bei der neuen Dynastie die bischöfliche Salbung üblich geworden war. Karl aber war von dieser Nothwendigkeit nicht durchdrungen. Es ist sehr auffallend, daß bei der Reichstheilung von 806 von dem Kaiserthum überhaupt gar nicht die Rede ist. Als dann der Tod der älteren Söhne Ludwig zum alleinigen Erben machte, da hat ihn Karl am 11. September 813, nachdem der Reichstag der Franken seine Zustimmung gegeben, in die Marienkirche zu Aachen geführt, und hier hat sich Ludwig nach einer feierlichen Ansprache des Vaters die Krone auf dessen Geheiß selbst vom Altar nehmen müssen. Von einer Mitwirkung der Geistlichkeit, von einer Salbung, ist nicht die Rede. Aber es scheint, daß stets die Päpste besorgt waren, ihre Mitwirkung als nothwendig erscheinen zu lassen. Ungerufen kam nach des Vaters Tod der Papst über die Alpen und salbte den neuen Kaiser. Selbst Ludwig hat seinem Sohn Lothar die Kaiserwürde allein aus eigener Machtvollkommenheit übergeben, aber als Lothar nach Rom kam, vollzog der Papst hier die Salbung. Und da die Kaiserwürde zunächst bei dem italienischen Zweige der Karolinger blieb, so bildete sich sehr rasch die Vorstellung aus, daß der Kaiser in Rom und durch den Papst gekrönt werden müsse.

Nur daraus ist die Nothwendigkeit der Römerzüge entsprungen,

nur dadurch auch die Entscheidung des Papstes über die Königswahlen nöthig geworden. Denn daß das höchste Haupt der Christenheit verpflichtet sei, jeden der sich ihm vorstelle, ohne Prüfung zu krönen, war unmöglich anzunehmen; der gewählte König aber hatte den Anspruch auf die Kaiserwürde, und dadurch gewann der Papst ein Anrecht auf die Prüfung der Wahl, wovon bei keiner anderen Krone die Rede war.

So folgenreich für die Zukunft war jener Vorgang, und sehr möglich ist es, daß Karl dergleichen Ansprüche voraussah. Seiner Regierungsweise hätte es mehr entsprochen, wenn er die Kaiserwürde annehmen wollte, die Frage einem Reichstag zur Entscheidung vorzulegen, wie er es that, als er seinen Sohn zum Mitkaiser annahm.

Immerhin können wir zugeben, daß wie bei dem Uebergang von den Merowingern zu der neuen Dynastie, so auch jetzt bei der verwickelten Sachlage nach der ganzen Denkungsart der Zeit Schwierigkeiten vorlagen, welche ohne Mitwirkung des römischen Papstes kaum zu beseitigen waren. Die Kaiserkrönung an sich war vollkommen angemessen; nur so konnte der noch immer zweifelhafte Zustand der Dinge in Italien befriedigend geordnet werden.

Die herrschende Vorstellung war nun einmal, daß die höchste weltliche Gewalt die kaiserliche sei. Man las in der Bibel: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Fragte man, wo denn dieser Kaiser sei: er war in Constantinopel. Als Patricius war Karl eigentlich sein Beamter. Die Chronisten des fränkischen Reiches führen daher auch die Reihe der Kaiser fort, so wenig man auch daran dachte, ihnen zu gehorchen. Nun aber saß eine Frau auf dem Throne, die Kaiserin Irene, welche ihren eigenen Sohn Constantin VI vom Throne gestoßen, seine Ermordung veranlaßt hatte. Das erschien vollkommen unerträglich; dagegen war Karl im Besitz der alten Hauptstädte und Residenzen, und was man sich in Italien gewöhnt hatte, als die erste Pflicht des

Kaisers zu betrachten, den Schutz der römischen Kirche, das leistete allein der Frankenkönig.

Noch wichtiger aber ist, daß unter der glänzenden Herrschaft der Karolinger das Abendland das frühere Gefühl der Unmündigkeit überwunden hatte, und sich dem damals tief gesunkenen griechischen Reiche gegenüber nicht nur unabhängig und selbständig, sondern überlegen fühlte. So stellt es sich denn jetzt hin als das vollberechtigte, das besser berechtigte, und das Kaiserthum wird, wie die Chronisten sich ausdrücken, auf die Franken übertragen. Denn nur ein wirklich berechtigter Kaiser ist nach der Theorie möglich, und niemand dachte damals an das längst vergessene weströmische Kaiserthum, von dessen Erneuerung neuere Schriftsteller reden.

Durch diese Uebertragung hat nun auch der römische Papst seine angemessene Stellung erhalten. Freilich hatte Irene den Bilderdienst hergestellt, allein trotz aller Bemühungen waren weder die Patrimonien noch die illyrische Diöcese wieder zu erlangen. Der Ehrenvorzug des römischen Papstes war 787 auf dem zweiten nicänischen Concil anerkannt worden, aber mehr doch nicht. Auf die angestrebte höchste Stellung, die geistliche Herrschaft in der ganzen Christenheit, mußte der Papst verzichten; dafür aber war er nun im ganzen Abendland die unbedingt anerkannte höchste kirchliche Autorität.

Bonifaz hatte außer der Heidenbekehrung auch die Reform der ganz verwilderten fränkischen Kirche durchgeführt; sie war jetzt gegliedert in Bisthümer und Erzbisthümer. Für Erzbischöfe gab es seit alten Zeiten eine Auszeichnung, die zuweilen auch Bischöfen zu Theil wurde, eine weiße wollene, mit rothen Kreuzen durchwobene Binde, das Pallium genannt. Nur der Papst konnte sie verleihen. Bald wurde es Regel, daß jeder Erzbischof sie haben mußte, daß er ohne sie nicht als vollberechtigt zur Ausübung seines Amtes betrachtet wurde.

Diese unscheinbare Binde ist für die Kirche zu einer schweren Fessel geworden. Der Papst knüpfte an die Verleihung Bedingungen; er verlangte den Eid des Gehorsams, wie ihn Bonifatius geleistet hatte. Er verweigerte das Pallium, wenn es ihm gefiel. So gewann er einen Einfluß auf die Landeskirchen, der auf anderem Wege schwer zu erreichen gewesen wäre.

Auch diese Folgen sind erst später eingetreten. Für jetzt noch beherrschte Karl vollständig die Lage, und hütete sich sehr, den Papst übermächtig werden zu lassen. Bei vorkommender Gelegenheit hat er ihn strenge auf sein Gebiet verwiesen. Er berief aus eigener Macht Synoden, er war sehr ernstlich bemüht, die kirchliche Zucht zu verbessern. Noch zweifelte niemand an seiner Berechtigung, die Bischöfe einzusetzen, wie andere Beamte. Auch Glaubensfragen, die damals die Gemüther beschäftigten, wie über den Bilderdienst, über den Adoptianismus, den Ausgang des heiligen Geistes, erörterte und behandelte Karl mit seiner fränkischen Geistlichkeit, nicht immer im Einklang mit dem Papste, und ohne diesen viel zu fragen. Die fränkische Kirche stand damals ohne alle Frage wissenschaftlich sehr viel höher als die römische, welche immer mehr herabsank, und die gelehrte Bildung verschmähte.

Gewaltig hat Karl der Große seine Zeit beherrscht, aber nach ihm kamen keine ebenbürtige Nachfolger.

Dagegen trieb die einmal angenommene Meinung, daß der römische Papst der Statthalter Petri sei, und daß alle an diesen gerichteten Worte in der heiligen Schrift auch für den Papst Gültigkeit hätten, mit Nothwendigkeit dahin, seine Stellung über die des Kaisers zu erheben, und die geschichtlichen Ereignisse führten rasch vorwärts in dieser Richtung.

Die alles überragende Hoheit der Kirche war allgemein anerkannt: wie sollte nicht auch ihrem Haupte die höchste Stellung gebühren?

V.

Nicolaus I.

Karl der Große stand den Päpsten seiner Zeit in fest begründeter Machtstellung gegenüber, auch geistig ihnen überlegen. Der Papst war der erste Bischof seines Reiches; daß er dem Kaiser untergeordnet sei, war man seit langer Zeit gewohnt, man kannte es nicht anders, und die Huldigung Leo's hatte es offen anerkannt.

Aber unvergessen war doch auch jener Ausspruch des Papstes Gelasius (S. 17) von dem Vorzug der priesterlichen Gewalt. So lange man daran glaubte, mußte man folgerecht dazu kommen, den Papst höher zu stellen. Nur die Gewalt der Thatsachen treibt auch katholische Fürsten immer wieder zur Auflehnung gegen den Statthalter Petri: consequenter wäre die gehorsame Unterordnung, so lange man an jenem Grundsatz festhält.

Schwächeren Nachfolgern gegenüber mußte dieser innere Widerspruch bald hervortreten.

Auf Karl den Großen folgte Ludwig der Fromme.

Karl hatte sein Reich theilen wollen. Es war das altgermanischer Anschauung gemäß, vorzüglich wo ein König sein Reich durch Eroberung begründet oder erweitert hatte. Auch Chlodwig hatte getheilt. Ohne Theilung gab es Krieg, und das allgemeine Rechtsgefühl wäre auf Seiten der ausgeschlossenen Söhne gewesen.

Anders aber war der kirchliche Standpunkt. Nicht etwa, weil die Kirche ein lebhafteres Gefühl von der Berechtigung des weltlichen Staates hatte, der durch die Theilung geschädigt wurde, sondern weil man sich eine Theorie zurechtgemacht hatte von einem geistlichen Haupt und einem weltlichen. Man war erfüllt von dem Glauben an die Vision des Daniel; von den Weltreichen, welche dort symbolisch bezeichnet waren, war das letzte das römische: wie sollte es aufhören können vor dem Ende aller Dinge?

Einen biblischen Grund für die Einheit der höchsten weltlichen Gewalt gab scheinbar auch die Geschichte von den zwei Schwertern, welche man schon früh gedeutet hat als die geistliche und die weltliche Gewalt. Der Herr hatte gesagt: „Es ist genug." Wie konnte es mehr als zwei geben? Und ebensowenig durfte die Vereinigung der weltlichen Gewalt in einer Hand fehlen.

Aus diesen Gründen haben Theoretiker bis an's Ende des Mittelalters und darüber hinaus, nicht aufgehört, eine einheitliche Monarchie zu fordern, und ihre Lehre ist auch gelegentlich nicht ohne praktische Folgen geblieben. Sonst freilich ist im Mittelalter nichts gewöhnlicher, als daß Theorie und Praxis unvermittelt und unbekümmert um einander ihre gesonderten Wege gehen. Spätere Päpste haben das Kaiserthum mit Absicht und Bewußtsein zerschlagen, sie hatten gelernt, daß mit einer Mehrzahl weltlicher Herren leichter auszukommen sei, als mit einem.

Aber das waren Erfahrungen späterer Zeit. Damals fürchtete man die Theilung des Reiches, die Erschwerung des kirchlichen Zusammenhanges, die Synoden von Bischöfen aus verschiedener Herren Ländern. Ludwig hatte durch den Tod seiner Brüder das Reich ungetheilt überkommen; nun sehen wir eine Anzahl von Staatsmännern geschäftig, die Reichseinheit auf die Dauer zu sichern.

Am Gründonnerstag des Jahres 817 stürzte zu Aachen der

hölzerne Gang ein, welcher die Kirche mit der Kaiserpfalz verband. Ludwig wurde verwundet, er war in Lebensgefahr. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses wurde eine Reichstheilung beschlossen, welche aber vielmehr ein Versuch war, die Einheit festzuhalten. Die jüngeren Söhne erhielten Theile, welche nicht entfernt der germanischen Idee gleicher Berechtigung entsprachen; Lothar aber wurde Mitkaiser. Dauernd sollte er eine Autorität über seine Brüder ausüben.

Es war ein förmlicher Versuch, das Kaiserthum praktisch zu machen, es mit dem germanischen Theilungssystem auszugleichen. In Karls Theilungsplan ist nichts der Art; das Kaiserthum wird gar nicht erwähnt. Den Brüdern gemeinsam wird der Schutz der Kirche aufgetragen, sie erhalten zu diesem Zwecke genau bezeichnete Eingänge nach Italien. Aber Karl, dem ältesten, wird Deutschland, nicht Italien, zugetheilt, in scharfem Gegensatz gegen das spätere System. Lothar dagegen erhielt nach Ueberwältigung des unglücklichen Bernhard, der sich gegen diese Theilung auflehnte, Italien, und wurde am Osterfest 823 vom Papst Paschalis gekrönt.

Vorangestellt ist jener Theilung Ludwigs das Motiv, daß eine Spaltung der Kirche verhindert werden solle. Nicht wie andere Reichsgesetze, sondern nach dreitägigem Fasten und Beten, ist die Ordnung durch Eingebung des Heiligen Geistes, nach dem Willen Gottes, wie die Urheber meinten, zu Stande gekommen. Der römische Papst bestätigte sie.

Die Sache war durchaus nicht aussichtslos. Eine mächtige Partei war dafür, die hervorragendsten Geister aus Karls Schule, ganz erfüllt von der Herrlichkeit des großen Reiches, und dem sehnlichen Wunsche, es auch fernerhin aufrecht erhalten zu können. Die lange Gewohnheit stand der Trennung entgegen, und viele bedeutende Interessen wurden durch dieselbe verletzt. Daß der Plan dennoch scheiterte, das war die Wirkung der traurigen Per-

sönlichkeiten Ludwigs und Lothars. Wir dürfen es nicht beklagen. Zu viele verschiedene Elemente waren in Karls Reich vereinigt; es war nothwendig, daß die einzelnen Nationen sich selbständig entwickelten. Aber auf friedlichem Wege hätte die Scheidung durch den Erbgang eintreten können; sehr zu beklagen ist, daß sie mit so furchtbarem Blutvergießen geschah, daß das eben noch so wohlgeordnete Reich in furchtbarster Weise zerrüttet wurde, die von Karl so mühsam hergestellte Cultur fast zu Grunde ging.

Im Jahre 818 starb Ludwigs Gemahlin Irmgard. Viele fürchteten, daß der Kaiser ins Kloster gehen werde; oft genug hatte er die Neigung dazu ausgesprochen. Seine Räthe wollten den Mönch auf dem Throne, wie man ihn nannte, nicht missen. Ludwig war kaum über vierzig Jahre alt, sie riethen ihm zu einer neuen Ehe und führten ihm die schönsten Töchter der fränkischen Großen nach Aachen. Das half; er verliebte sich sterblich in die schöne und kluge Welfin Judith. Mit unanständiger Eile, schon vier Monate nach dem Tode der Irmgard, hat er sie geheirathet. Sie beherrschte ihn vollständig, und als ihm nun gar nach vier Jahren ein Sohn Karl geboren wurde (823), da war sein ganzer Sinn nur noch darauf gerichtet, diesem ein Reich zu schaffen, was nur auf Kosten seiner älteren Söhne geschehen konnte. Die von ihm selbst errichtete Ordnung wurde nun für ihn zur schwersten Fessel. Schon 830 kam es zum Aufstand, der sich zunächst gegen die Kaiserin Judith und ihren vertrauten Rathgeber, den Grafen Bernhard von Septimanien, richtete. Ludwig wurde rasch überwältigt und in's Kloster geschickt. Aber Lothars Uebermuth rief bald eine Gegenwirkung hervor; die Masse des Volkes hing dem alten Kaiser an. So kam es, daß Lothar bald von der Gnade des Vaters abhing; das Kaiserthum wurde ihm genommen, eine neue Theilungs-Ordnung aufgerichtet.

Dadurch aber war nun die ganze mächtige Einheitspartei verletzt, von welcher der ursprüngliche Plan ausgegangen war.

Sie schloß sich Lothar an. Das Volk für diese Ideen zu erwärmen, war unmöglich: ihm war das Kaiserthum so gleichgültig wie die Reichseinheit. Dagegen zog man jetzt den Papst hinein; seine Autorität war nachgesucht worden für die Erhebung Pippins, für die Theilungen von 806 und 817: sollte das nicht ein leerer Schein sein, so durfte seine Stimme nicht fehlen, wo es sich um den Umsturz der letzten so feierlich bestätigten Ordnung handelte. Es war ganz in der Ordnung, daß er für die Theilung von 817 eintrat. So führte denn Lothar ihn 833 mit sich über die Alpen. Der Papst, Gregor IV, war unsicher und ängstlich; er war an Unterordnung gewöhnt, der fränkischen Bischöfe ungewiß: noch nie hatte ein Papst in solcher Weise in die Verhältnisse des fränkischen Reiches einzugreifen gewagt. Zunächst berief er die Bischöfe zu sich: sie weigerten sich zu kommen, und gehorchten dem Kaiser, welcher sie zur Synode nach Worms berief. Sie bedrohten den Papst, wenn er gekommen wäre, sie zu bannen, selbst mit Bann und Absetzung, und mahnten ihn an den Eid, welchen er dem Kaiser geleistet habe.

Aber nicht alle Bischöfe waren dieser Meinung. Der Erzbischof Agobard von Lyon beantwortete die Ladung des Kaisers mit einer ausführlichen Darlegung, daß er die von ihm selbst unter göttlicher Eingebung aufgerichtete Ordnung nicht habe antasten dürfen. Noch entschiedener trat Wala auf, Karls des Großen Vetter und einer seiner angesehensten Räthe, jetzt Abt von Corbie. Schon 828 war er Ludwig strafend entgegengetreten wie ein neuer Jeremias. Jetzt kam er zum Papste, und bewies diesem aus den Aussprüchen seiner eigenen Vorgänger, daß seine Macht die höhere sei: in ihm wohne die Autorität des heiligen Petrus, die alle zu richten habe, und von niemand gerichtet werden könne.

Gregor fühlte festen Boden unter den Füßen; sogleich stimmte er einen anderen Ton gegen die Bischöfe an. Er bezeichnet sie

als meineidig, wenn sie ihm nicht gehorchten. Er behauptet, daß die priesterliche Gewalt über der königlichen stehe, und niemals könnten die Bischöfe ein Recht haben, ihn, den Papst, abzusetzen.

Bei Colmar im Elsaß lagerten die beiden Heere sich gegenüber, auf dem Rothfeld. Der Papst begab sich zum alten Kaiser. Offenbar machte seine Anwesenheit im Lager der Söhne großen Eindruck auf die Franken, welche außerdem damals noch eine lebhafte Abneigung gegen den Bürgerkrieg hatten. Standen doch überall nahe Verwandte sich gegenüber. So wurde Ludwig von seinen Anhängern verlassen. Dem Volk blieb jedoch dieser Vorgang unverständlich, in ihm überwog das Gefühl der Treue unter allen Umständen, und es nannte jenes Feld das Lügenfeld. Um so mehr machte dieser Umschwung sich geltend, da bald von neuem Lothar seinen Sieg mißbrauchte, und ein neuer Rückschlag erfolgte. Uebrigens aber kann man den Abfall nicht ungerechtfertigt finden, und der Papst war im Recht, wenn er für die von ihm einst bestätigte Ordnung eintrat.

Es war der erste Triumph des römischen Papstes über einen deutschen Kaiser.

Schon damals verhielt es sich so, daß vorzüglich in Frankreich und Deutschland die papistische Theorie ihre Ausbildung fand. Von den einmal anerkannten und angenommenen Grundsätzen ausgehend, zog man die Consequenzen, unbekümmert um alle entgegenstehenden Rechte und Gefühle, um alle Rücksichten auf Zweckmäßigkeit oder Umstände irgend einer Art. Man blickte nicht nach rechts und nicht nach links, sondern man baute in strenger Folgerichtigkeit sein System, und handelte auch demgemäß.

Aller Wahrscheinlichkeit nach handelten die Führer aufrichtig in gutem Glauben, galt es doch ihre Lieblingsidee der Einheit von Reich und Kirche. Doch trieben auch andere Rücksichten dahin, die Vorstellung von der Machtvollkommenheit des Papstes möglichst zu steigern.

Zu allen Zeiten hat die Macht der Päpste darin ihre wirksamste Förderung gefunden, daß bei den nie und nirgends fehlenden Streitigkeiten immer eine Partei ihre Hülfe in Anspruch nahm, und nun auch der Gegner genöthigt war, sich um dieselbe zu bewerben. So ist in den Klöstern vorzüglich die Lehre von der päpstlichen höchsten Gewalt ausgebildet worden; dazu wirkte aber nicht wenig mit, daß die Aebte sich der bischöflichen Aufsicht zu entziehen wünschten, und deshalb danach strebten, in unmittelbare Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle zu treten. Nicht minder aber suchten auch Bischöfe durch päpstlichen Schutz sich der Gewalt, einerseits der Erzbischöfe, andererseits der Könige zu entziehen. So drängte alles dahin, die Selbständigkeit der Landeskirchen und ihre synodale Verfassung zu durchbrechen.

Verstärkt wurde diese Richtung durch das Aufhören aller öffentlichen Ordnung im Frankenreiche. Wieder wie zur Zeit Karl Martells, wurde das inzwischen wieder stark angewachsene Kirchengut massenhaft zur Belohnung und Anwerbung von Vasallen benutzt, sowohl während des Bruderkrieges als nach dem Friedensschluß. Zahlreiche große Abteien hatten jetzt Laienäbte, welche nur wenigen Geistlichen noch den nothdürftigsten Unterhalt zukommen ließen.

Im Westfrankenreiche fand auch unter Karl dem Kahlen keine Herstellung der Ordnung statt; es gab keinen Schutz gegen Raub und Gewaltthat.

In dieser Zeit nun kommen auch falsche Urkunden zum Vorschein; zuerst bei inneren kirchlichen Händeln des Reimser Sprengels. Es sind falsche Decretalen alter Päpste und unechte Capitularien oder Reichsgesetze. Endlich erscheint eine ganze umfangreiche Sammlung, verbunden mit einer alten spanischen Canonensammlung, gewöhnlich die pseudo-isidorischen Decretalen genannt; im Jahr 853 ist sie zuerst nachweisbar.

Als durchgehende Tendenz ist darin kenntlich, daß erstlich die

bischöfliche, dann aber auch die päpstliche Macht über alles bisher bekannte Maß gesteigert erscheint.

Keine Provinzialsynode soll ohne päpstliche Erlaubniß gehalten werden dürfen, was völlig unerhört war, und auch thatsächlich später nicht zur Geltung kam. In allen Klagen gegen Cleriker aber, die bisher von den Provinzialsynoden gerichtet wurden, wird freie Appellation an den Papst gestattet. Das kam allerdings zur Geltung, und untergrub alle kirchliche Disciplin.

Kein Bischof darf ohne päpstliche Genehmigung abgesetzt werden. Ueberhaupt wird das Verfahren gegen Bischöfe so erschwert, daß es fast unmöglich wird. Namentlich soll kein Verfahren gegen ihn verstattet sein, wenn er nicht im Vollbesitz seines Amtes ist. Das wurde auch geltend gemacht, wenn Bischöfe in offenem Aufruhr in Gefangenschaft gerathen waren, z. B. gegen Heinrich IV. Es klang wie der äußerste Hohn, aber man verfehlte nie, die Forderung zu stellen.

Damals, als die Fälschung zuerst gemacht wurde, war Beraubung der Kirchen und völlig willkürliche Entsetzung von Bischöfen so häufig, daß man sie als eine Art von Nothwehr betrachten und entschuldigen kann. Es war ein Versuch, sich auf irgend eine Weise einen Rückhalt und Schutz zu verschaffen.

Nicht also in Rom ist diese Sammlung entstanden; im Jahre 863 war sie dort noch unbekannt. Der Bischof Rothad von Soissons, der Widersacher des Erzbischofs Hinkmar, scheint sie zuerst nach Rom gebracht zu haben.

Es kann nicht wahr sein, was Papst Nicolaus behauptete, daß diese Aussprüche seiner Vorgänger sich in den Archiven seiner Kirche befanden. Aber die Versuchung war zu groß; eine in solcher Weise entgegengebrachte und dargebotene Steigerung der eigenen Macht, wie sollte man die von sich weisen? Schon 864 hat der Papst sich auf diese Decretalen berufen.

Was nur immer von späteren Päpsten an Rechten in An-

spruch genommen ist, hier ist es schon zu finden; hier finden sich für alles Belege.

Einen solchen Betrug hätte Karl der Große sogleich durchschaut. Er maßte sich nicht an, der Kirche für ihre inneren Angelegenheiten Gesetze vorzuschreiben, aber er wollte ihre Gesetze kennen. Eine Sammlung der Kirchengesetze war in seinem Archive niedergelegt. Wäre nun zu seiner Zeit eine solche ganz andere Sammlung zum Vorschein gekommen, er würde sie verglichen haben, nach ihrem Ursprung geforscht: damals noch war der Betrug nicht schwer aufzudecken. Und über sein Recht, gegen ungehorsame und straffällige Bischöfe und Priester zu verfahren, ließ er sich von niemand, auch vom Papst nicht, etwas vorschreiben.

Jetzt war niemand zur Prüfung befähigt. Der Erzbischof Hinkmar, gegen den die neuen Satzungen zunächst gerichtet waren, hat gegen die Gültigkeit derselben protestirt, so lange er lebte. Aber schon 865 hatte Papst Nicolaus erklärt, daß die Decretalen der römischen Päpste als gültig anzunehmen seien, auch wenn sie nicht in die Sammlung der Kirchengesetze Aufnahme gefunden hätten.

Gegen die Echtheit der neuen Decretalen hat selbst Hinkmar keinen Zweifel ausgesprochen, wenn er auch vielleicht von der betrügerischen Herkunft eine Ahnung haben mochte. Nach ihm aber verstummt jeder Widerspruch, und diese Sammlung von Fälschungen bildet von da an die Grundlage des Kirchenrechts. Im 16. Jahrhundert ist endlich der Betrug entlarvt worden. Die Echtheit zu behaupten, ist seitdem unmöglich, aber es ist auch nicht mehr nöthig. Die Ernte ist eingeheimst. Die Grundsätze sind in das allgemeingültige Kirchenrecht aufgenommen. Den weltlichen Staaten gegenüber sie geltend zu machen, ist freilich schwieriger geworden, aber innerhalb der Kirche sind sie unbestritten.

Man kann wohl sagen, daß alles, was die pseudo-isidorischen

Decretalen zu Gunsten der päpstlichen Machtvollkommenheit enthalten, sich aus den damals allgemein anerkannten Grundsätzen entwickeln lasse, wie sie z. B. Wala dem Papste vorlegte. Wendet man, wie das allgemein geschah, alle in der Bibel enthaltenen Worte Christi an Petrus unmittelbar auf den römischen Papst an, so kommt man unvermeidlich zu diesen Schlußfolgerungen.

Aber es war doch eine mächtige Waffe, welche man nun gewonnen hatte. Es hatte ein ganz anderes Gewicht, wenn man bestimmte, als Vorschrift formulirte Sätze anführen konnte, von alten Päpsten, die als heilig verehrt wurden, von denen viele den Märtyrertod gestorben waren, es hatte das, sage ich, ein ganz anderes Gewicht, als wenn man sich nur auf theoretische Folgerungen berufen konnte.

Doch wir wollen die einzelnen Fortschritte des Papstthums auf seiner Bahn betrachten.

Schon Stephan IV (816—817) war eigenmächtig gewählt worden. Er entschuldigte sich; die Nothwendigkeit der Bestätigung, die Verpflichtung zur Huldigung, wurden noch anerkannt, aber man suchte sich ihnen zu entziehen. Nicht zum eigenen Vortheil, denn sogleich war Unordnung, waren Gewaltthaten bei der Wahl die Folge. Gerade der bedeutendste Papst, Nicolaus I, ist nicht durch freie Wahl, sondern durch den kaiserlichen Einfluß erhoben worden.

Es giebt freilich eine Urkunde Ludwigs des Frommen, worin er dem Papst Paschalis, außer großen Schenkungen, auch die völlig freie Wahl, ohne kaiserliche Bestätigung, zusichert. Aber diese Urkunde ist wieder nur eine Fälschung, hervorgegangen aus den viel späteren Kämpfen, um das Jahr 1100.

Ferner galt es den Kampf gegen die kaiserlichen Hoheitsrechte in Rom. Noch war der Kaiser Herr in Rom, seine Sendboten hielten Gericht, die Münzen trugen seinen Namen

neben dem des Papstes. Aber als Papst Paschalis (823) eben Lothar zum Kaiser gekrönt hatte, begab es sich, daß zwei vornehme Geistliche im Lateran zuerst geblendet und dann enthauptet wurden; man behauptete, es sei nur geschehen wegen ihrer Treue gegen Lothar, es sei geschehen auf Geheiß des Papstes. Paschalis leugnete das, er behauptete unschuldig daran zu sein, und leistete einen Reinigungseid mit 34 Bischöfen. Aber die Mörder, welche Dienstmänner des heiligen Petrus waren, auszuliefern, weigerte er sich. Er behauptete, daß jenen als Hochverräthern Recht geschehen sei, aber den Beweis dafür blieb er schuldig. Und Kaiser Ludwig war schwach genug, es dabei zu lassen.

Mit Lothar und Ludwig II war fortwährend Streit über diese Hoheitsrechte. Da zeigten sich nun die Folgen davon, daß Lothar seinen Anspruch nicht hatte durchsetzen, die Ordnung von 817 nicht hatte aufrechthalten können. Dem wirklichen Kaiser schon gehorchte der Papst nur mit Widerstreben. Aber hier war nur noch der Name. Es lag ein innerer Widerspruch darin, daß ein Fürst den Kaisertitel führte, welcher in Wirklichkeit nur einen Theil von Italien beherrschte, welcher den Papst nicht einmal schützen konnte.

Wie in den Zeiten der Langobarden waren die Päpste wiederum gefährdet. Jetzt waren es die Sarrazenen, welche von Afrika herüberkamen, Sicilien eroberten, sich in Unter-Italien festsetzten. Alle Anstrengungen Lothars und seines Sohnes Ludwig, sie aufzuhalten, waren vergeblich. Siegreich drangen sie vor; im Jahre 846 landete eine Flotte an der Tibermündung, die Peterskirche und die Paulskirche wurden geplündert.

Zum Schutz gegen solche Heimsuchungen wurde die Leostadt angelegt und befestigt. Sie ist benannt nach dem Papst Leo IV (847—855). Das gleichzeitige Papstbuch meldet diese That mit großem Lobe; daß Lothar die Sache angeordnet hatte, daß er dafür Leistungen in ganz Italien erheben ließ, davon sagt es kein

Wort. Erst neuerdings ist es durch eine Entdeckung von Fr. Maassen bekannt geworden.

In dieser Zeit der Bedrängniß nun wurde Nicolaus I Papst (858—867), weniger durch freie Wahl, als durch den Einfluß des gerade in Rom anwesenden Kaisers Ludwig II und seiner Großen. Er ist der gewaltigste Papst, welchen Rom in Jahrhunderten gehabt hat, das Vorbild Gregors VII. Nicht zehn Jahre hat sein Pontificat gedauert, aber es blieb unvergessen. Immer wirkte das Beispiel, welches er gegeben, wirkten seine Briefe, welche sich erhalten haben. Er war von sittenreinem Wandel, wie lange nicht alle Päpste jener Zeit; mild gegen Fügsame, strenge gegen jeden Widerspruch. Für die Stadt Rom sorgte er wie Gregor I; er ließ bauen, errichtete Wasserleitungen, sorgte für Ausbesserung der Mauern.

Mit dem ganzen Stolz des Priesters trat er den schismatischen Griechen, ihren Kaisern, dem Patriarchen Photius entgegen. Nicht minder herrisch aber begegnete er auch den selbstbewußten fränkischen Bischöfen unter Hinkmars Führung, ihren Synoden, und auch den Frankenkönigen. In ihren Streitigkeiten unter einander suchte jeder von diesen seinen Beistand zu gewinnen. Der König von England bezeugte ihm die demüthigste Ergebenheit. Ist es da zu verwundern, daß er sich den Königen überlegen fühlte, daß er als ihr Richter auftrat?

Und gerade ihm standen die elendesten Könige gegenüber, Karl der Kahle und Lothar II, der König, dessen Name sich unverdienter Weise in der Benennung Lothringens erhalten hat.

Dieser Lothar verstieß aus Liebe zu der Buhlerin Waldrada seine rechtmäßige Gemahlin Thietberga. Das war nicht schwierig; um aber Waldrada zur Königin, ihren Sohn zum König machen zu können, mußte Thietberga vernichtet werden. Dazu wurden falsche Anklagen erhoben, falsche Briefe geschmiedet, falsche Ge-

ständnisse der unglücklichen Königin abgepreßt. Es gelang, im Jahre 862 eine fügsame Synode in Metz zusammen zu bringen; die Erzbischöfe von Trier und von Cöln ließen sich als Werkzeuge bei diesem schmählichen Vorgange brauchen. Waldrada wurde als Königin gekrönt.

Nur Hinkmar von Reims erhob seine Stimme für die arme verstoßene Thietberga; er wies darauf hin, daß es noch einen höheren Richter gebe, auch über Erzbischöfe, auch über Könige.

Und Nicolaus trat auf als ihr Schützer, er zwang Lothar zur Demüthigung, er erklärte im Lateranconcil von 863 die Metzer Synode für eine Räubersynode, er lud die Erzbischöfe vor seinen Richterstuhl und setzte sie ab.

So hatte noch kein Papst in die fränkische Kirche eingegriffen, ein solches Recht kannte man nicht. Die Erzbischöfe sträubten sich heftig, aber sie mußten sich dennoch schließlich fügen. Auch ein Versuch des Kaisers Ludwig, mit Gewalt in Rom für seinen Bruder einzuschreiten, war vergeblich; Nicolaus ließ sich so nicht beugen.

In ähnlichen Händeln fränkischer Großen ist Nicolaus in derselben Weise eingeschritten.

Der Papst that nur seine Pflicht.

Mochte seine formelle Befugniß auch noch sehr zweifelhaft sein, aus seiner höchsten geistlichen Autorität folgte mit Nothwendigkeit sein Recht so zu handeln. Ging er auch über die herkömmlichen Rechtsformen hinaus, jedermann freute sich, daß ein höchster Richter da war über so schreiendes Unrecht, da, wo kein anderer helfen konnte.

Der Gedanke ist ja sehr schön, und oft ausgesprochen, wie segensreich es sein würde, einen solchen höchsten Handhaber des Rechts zu haben. Nur daß in Menschenhänden solche Befugniß niemals vor Mißbrauch gesichert ist. Und wenn man sich etwa dafür auf die göttliche Mission des Papstthums berufen wollte: auf

Nicolaus folgten viele Päpste, und zwar schon sehr bald, denen auch nur die geringste Befugniß einzuräumen höchst gefährlich war.

Unter Nicolaus steht das Papstthum gewaltig da, und auch in weiter Ferne machte sein Uebergewicht sich fühlbar. Den Griechen gegenüber erneute er die alten Ansprüche; er forderte den römischen Primat, die Diöcese von Thessalonich, die Patrimonien zurück. Der Streit der Patriarchen Ignatius und Photius gab ihm hier die Handhabe einzugreifen, doch erlebte er den momentanen Triumph nicht mehr.

Die Bulgaren, eben zum Christenthum bekehrt, wandten sich damals an Rom; es knüpft sich daran ein lange schwebender Streit, der in neuester Zeit wieder aufgelebt ist.

Im mährischen Reiche, das eben in jugendlicher Kraft stand, wirkten, vom griechischen Reiche ausgehend, Method und Cyrill, die Apostel der Slawen, mit großem Erfolg. Nicolaus berief sie zu sich, weil sie in das Gebiet der abendländischen Kirche eingedrungen waren, und sie folgten gehorsam seinem Rufe.

Sie fanden Nicolaus nicht mehr am Leben; am 13. November 867 war er gestorben.

Unter Nicolaus ist das Papstthum schon zu schwindelnder Höhe gelangt: weltlicher Unterwerfung entrückt, auf eigener Macht fußend, durch sittliche Größe im höchsten Ansehen. Aber es konnte sich auf dieser Höhe nicht halten; die Unterlage war zu schwach. Die Nachfolger waren Nicolaus nicht ebenbürtig; unter den nächsten schon schwankte das Gebäude, dann stürzte es in einen Abgrund, wie nie zuvor; nicht allein durch äußere Gewalt, sondern mehr noch durch innere Fäulniß.

VI.

Hadrian II und Johannes VIII. Tiefe Erniedrigung des Papstthums.

Nach dem Höhepunkt des Papstthums unter Nicolaus I nähern wir uns einem der traurigsten Abschnitte seiner Geschichte, einem der Zeiträume, in denen besonders deutlich die Strafe der Vermessenheit hervortrat, einem einzelnen Menschen gleichsam göttliche Autorität und Unfehlbarkeit zuschreiben zu wollen. Machtlosigkeit der Päpste ist uns auch schon früher begegnet, solche Verworfenheit noch nicht.

Nicolaus I stand, wie wir gesehen haben, gewaltig da; Könige und Bischöfe fügten sich widerstrebend seiner großartigen Persönlichkeit. Aber zu plötzlich war diese Höhe erklommen, es fehlte an einer festen Grundlage, noch konnte das Papstthum diesen Standpunkt nicht behaupten.

Es ist fraglich, ob selbst Nicolaus bei längerem Leben dazu im Stande gewesen wäre. Als er 867 starb, folgte ihm Hadrian II (867—872), ein 75jähriger Greis. Den Rückschlag, welcher nicht ausbleiben konnte, hatte er zu tragen.

Wohl fallen Hadrian auch noch willkommene Früchte von Nicolaus' Wirksamkeit zu. In Constantinopel wird der Trunkenbold Michael gestürzt, und der neue Kaiser Basilius meldet dem Papste die Entsetzung des Patriarchen Photius. Die con=

stantinopolitanische Synode von 867 wird verworfen, und auf einer Synode bei Sanct Peter 869 werden die Acten jener Synode unter Zustimmung der griechischen Gesandten als Teufelswerk verdammt; des Papstes Nicolaus Festigkeit wird hoch gepriesen. Wieder einmal wird feierlich erklärt, daß der römische Bischof über alle Kirchen zu richten habe, niemand aber über ihn.

Glänzend werden 869 die päpstlichen Legaten empfangen, welche nach Constantinopel kommen, um in dem achten ökumenischen Concil den Vorsitz zu führen; der römische Primat wird vollkommen anerkannt. Aber sobald man zu der praktischen Frage gelangt, zu den Bulgaren, so kommt es zum Bruch; bitter wird den Römern ihr Abfall vom Reich, ihr Uebergang zu den Franken vorgehalten.

Aber alles das ließ man sich doch in Constantinopel noch eher gefallen, als das eine Wort filioque. Daß der heilige Geist vom Vater und dem Sohne ausgehen sollte, das war zu viel. Fränkische Geistliche schrieben zu Gunsten dieses Lehrsatzes, aber gerade dadurch wurde der Bruch unheilbar. Nach des Patriarchen Ignatius Tod 878 wurde Photius sein Nachfolger.

Auch die mährischen Apostel, von Nicolaus berufen, kamen zu Hadrian. Er gestattete ihnen die slavische Liturgie, eine sonst in der römischen Kirche unerhörte Concession; vielleicht hoffte er dadurch die Bulgaren zu gewinnen. Allein während dieser Zweck doch verfehlt wurde, erkannten die deutschen Bischöfe das Bisthum des Methodius gar nicht an; vereint mit ihrem König machten sie das bessere Recht der Salzburger Kirche geltend, und hielten Methodius drittehalb Jahr lang gefangen. Freilich ließ ihn König Ludwig 874 in dem mit Suatopluk geschlossenen Frieden wieder frei, und das mährische Erzbisthum wurde anerkannt; allein nicht lange währte es, so verfolgte der König Suatopluk selbst die Anhänger des Methodius, und endlich verfiel das ganze Land der Gewalt der heidnischen Magyaren. Rom hat von der slavischen

Liturgie keinen Vortheil gehabt, und spätere Päpste verdammten in tiefster Unwissenheit dieser älteren Vorgänge, was ihre Vorfahren gestattet hatten.

Auch die Unterwerfung Lothars II erlebte Hadrian; er stellte sich in Monte Casino: auf der Heimkehr starb er 869. Nach der Erbschaft griff der Oheim Karl der Kahle und Erzbischof Hinkmar von Reims krönte ihn. Da trat Hadrian gegen ihn auf, für die bessere Berechtigung des Bruders, des Kaisers Ludwigs II. Drohend mit scharfen Worten, wie einst Nicolaus, ließ er sich vernehmen.

Allein mit feiner Ironie antwortete ihm Hinkmar. Gott setze Könige ein und ab, schrieb er, aber damit meine die heilige Schrift doch nicht, daß solches dem Papste zu Rom zustehe. Reiche würden durch Kriege und Siege gegründet, nicht durch Bannflüche. Er erinnerte ihn an das Schwert Pippins und Karls, welches den römischen Stuhl gegen die Langobarden schützen mußte. Was für Ehre doch, fragte er, habe wohl Papst Gregor IV vom Lügenfelde heimgebracht? König und Bischof könne niemand zugleich sein; Staat und Kirche, geistliches Papstthum und weltliche Monarchie, müsse man sorgfältig unterscheiden. Durch Mißbrauch vernichte ein Bischof seine Schlüsselgewalt.

Diesen Stachelreden gegenüber war Hadrian vollkommen ohnmächtig; er hoffte auf Hülfe von König Ludwig dem Deutschen, allein dieser zog es vor, das Erbe mit seinem Bruder Karl zu theilen.

Hadrian griff Karl den Kahlen auch wegen der Härte an, mit welcher er seinen rebellischen Sohn Karlmann behandelt hatte, der geblendet und zu ewigem Gefängniß verurtheilt war; als Geistlicher hatte dieser die Hülfe des Papstes angerufen. Aerger als die wilden Thiere handle er, so schrieb der Papst dem König, und er bedrohte alle Bischöfe und Große des Reiches mit dem Anathem. Aber niemand achtete darauf.

Hohen Werth legte Hadrian II auf die pseudo-isidorische Sammlung. In dem Convent zu Monte Casino 869, der in Gegenwart des für Lothar II eintretenden Kaisers Ludwigs II für die Aufrechthaltung der römischen Synodalbeschlüsse entschied, hat Hadrian in einer Rede ausführlich die hohen Vorrechte des römischen Stuhles aus jener Sammlung entwickelt, vorzüglich daß kein Bischof ohne die Autorität des römischen Stuhles gerichtet, daß keine Synode ohne seine Autorität gehalten werden könne.

Allein die fränkischen Bischöfe hielten an dem alten Kirchenrecht fest. Auf einer Synode zu Douzy 871 entsetzten sie den Bischof Hinkmar von Laon, der sich vieler Verbrechen schuldig gemacht hatte, und als der Papst mit Drohungen einschritt, ließ ihm der König durch den Erzbischof Hinkmar darauf antworten. Die angedrohte Excommunication weist er zurück: seien doch die fränkischen Könige nicht etwa Stellvertreter der Bischöfe, sondern Gebieter des Landes. Hadrian befahl, den Bischof Hinkmar von Laon mit einem tauglichen Ankläger zur Untersuchung seiner Angelegenheit nach Rom zu senden; er empfahl dem König, die zu seinem Heile ausgesprochenen Rügen mit Dank gegen Gott statt mit Murren hinzunehmen. Aber die fränkischen Bischöfe gaben nicht nach; sie bemerkten, daß der Concipient die Acten gar nicht gelesen haben könne. Und in des Königs Namen schrieb Hinkmar, daß er sich so schimpfliche Schreiben ernstlich verbitten müsse. Nur der Hölle Ausgeburt könnten jene Decretalen sein, die geradezu eine Umkehrung der Ordnung zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt beabsichtigten. Wenn ihm, dem König, wieder ein solcher Schimpf begegnete, so werde er selbst als tauglicher Ankläger in Rom erscheinen und taugliche Zeugen mitbringen. Hoffentlich erinnere der Papst sich noch des Geschickes, das Vigilius 533 auf der Synode zu Constantinopel erlitt, als er nämlich zur Verbannung verurtheilt wurde.

Das war sehr deutlich gesprochen. Der arme Papst war hülflos. Er entschuldigte sich, jene Briefe seien untergeschoben oder während seiner Krankheit ihm entlockt. Er preist die Tugenden des Königs, welche doch so groß gar nicht waren, den er noch vor kurzem so sehr geschmäht hatte. Für den Fall, daß Ludwig II sterbe, stellt er ihm die Kaiserkrone in Aussicht, alle, schreibt er, begehrten nur nach ihm.

In der Sache Hinkmars von Laon gab der Papst nach, er blieb entsetzt.

Als Hadrian II starb, folgte ihm Johann VIII (872—882), noch ein junger Mann, sehr ehrgeizig und vielgeschäftig. Seine uns erhaltenen Briefe zeigen uns, wie die römische Curie damals der Mittelpunkt weitreichender Beziehungen war; nach England, Spanien, Jerusalem, Constantinopel reichen sie. Es sind nicht allein kirchliche, sondern auch weltliche Angelegenheiten, welche dorthin gebracht wurden. Nicht mehr, wie in den Zeiten Karls des Großen, bot der kaiserliche Hof einen solchen Mittelpunkt dar, dessen man doch bedurfte.

Die Zeit war günstig, nur reichte die Macht nicht aus. An dem guten Willen, einen so hohen Standpunkt wie Nicolaus einzunehmen, fehlte es Johann VIII nicht.

In stetem Wachsen war damals die Bedrängniß durch die Sarrazenen. Sie setzten sich im untern Italien fest, wo Herzog Sergius von Neapel mit ihnen verbündet war. Unablässig war Johann VIII bemüht, zwischen dem Kaiser und den unteritalischen Fürsten zu vermitteln, eine gemeinsame Action herbeizuführen. Selbst ist er hinausgezogen, und hat eine Seeschlacht bei Circeji gewonnen; bei Rom befestigte er um die Paulskirche eine neue Stadt, welche er Johannipolis nannte. Doch streiften 876 die Sarrazenen bis nach Rom, und nur gegen schweren Tribut konnte der Papst den Frieden erkaufen.

Am 15. August 875 starb der Kaiser Ludwig II. Unauf-

hörlich hatte er gegen die Sarrazenen gekämpft, doch ohne bleibenden Erfolg. Mit ihm war die lotharische Linie ausgestorben. Seine Wittwe Engelberga wandte sich an die Söhne Ludwigs des Deutschen, des ältesten Sohnes, und Karlmann rückte in die Lombardei ein.

Aber der Papst glaubte, über das erledigte Erbe frei verfügen zu können. Hatte schon Hadrian II Karl dem Kahlen die Kaiserkrone in Aussicht gestellt, Johann VIII rief ihn, und er kam, eitel und ruhmsüchtig wie er war. Obgleich er sein eigenes Land nicht gegen Normannen und Bretonen schützen, seine eigenen Vasallen nicht zügeln konnte, so war er doch stets bereit, nach fremden Reichen zu greifen. Er verdrängte Karlmann, gewann die Römer durch reiche Gaben, und wurde 876 zum Kaiser gekrönt.

Auf der Heimkehr wählten ihn auch die italischen Bischöfe und weltlichen Großen zum Könige: er versprach was man wollte, namentlich auch dem Papst, aber gegen die Sarrazenen that er nichts, trotz der dringendsten Hülferufe. Er war auch gar nicht dazu im Stande; es war die größte Thorheit, dergleichen von ihm zu erwarten.

In Deutschland aber verstand man das Erbrecht anders; Ludwig der Deutsche rückte in Frankreich ein. Der Papst schrieb ihm drohende Briefe, nannte ihn nur König von Baiern, und bedräute ihn mit dem Bann. Aber es half nichts. Im folgenden Jahr wiederholte Ludwig den Einfall, freilich ohne bleibenden Erfolg.

Karl war als Kaiser heimgekehrt und gefiel sich in erhöhtem Prunk. Aber Hinkmar von Reims war sehr verstimmt. Auf alle Ansprüche des Papstes war Karl bereitwillig eingegangen; der Erzbischof Ansegis von Sens sollte Primas und päpstlicher Vicar sein; er erhielt eine Vollmacht, welche ganz nach den Grundsätzen der pseudo-isidorischen Sammlung abgefaßt war.

Karl erschien mit päpstlichen Legaten auf der Synode zu Ponthon, aber alle Bischöfe protestirten; sie erklärten, das sei nicht fränkisches Recht. Selbst der Kaiser schrieb nun in diesem Sinne an den Papst.

Am 28. August 876 starb Ludwig der Deutsche, und Karl besetzte sogleich das Land bis an den Rhein, mit Cöln und Trier. Aber Ludwig III zog gegen ihn und schlug ihn bei Andernach.

Im folgenden Jahr 877 zog Karl wieder nach Italien. Am ersten August versammelte Johann VIII eine Synode zu Ravenna, und hielt eine überschwängliche Lobrede auf den neuen Kaiser. Alle früheren Vorwürfe waren vergessen; jetzt war er der Heiland der Welt, größer als Joseph, der nur Aegypten gerettet habe. Beide gemeinsam hielten ihren Einzug in Pavia, wo die Kaiserin gekrönt wurde.

Da kam statt der gehofften Heeresmacht aus Frankreich die Nachricht von einer Empörung; es kam die Nachricht, daß Karlmann in Italien eingerückt sei. Karl ergriff schimpflich die Flucht, auf der er am sechsten October gestorben ist.

Auch Karlmann wurde durch Krankheit zum Rückzug gezwungen, aber an seiner Stelle bedrängten Adalbert von Tuscien und Lambert von Spoleto den Papst. Lambert rückte in Rom ein und ließ die Bevölkerung Karlmann huldigen; einen Monat lang war der Papst gefangen, und mußte alles versprechen, was von ihm verlangt wurde.

So kläglich war der Versuch abgelaufen, nach eigener Willkür der Welt einen Kaiser zu setzen. Kaum hatte Lambert Rom verlassen, so begab sich der Papst nach Frankreich. Aber nicht so freudig und demüthig, wie seine Vorgänger, wurde er hier empfangen. Freilich brachte er der gallischen Kirche gegenüber seine Autorität zur Geltung. Er krönte den neuen König Ludwig den Stammler. Aber nicht gelang es ihm, wie er gewollt, die karolingischen Fürsten auszusöhnen und zu gemeinsamem Handeln

zu vereinigen. Die deutschen Bischöfe, welche er auch zur Synode geladen hatte, kamen nicht.

Zurückgekehrt, suchte Johann VIII nach allen Seiten die widerstrebenden Bischöfe und Erzbischöfe Italiens in Abhängigkeit zu halten, aber ohne großen Erfolg. Vorzüglich jedoch suchte er gegen die Sarrazenen Hülfe zu gewinnen. Die Kaiserkrone bot er aus, als ob sie ihm gehörte: wer nur helfen wollte und konnte, war ihm willkommen.

Es kam, da Karlmann gestorben war, Karl III, den man ohne ausreichenden Grund den Dicken nennt. Aber er kam als Herr, er forderte die Krone nach Erbrecht, nicht von der Gnade des Papstes. Und er war es, der hinter denen stand, welche den Papst immer am meisten bedrängten

Johann VIII war sehr ungehalten; er schrieb noch in hohem Ton, er wundere sich sehr, daß Karl die Grenzen seiner Väter überschreite. Allein es half ihm nichts, er mußte nachgeben und krönte Karl im Februar 881.

Alle Kronen der Karolinger vereinigten sich auf diesem schwachen Haupte. Die verzweifelnden Völker hofften von ihm, der nun das ganze Reich Karls des Großen beherrschte, Rettung aus der Noth und Bedrängniß, welche sie von allen Seiten bedrängten. Es war vergeblich. Die Zügel entglitten seiner schwachen Hand, er war krank, epileptisch, man kann nur Mitleid mit ihm empfinden, aber seine Regierung war kläglich über alle Maßen. Solchen Kaisern gegenüber erscheint Johann VIII noch groß, aber seine Erfolge waren nicht größer. Auch den Griechen gegenüber war er anfänglich sehr hochfahrend aufgetreten, er bedrohte den Patriarchen mit Absetzung. Dann hatte er kläglich nachgeben müssen. So starb er, ohne etwas erreicht zu haben, am 15. December 882.

Traurig war sein Ende. Von einem Verwandten war er vergiftet, der ihm dann noch mit einem Hammer den Schädel

einschlug; er hoffte mit seinen Helfern sich der Schätze Johanns und des Papstthums bemächtigen zu können. Das gelang ihm jedoch nicht; er starb plötzlich, und Marinus, Bischof von Caere, wurde gewählt.

Von ihm ist wenig zu berichten. Während die Päpste von ihrer herrschenden Stellung mehr und mehr herabsanken, bekämpften sich um die Krone, welche dem dritten Karl entglitten war, italische Große, die Markgrafen Wido von Spoleto und Berengar von Friaul. Niemand bot der Kirche einen hinlänglich schützenden Arm.

In Deutschland aber hatte noch einmal ein kraftvoller Mann das Königthum gewonnen, Arnulf, Karlmanns Sohn. Ihn lud 890 Stephan V nach Italien. Da er aber nicht gleich kam, krönte der Papst im Februar 891 Wido von Spoleto zum Kaiser, einen tapferen Kämpfer gegen die Sarrazenen.

Im September desselben Jahres 891 starb Stephan V, ihm folgte Formosus, ein alter Mann von strenger Sittenreinheit, etwa 75 Jahr alt.

Formosus war 864 durch Papst Nicolaus als ein trefflicher Lehrer zum Bischof von Porto erhoben; dann sandte er ihn zu dem Bulgarenfürsten Bogoris, der ihn zum Erzbischof der neubegründeten bulgarischen Kirche zu erheben wünschte. Die Weigerung des Papstes, ihn zu einem anderen Bisthum übergehen zu lassen, hat die Bulgaren der römischen Kirche entfremdet. Formosus wurde wiederholt zu wichtigen Sendungen verwandt; dann ist er durch Johann VIII im Jahre 876 entsetzt und gebannt worden. Angeblich sollte er sich in eine Verschwörung gegen den Papst und Karl den Kahlen eingelassen haben, um selbst Papst zu werden, wahrscheinlich aber gab nur persönliche Feindschaft den Anlaß. Formosus flüchtete; auf zwei Synoden wurde der Bannfluch wiederholt. Endlich demüthigte er sich und wurde als Laie wieder in die Kirche aufgenommen; er mußte

aber schwören, nie nach Rom zu kommen, nie nach der Einsetzung in sein früheres Amt zu streben.

Der Papst Marinus rief Formosus zurück und löste ihn von seinem Eide; als Bischof von Porto hat er Stephan V geweiht: jetzt wurde er selbst Papst auf den dringenden Wunsch der Römer, wenn es auch an Gegnern nicht fehlte.

Es war eine heilsame Vorschrift der Kirche, daß niemand sein Bisthum mit einem anderen vertauschen solle; der Ehrgeiz wurde dadurch gezügelt und die volle Sorgfalt dem eigenen Bisthum zugewandt. Allein das Papstthum war kein gewöhnliches Bisthum, und es war ganz in der Ordnung, wenn man hier eine Ausnahme machte; auch Marinus war Bischof von Caere gewesen. Immer ist jene Bestimmung übertreten, immer aber auch wieder zu persönlichen Angriffen hervorgesucht.

Trotz der Nothlage verfolgte Formosus den Gedanken, ein allgemeines Concil zu versammeln, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, mit den orientalischen Gemeinden, Constantinopel, Afrika. Den Anhängern des Patriarchen Photius trat er schroff entgegen. Allein andere, nähere Sorgen hinderten ihn, jene Gedanken weiter zu verfolgen. Am 30. April 892 krönte er noch einmal Wido zum Kaiser, und mit ihm seinen Sohn Lambert. Aber wohl nur äußerer Druck hat ihn zu diesem Schritt genöthigt, denn sehr bald richtete er dringende Bitten an Arnulf, dem sein Sieg über die Normannen hohen Ruhm gebracht hatte.

Der erste Römerzug Arnulfs 894 mißlang, bei Piacenza kehrte er um. Aber 896 kam er auf neue dringende Botschaft des Papstes wieder, und eroberte Rom am 21. Februar. Mit Gewalt warf er die spoletanische Partei nieder, und erhielt die Kaiserkrone. Die Römer mußten ihm Treue schwören, wobei die Treue gegen den Papst Formosus vorbehalten wurde.

Aber Arnulf erkrankte und eilte zurück; sofort bemächtigte sich Lambert wieder der Herrschaft. Schon vorher, am 4. April 896,

war Formosus gestorben. Aber an seiner Leiche rächte sich die Gegenpartei.

In Gegenwart des Kaisers Lambert ließ der neue Papst Stephan VI die Leiche des Formosus nach neun Monaten vor die Synode bringen, ihn, über den als Papst ja niemand sollte richten dürfen. Mit dem vollen Ornate angethan, wurde der todte Papst auf den päpstlichen Thron in Sanct Peter gesetzt. Eine förmliche Verhandlung begann; ihm wurde ein Vertheidiger gegeben, und drei Ankläger traten gegen ihn auf. Auf Meineid und unrechtmäßiges Eindringen war die Anklage gerichtet. Man warf ihm vor, daß er als Bischof von Porto sein Bisthum mit dem römischen vertauscht habe. Aber auch Stephan VI war Bischof von Anagni gewesen, Formosus selbst hatte ihn geweiht. Begreiflicher Weise siegten die Ankläger; das Anathem wurde über Formosus ausgesprochen, die päpstlichen Gewänder ihm abgenommen, und der Leiche die Finger, mit welchen er den Segen ertheilt hatte, abgehauen. Alle von ihm ertheilten Weihen wurden für ungültig erklärt. Dann wurde die Leiche durch die Stadt geschleift, endlich warf man sie in den Tiber.

Stephan VI wurde nach einigen Monaten vom Volk in der Kirche gepackt und erdrosselt; sein Nachfolger Romanus II lebte nur drei Monate, Theodorus nur zwanzig Tage. Unter seinem kurzen Pontificat fanden Fischer die Leiche des Formosus, welcher nun als Papst bestattet wurde, und eine Synode erklärte die von ihm ertheilten Weihen für gültig. Bald erzählte man sich, die Heiligenbilder hätten, als die Leiche des frommen Papstes in die Peterskirche gebracht wurde, sich vor ihm verneigt.

Dann bemächtigte sich Sergius mit Gewalt des Papstthums, aber als er geweiht werden sollte, wurde er verjagt durch Johannes IX (898—900). Dieser war von Formosus zum Priester geweiht. Er hielt eine Synode zu Rom, eine zweite zu Ravenna mit 73 Bischöfen, in Gegenwart des Kaisers Lambert. Hier

wurde jene entsetzliche Leichensynode feierlich verdammt, ihre Acten verbrannt. Nur aus Barmherzigkeit wurden die Theilnehmer begnadigt. Alle Handlungen des Papstes Formosus wurden bestätigt, nur die Kaiserkrönung Arnulfs wurde verworfen; dazu nöthigte die Rücksicht auf dessen Widersacher Lambert.

Als sehr wünschenswerth wurde hier die Anwesenheit eines kaiserlichen Sendboten bei der Wahl bezeichnet, um Vorfälle wie das Eindringen des Sergius zu verhindern.

Aber zunächst trat nun eine noch viel ärgere Verwirrung ein; Kaiserthum und Papstthum kamen gleichmäßig zu Fall.

Im October 899 wurde Kaiser Lambert ermordet, im December desselben Jahres starb Kaiser Arnulf. In Italien machte sich jetzt Berengar zum Herrn, in Deutschland aber folgte ein Kind auf dem Throne. Neue schreckliche Feinde, die Magyaren, fanden 899 zuerst ihren Weg in die Lombardei, und kehrten dann fast jährlich wieder; die Sarrazenen aber setzten sich dauernd fest am Garigliano und zu Garde-Frainet am Meerbusen von Genua.

Im Jahr 900 starb Johann IX; sein Nachfolger Benedict IV krönte 901 Ludwig III, den Sohn des Königs Boso von Arles, zum Kaiser, aber der wurde sofort von Berengar verjagt. Benedict IV starb 903. Sein Nachfolger Leo V wurde nach einem Monat von dem Priester Christophorus überwältigt und eingekerkert, aber schon im folgenden Jahre ereilte diesen dasselbe Schicksal. Mit Schrecken erfuhr man jenseits der Alpen die furchtbare Kunde, daß zwei Nachfolger Petri im Gefängniß starben.

Des päpstlichen Stuhles aber bemächtigte sich Sergius III (904—911), derselbe welcher schon nach Theodors Tod eingedrungen war. Formosus hatte ihn zum Bischof von Caere geweiht; da ihm das jetzt hinderlich war, entäußerte er sich des Bisthums und erklärte die Weihen des Formosus für ungültig.

Es läßt sich leicht denken, welche Verwirrung diese immer

wechselnden Entscheidungen über die Weihen des Formosus hervorriefen. Sehr zahlreiche Priester geriethen in die äußerste Bedrängniß und Gewissensnoth. Es sind uns noch Schriften erhalten, worin mit den bittersten Klagen, mit den bestbegründeten Vorstellungen, diese letzte Entscheidung des Sergius bekämpft wird. Aber alles war vergeblich, es blieb dabei.

Wie freilich mit diesen widerstreitenden Beschlüssen die Unfehlbarkeit in Einklang zu bringen ist, das dürfte schwer begreiflich zu machen sein.

VII.

Die ottonische Reform.

Die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Papstthums haben wir noch nicht erreicht. Es war recht arg, daß zwei Päpste im Kerker verschmachteten, während der dritte, welcher sie eingesperrt hielt, Papst war. Es war nicht minder arg, daß die Beschlüsse über die Weihen des Formosus bald umgestoßen, bald wieder hergestellt wurden. Aber es fehlte noch Eines: daß Weiber über den apostolischen Stuhl verfügten. Und was für Weiber! Es war Theodora, die Gemahlin des Consuls und Senators Theophylactus, mit ihren Töchtern Theodora und Marozia. Ihre persönlichen Reize verschafften ihnen die Mittel, durch Verbindungen mit den mächtigsten Persönlichkeiten einen ganz überwiegenden Einfluß in Rom, ja in Italien zu gewinnen.

Als Eugenius Vulgarius, der für die Gültigkeit der formosischen Weihen geschrieben hatte, von Sergius III zur Strafe in ein Kloster verbannt war, richtete er eine Schrift voll kriechender Schmeichelei an Theodora. Es war der sicherste Weg, die Gunst des Papstes zu gewinnen, denn Marozia, die Tochter der Theodora, war die Geliebte des Papstes.

Und als 914 Johann X Papst wurde, da behauptete man, daß jene Theodora, bezaubert von seiner Schönheit, ihn zuerst auf den Stuhl von Bologna, dann auf den von Ravenna, endlich auf den römischen gebracht habe. Es wurde viel gelogen in

Rom, und wir wollen darauf nicht zu viel Gewicht legen; sicher ist, daß Johann X ein tapferer Kämpfer gegen die Sarrazenen war. Berengar, den er 915 zum Kaiser krönte, brachte keine Hülfe, aber es gelang dem Papst eine Verbindung mit den unteritalischen Fürsten gegen sie zu Stande zu bringen. Im Jahre 916 wurden sie vom Garigliano vertrieben; es war ein glänzender Sieg, und die Apostel Petrus und Paulus glaubte man persönlich kämpfend als Helfer erblickt zu haben.

Bemerkenswerth ist noch, daß Johann X in Schreiben nach Frankreich und nach Deutschland ausdrücklich das Recht der Könige anerkannte, die Bischöfe einzusetzen. Damals waren es die Herzoge, gegen deren Gewaltthätigkeit die Bischöfe zu schützen waren, und dafür wurde das Recht der Könige in Anspruch genommen. Später freilich wollte man davon nichts mehr wissen.

Aber im Jahre 928 wurde Johann X ein Opfer des Kampfes um die Herrschaft in Rom. Die Leute des Markgrafen Wido von Tuscien und der vorher erwähnten Marozia, die jetzt Wido's Gemahlin war, ergriffen ihn; im Kerker wurde er erdrosselt.

Die nächsten Päpste wurden durch den Einfluß der Marozia erhoben, 931 Johann XI, obgleich er erst zwanzig Jahre alt war; er war ihr Sohn vom Papste Sergius. Aber aller Gewalt in Rom bemächtigte sich bald darauf Alberich, auch ihr Sohn, aber von einem andern Vater, von Alberich, dem Markgrafen von Camerino und Spoleto. Er machte dieser Wirthschaft ein Ende.

Unter dem Namen eines Patricius beherrschte Alberich Rom und die Päpste; den König Hugo, welcher mit der Hand der Marozia Rom zu gewinnen gehofft hatte, verjagte er. Seinen Stiefbruder Johann XI, der Hugo zum Kaiser krönen sollte, und seine eigene Mutter warf er in's Gefängniß. Verdient hatten sie das Schicksal reichlich.

So versanken die Päpste, welche den Kaisern sich nicht hatten

fügen, welche die Welt hatten beherrschen wollen, in die Knechtschaft der römischen Stadtmagnaten. Die nächsten, rasch auf einander folgenden Päpste waren Creaturen Alberichs, ohne alle Autorität. Ein Gewinn war es, daß sie, aller weltlichen Macht entkleidet, sich wieder mehr ihren geistlichen Pflichten zuwandten, nnd einige sind deshalb gerühmt worden. In der Ferne wirkte noch zuweilen der Nimbus des Namens, doch klagte man, daß die Pallien in Rom käuflich seien.

Alberich, über alles Maaß von den italienischen Zeitgenossen verleumdet, scheint besser gewesen zu sein, als sein Ruf. Selbst der furchtbar entarteten Kirche nahm er sich an, und trat, auf ihre Reform bedacht, mit dem Abte von Cluny in Verbindung.

Schlimmer wurde es, als Alberich 954 starb. Vor seinem Tode ließ er sich von den Römern versprechen, daß sie seinen Sohn zum Papst wählen würden. Und sie thaten es; als 955 Agapit starb, folgte ihm Octavian, der schon die weltliche Herrschaft seines Vaters Alberich übernommen hatte. Nun wurde er als Johann XII auch Papst, und vereinigte wieder beide Würden.

Er war ein munterer junger Papst, erst sechzehn Jahre alt. Er ging am liebsten auf die Jagd; beim Würfelspiel pflegte er Jupiter und Venus um ihre Gunst anzurufen, mit Vorliebe trank er des Teufels Minne. Er machte einen zehnjährigen Knaben zum Bischof, und weihte einen Diaconus im Pferdestall. Für Geld war ihm alles feil. Von seinem übrigen Wandel kann ich gar nicht reden; an die wüstesten Ausschweifungen knüpften sich die schwersten Verbrechen.

Bedrängt durch König Berengar II rief Johann XII König Otto, den Ungarnsieger. Er kam, versprach dem Papste eidlich Sicherheit, und wurde feierlich empfangen. Aber er war auf seiner Hut. Seinem Schwertträger Ansfrid von Löwen sagte er: „Wenn ich an den Schwellen der Apostel bete, so halte dein

Schwert beständig über meinem Haupte, denn römische Treue war meinen Vorfahren schon oft verdächtig. Sind wir zum Monte Mario zurück gelangt, so magst du beten, so viel du willst."

Aber die Krönung geschah Lichtmeß 962 friedlich mit allem Pomp. Das dem Papst entrissene Gebiet wurde zurückgegeben, und viele Schätze dazu. Der Papst decretirte dagegen alles was Otto wollte. Er und die Römer huldigten Otto und schwuren ihm Treue gegen Berengar und dessen Sohn Adalbert.

Allein als Otto abgezogen war, um Berengars Burgen vollends zu bezwingen, kamen andere Nachrichten aus Rom. Es kamen bittere Klagen über den Papst, und man beschuldigte ihn des Verraths.

Johann XII scheint geglaubt zu haben, daß er den König Otto rufen und brauchen könne, wie das die Päpste schon öfter mit Fürsten gemacht, die sie gerufen hatten. Dann könne er wieder gehen. Als aber Otto als wirklicher Herr und Kaiser auftrat, da änderte Johann seine Ansicht und sein Verhalten.

Otto antwortete auf die Beschuldigungen: „Er ist ein Knabe und wird sich bessern." Aber bald wurden bei Capua Boten und Briefschaften des Papstes aufgefangen; es war jetzt klar am Tage, daß er alles gegen den Kaiser zu den Waffen rief, die Griechen, die noch heidnischen Ungarn, die Sarrazenen. Kaiserliche Gesandte verhöhnte er, dagegen nahm er Berengars Sohn Adalbert festlich in Rom auf.

Das war eine Kriegserklärung.

Im October 963 erschien Otto wieder vor Rom. An der anderen Seite des Tiber sah man mit Erstaunen den Papst mit Schwert und Schild, mit Helm und Panzer. Die Deutschen hatten sich von dem Nachfolger Petri eine andere Vorstellung gemacht. Aber er wagte nicht Stand zu halten, sondern entwich mit Adalbert.

Nun wurde eine Synode versammelt, um über ihn zu richten. Die entsetzlichsten Beschuldigungen wurden gegen ihn vorgebracht; er wurde vorgeladen, sich zu verantworten. Da antwortete er den Bischöfen: „Wir haben sagen gehört, daß ihr einen andern Papst machen wollt. Wenn ihr das thut, so banne ich euch von Gott allmächtigen (da deum omnipotentem), daß ihr nicht die Macht habt, keinen zu weihen und die Messe zu feiern."

Ein zweiter Brief konnte ihn nicht finden. Er war mit Köcher und Bogen in's Feld gegangen; niemand wußte zu sagen, wo er wäre. Wie ein wildes Thier, heißt es, verbarg er sich in den Wäldern.

So machte man denn keine Umstände mehr; er wurde entsetzt, und Leo VIII an seiner Statt erhoben.

Otto bemühte sich ernstlich um die Reform der Kirche, aber wie konnte sie gelingen auf solchem Boden? Johann XII stand nicht allein in seiner Schlechtigkeit. Für diesen Papst, der eben noch so allgemein von allen Seiten verklagt war, erhob sich schon nach einem Monat, durch Geld gewonnen, das Volk im Aufstand, als noch Otto in Rom war, die meisten Truppen aber zur Erleichterung der Römer fortgeschickt hatte.

Otto schlug den Aufstand nieder, aber kaum war er fort, so kam auch schon Leo VIII flüchtig bei ihm an. Johann XII war wieder Papst, und hielt eine Synode, welche Leo entsetzte. Die Bischöfe aber, welche sich daran betheiligten, waren großentheils dieselben, welcher in der früheren Synode allen den schweren Anklagen gegen Johann XII zugestimmt hatten.

Bald darauf wurde Johann XII mitten in seinen Sünden vom Tode ereilt; der Teufel, hieß es, habe ihn erschlagen, als er gerade bei der Frau eines Römers weilte. Nun erhoben die Römer Benedict V, der bei allen Vorgängen mitbetheiligt gewesen war, sowohl gegen Johann und Leo, wie auch für dieselben. Allein Otto setzte mit Gewalt Leo VIII wieder ein.

Hier waren aber nicht die Kräfte zu einer nachhaltigen Hebung und Reinigung der Kirche vorhanden. Die kamen vom deutschen Reich, und dahin müssen wir jetzt unsern Blick wenden.

Unter den Theilen, in welche Karls Reich zerfallen war, hat zuerst Deutschland sich wieder in neuer Kraft erhoben. Unter Ludwig dem Kinde war der traurigste Zustand der Auflösung erreicht worden; bei fortwährender Zwietracht der Großen war man ohnmächtig den Ungarn gegenüber.

Vergeblich versuchte Konrad der Anarchie Herr zu werden. Sein stärkster Gegner, dessen er nicht Herr zu werden vermochte, war Heinrich, der Herzog von Sachsen.

Die Sachsen, von Karl mit Gewalt unterworfen und bekehrt, waren unter dem tüchtigen und kraftvollen Geschlecht der Ludolfinger geeinigt. Im Innern war durch sie die gesetzliche Ordnung hergestellt, die bösen und gefährlichen Nachbarn, Normannen und Slaven, waren zurückgeschlagen. Die Machtstellung der Ludolfinger beruhte weniger auf königlicher Verleihung, als auf der eigenen Kraft und Tüchtigkeit, und auf der Anhänglichkeit des Volkes, ganz ähnlich wie einst die Stellung der Arnulfinger in Austrasien. Deshalb hatte auch Heinrich, als er sich einer Schmälerung seiner Macht durch König Konrad widersetzte, die Stimmung des Volkes für sich. Die Sachsen wollten nicht mehr den Franken gehorchen; stolz und freudig waren sie, als nun ihr Herzog zum König gewählt wurde. Konrad selbst hatte sterbend dazu gerathen, denn weder war es möglich, das Reich ohne die Sachsen herzustellen, noch auch konnte man sie wieder unterwerfen.

Heinrich gelang, was Konrad vergeblich versucht hatte, und Otto folgte seinem Vorbild. Die Ungarn schlug er 955 auf dem Lechfeld so, daß von ihren Raubzügen fürder nicht mehr die Rede war.

Heinrich hatte die bischöfliche Salbung und Krönung abge-

lehnt; Otto nahm sie an, aber er hatte mit der Widersetzlichkeit der Bischöfe zu kämpfen. Gar zu gerne hätten sie in den deutschen Landen die Regierung in ihre Hand genommen, wie ihre Collegen in den romanischen Landen, wie sie selbst noch unter Konrad regiert hatten.

Es konnte nicht als die Aufgabe des Königs erscheinen, sie zu unterdrücken. Ihre fürstliche Macht und Stellung war schon längst fest begründet. Aber man mußte suchen, sie für das Reich zu gewinnen, und das hat Otto erreicht. Er machte sie zu Organen der Reichsregierung, zu seinen Rathgebern und Beamten. Er verlieh ihnen große Vorrechte; dafür aber setzte er sie ein nach seinem Ermessen. Da alle weltlichen Aemter erblich geworden waren, was sich bei den damaligen Verhältnissen nicht ändern ließ, so war es ein großer Vortheil, daß hier bei jeder Erledigung ein Mann des Vertrauens an eine wichtige Stelle gesetzt werden konnte. Die einzige litterarisch gebildete Klasse, deren Dienste man unmöglich entbehren konnte, wurde so für das Reich gewonnen.

Nicht minder nothwendig war aber auch die innere Reform der sehr verwilderten Kirche. Und auch dafür sorgte Otto in Gemeinschaft mit seinem hochbegabten Bruder Brun, dem Erzkanzler des Reichs und Erzbischof von Cöln. Die Klöster wurden ihrer Bestimmung zurückgegeben, die ihnen entzogenen Güter nach Möglichkeit wieder herbeigeschafft; es wurden tüchtige Männer zu Aebten und zu Bischöfen erhoben. Ausgereicht würde auch das nicht haben, wenn nicht das gesunde Leben in der Kirche selbst sich dadurch bewährt hätte, daß aus ihrer eigenen Mitte eine kräftige und erfolgreiche reformatorische Bewegung erwuchs. Die deutsche Kirche verjüngte sich vollständig, und stand in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts glänzend da, mit lebhafter wissenschaftlicher Thätigkeit.

Wäre es nun da nicht am besten gewesen, wenn sie sich in

sich abgeschlossen hätte, durch ihre eigenen Synoden regiert? wenn sie vom römischen Joch sich völlig frei gemacht hätte?

Vielleicht. Aber es ist vollkommen müßig, solchen Gedanken nachzugehen, da sie jener Zeit durchaus fern lagen. Nirgends findet sich eine Spur davon. Wohl jammerte man über das Verderben in Rom. Man klagte bitter, daß sogar die Pilger in der Peterskirche beraubt würden und ihres Lebens nicht sicher wären. Aber vollkommen unerschütterlich war der Gedanke, daß die Einheit der Kirche über alles gehe, und daß sie vom Statthalter Petri regiert werden müsse. Daran zu zweifeln, ließ niemand sich beikommen. Die Entartung in Rom wurde als ein schweres Unglück empfunden, welches Gott vorübergehend zulasse, dem abzuhelfen die erste und vornehmste Pflicht sei.

Nach diesen Grundsätzen mußte auch Otto handeln; von ihnen sind er und seine Nachfolger bestimmt worden, als sie immer wieder eine Reform in Rom durchzuführen versuchten.

Zugleich drängte dazu, wie nun einmal die Dinge lagen, das praktische Bedürfniß. Es gab immer viel Streit innerhalb der Kirche, und die schärfere Zucht, durch welche jetzt Mißbräuchen und persönlicher Ausartung gesteuert wurde, vermehrte die Conflicte. Immer pflegte dann der widerstrebende Theil in Rom Anhalt und Hülfe zu suchen, und die pseudo-isidorischen Decretalen, deren Gültigkeit nicht mehr bezweifelt wurde, sicherten das Recht der Appellation. Daß in Rom alles käuflich war, wußte man sehr gut, und römische Entscheidungen wurden auch nicht immer beachtet und ausgeführt, aber es war doch dieser Uebelstand sehr empfindlich und hemmend für die bestgemeinten Reformbestrebungen.

Otto der Große verfolgte mit besonderer Vorliebe den fruchtbaren und segensreichen Gedanken, zur Vollendung der kirchlichen Organisation in den neu gewonnenen slavischen Gebieten ein eigenes Erzbisthum in Magdeburg zu errichten. Solche neue

Schöpfungen waren immer sehr schwierig, weil sie nur auf Kosten und mit Beeinträchtigung älterer Rechte und Ansprüche möglich waren. Hier standen ihm der Bischof von Halberstadt und der Erzbischof von Mainz im Wege; dreißig Jahre hat Otto gewartet, um in völlig legaler Weise, ohne Anwendung von Gewalt, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Aber zur dauernden Sicherung seiner neuen Schöpfung bedurfte er durchaus der päpstlichen Bestätigung. Und so langte man bei jeder Angelegenheit auf kirchlichem Gebiet zuletzt bei dieser Spitze an: hier einen befriedigenden Zustand herzustellen, war das dringendste Bedürfniß.

Daher mußte Otto in Rom eingreifen, daher mußte er thun, was alle Welt für seine Pflicht hielt. Aber mit dem Material, welches die römische Geistlichkeit darbot, war die Aufgabe unlösbar.

Im Jahr 965 folgte Johann XIII auf Leo VIII. Er war Bischof von Narni, und wurde unter der Leitung kaiserlicher Sendboten von den Römern gewählt. Bald hört man ihn des Nepotismus beschuldigen, aber was ihm feindlich gegenüber stand, war vielmehr die Abneigung der Römer gegen die deutsche Herrschaft, die Feindschaft der großen und einflußreichen Familien, welche nun nicht mehr, wie früher, die Herrschaft handhaben und für sich ausbeuten konnten.

Sanct Peter werde Rom gegen das Joch der Sachsenkönige schützen, so dachten und sprachen die Römer, als sie Johann XIII vertrieben, mißhandelten und einkerkerten. Es war vergeblich. Schon die Furcht vor dem herannahenden Kaiser rief eine Gegenbewegung hervor. Dann erschien Otto und hielt strenges Gericht, besonders über den Stadtpräfecten Petrus, der den Papst hätte schützen sollen und statt dessen selbst an der Spitze seiner Gegner gewesen war.

Auf alle Weise ehrte Otto den Papst Johannes; er gab ihm sogar das lange vergeblich begehrte Ravenna, und in voller Har-

monie wurde nun die Bestätigung des neuen Erzbisthums Magdeburg vollzogen, und andere kirchliche Angelegenheiten geregelt.

Aber kaum ist Otto gestorben (973), so wird auch schon Johanns XIII Nachfolger Benedict VI durch Crescentius, den Sohn jener Theodora, der jüngeren, vertrieben, und statt seiner Bonifaz VII erhoben, der den unglücklichen Benedict im Kerker erdrosseln läßt. Allein nicht lange dauert es, so packt Bonifaz die Schätze des heiligen Petrus ein, und fährt damit nach Constantinopel.

Otto II stellt die Ordnung her; es ist wieder ein kurzer Sonnenblick, man rühmte die Tugenden Benedicts VII, dem des Kaisers Ansehen zur Stütze diente. Aber 982 unterlag Otto II in Calabrien in der Schlacht gegen die Sarrazenen; er erhob noch 983 seinen italienischen Kanzler Petrus, Bischof von Pavia, der sich Johann XIV nannte. Dann starb er, erst zwanzig Jahre alt, und ihm folgte ein Kind.

Sogleich erschien Bonifaz VII wieder, und bemächtigte sich der Gewalt; Johann XIV ließ er im Kerker verhungern. Als das entsetzlichste Scheusal wird er geschildert; schon 985 wurde er erschlagen, seine Leiche durch die Stadt geschleift. Nun erhob Crescentius einen neuen Papst, Johann XV, der als überaus geldgierig bezeichnet wird; alles war ihm käuflich. Es war ihm eben nichts anderes geblieben; Macht hatte er weder in Rom noch auswärts.

Am deutlichsten geht das aus seinen Verhandlungen mit der französischen Kirche hervor.

In Frankreich wurde 987 Hugo Capet auf den königlichen Thron erhoben, obgleich noch ein Karolinger übrig war. Niemand kam jetzt, wie vor zweihundert Jahren, auf den Gedanken, deshalb in Rom anzufragen. Zu einem heftigen Zusammenstoß kam es bei dem Reimser Kirchenstreit. Hier traf Johann XV auf Gerbert, wie einst Johann VIII auf Hinkmar.

Gerbert galt für den gelehrtesten Mann seiner Zeit; die Sage hat ihn als Zauberer dargestellt. Er war zum Erzbischof erhoben nach der Entsetzung des ganz verworfenen Arnulf, aber in Rom überwogen Arnulfs Geschenke.

Da versammelten sich die Bischöfe des Reimser Sprengels 991 in der Abtei des heiligen Basolus unweit Reims, um über die Angelegenheit zu berathen. In den Acten der Synode findet sich, anknüpfend an des Papstes Einspruch, eine Uebersicht der Papstgeschichte seit Johann XII, mit folgender Schlußbetrachtung: „Giebt es eine Satzung, daß solchen mit Schande beladenen Scheusalen von Menschen, die aller Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge bar sind, zahllose Priester Gottes auf dem ganzen Erdkreis, durch Wissenschaft und würdiges Leben berühmt, unterworfen sind?" Ein solcher Papst, meinen die französischen Bischöfe, „ist der Antichrist, der im Tempel Gottes sich niederläßt, und sich gebärdet wie wenn er Gott wäre." „Lieber, sagen sie, würde man von den trefflichen Würdenträgern der Kirche in Lothringen und Deutschland ihr Gutachten einfordern, als von jener Stadt, wo alles für Gold feil ist."

Schon wird hier der Gedanke einer förmlichen Lossagung ernstlich erwogen. „Rom hat die Kirche von Alexandrien verloren, die von Antiochien eingebüßt; schon löst sich, um von Afrika und Asien zu schweigen, auch Europa ab. Denn die Kirche von Constantinopel hat sich losgerissen, das Innere Spaniens weiß nichts von Roms Richtersprüchen. Es begiebt sich eine Trennung, laut dem Worte des Apostels, nicht blos der Völker, sondern auch der Kirche." „Schon ist Rom fast vereinsamt, rathlos für sich, rathlos für andere, wie von sich selbst verlassen."

Gedanken, welche einige Jahrzehnte früher noch kaum jemand auszusprechen gewagt hätte, sehen wir hier ganz unverhüllt hervortreten.

Ein römischer Legat kam, um die französischen und deutschen

Bischöfe zur Synode zu versammeln, aber sie folgten seinem Rufe nicht.

Dagegen erklärten auf der Synode zu Chelles 992 die französischen Bischöfe mit dem König Robert, wie sie sich ausdrückten, nach dem Worte Pauli: „Einen ketzerischen Menschen meide“, alles für null und nichtig, was etwa der Papst im Widerspruch mit den Decreten der Väter verordnen möge.

Sie wurden nach Rom berufen, aber sie kamen nicht. Doch waren sie nicht ohne Schwankungen und Unsicherheit, und die deutschen Bischöfe nahmen sich der römischen Autorität an.

Jener päpstliche Legat, der Abt Leo aus Rom, hielt 995 eine Synode zu Mouson, und auf die kühnen Worte der Synodal-Acten von St. Basle erwiederte er: „Weil die Statthalter Petri und seine Schüler nicht Plato zum Meister haben wollen, und nicht Virgil und Terenz und die übrigen Vicher von Philosophen, die hochmüthig wie Vögel auffliegend die Luft, und untertauchend wie Fische das Meer, und wie das Vieh einherschreitend die Erde beschrieben haben: so sagt ihr, daß sie nicht einmal Thürhüter werden dürfen, weil sie dergleichen nicht wissen. Dafür sollt ihr wissen, daß wer solches sagt, gelogen hat. Denn Petrus wußte davon auch nichts, und ist doch Pförtner des Himmels geworden, da der Herr selbst zu ihm sagte: Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.“

Antichristen nennt er die französischen Bischöfe, und fordert in stolzester Weise Gehorsam gegen Rom.

Nicht gerade immer so kraß ausgedrückt, ist doch im wesentlichen dieser Standpunkt der französischen und deutschen Wissenschaft gegenüber bis auf die Gegenwart festgehalten worden.

Inzwischen war Otto III nach Rom gezogen. Johann XV starb im April 995, und als Nachfolger setzte Otto seinen Vetter Bruno ein, den Sohn des Herzogs Otto von Kärnten, einen jungen Mann, der kaum 24 Jahre alt war; er nannte sich Gregor V.

Er war ein gelehrter Mann von strengen Sitten, und trat sehr energisch auf. In Frankreich brachte er die römische Autorität wieder zur Geltung.

Man warf ihm zu große Härte vor, aber den schlimmen Elementen gegenüber, mit welchen er zu kämpfen hatte, war mit Milde wenig auszurichten. Bald nach des Kaisers Abzug wurde er aus Rom vertrieben; da hielt er Synoden in der Lombardei. Den König von Frankreich bedrohte er einer verbotenen Ehe wegen mit dem Bann; Gerbert mußte weichen. Stolze Kirchenfürsten lud er zur Verantwortung vor seinen Richterstuhl.

Da stellte in Rom Crescentius einen Gegenpapst auf, den Calabresen Johannes Philagathus, der einst Otto's Lehrer gewesen war, Caplan seiner Mutter Theophano. Später war er Erzbischof von Ravenna geworden, ein Grieche von niederer Abkunft. Eben war er als kaiserlicher Gesandter in Constantinopel gewesen; man sagte, er wolle Rom wieder an die Griechen bringen.

Doch jetzt nahte auch Otto III, um, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, den römischen Unrath auszukehren. Rom wurde erstürmt, Crescentius auf dem Dach der Engelsburg geköpft. Milde hatte Otto früher vergeblich versucht; jetzt kannte er kein Erbarmen, auch nicht mit dem Gegenpapst, obwohl er dessen Landsmann, dem alten Einsiedler Nilus, versprochen hatte, seiner zu schonen. Johannes war in die Hände der Kriegsleute gefallen, sie schnitten ihm Nase und Ohren ab und blendeten ihn. In diesem kläglichen Zustande wurde er vor eine Synode gestellt, des Papstthums entsetzt, und seiner priesterlichen Gewänder entkleidet. Dann führte man ihn, rückwärts auf einem Esel sitzend, durch die Straßen der Stadt.

Dagegen war Gerbert jetzt in hoher Gunst; von Reims verdrängt, wurde er zum Erzbischof von Ravenna erhoben, und als Gregor V schon 999 starb, man sagte an Gift, wurde er zum Papst erhoben. Er nannte sich Silvester II; an die fabelhafte

Legende seines Vorgängers anknüpfend, wollte er ein zweiter Neubegründer des Papstthums werden.

Man wirft ihm Inconsequenz vor, weil er einst so heftig das römische Papstthum bekämpft hatte, und allerdings gab er dem einst entsetzten Arnulf von Reims seine Würde zurück. Das römische Papstthum aber hatte er nur deshalb bekämpft, weil es seiner hohen Stellung ganz unwürdig geworden war. Jetzt aber war die Sachlage ganz verändert, und wenn er nun das Papstthum vielmehr noch erhöhen wollte, so liegt darin keine Inconsequenz. Grundsätzlich hat auch er den römischen Primat nicht bekämpft, sondern nur die Unterwerfung unter unwürdige Nachfolger Petri verweigert.

Jetzt war er entschlossen, das Papstthum mit Aufbietung aller Kraft von seinen Flecken zu säubern, und es war schon unter Gregor V ein anderes geworden. Die alle weltliche Gewalt überragende Stellung, welche nach den pseudo-isidorischen Decretalen dem Papste zukommt, nahm er mit voller Energie in Anspruch: weit hinter ihm lag, was er einst als französischer Bischof gedacht, gesagt und gethan hatte.

Otto III, einst sein Schüler, war mit seinem Standpunkt ganz einverstanden. Von der angeblichen Schenkung Constantins wollte er freilich nichts wissen. Er kannte die Entstehung des scheinbaren Originals, welches damals in der Curie angefertigt war. Aber er beschenkte reichlich die heruntergekommene römische Kirche. Gemeinsam errichteten sie in den neubekehrten Ländern Polen und Ungarn Erzbisthümer und Königreiche: Otto III hatte kein Gefühl und kein Verständniß für die Schmälerung der Reichsrechte und des Einflusses der deutschen Kirche, welche damit verbunden war. Er wiegte sich in phantastischen Träumen, in welchen Silvester ihn bestärkte. Auf dem Aventin wollte er thronen als römischer Kaiser, und die von Silvester nach allen Seiten erhobenen Ansprüche unterstützte er mit aller Kraft. Wie hätte der

kaum erwachsene Jüngling sich dem überlegenen Einflusse dieses außerordentlichen Mannes entziehen sollen!

Aber die deutschen Bischöfe, Willigis von Mainz an der Spitze, setzten der neuen päpstlichen Herrschaft einen stolzen und selbstbewußten Widerstand entgegen Die deutschen Fürsten verschworen sich gegen den italienisch gewordenen Kaiser. Und als auch Italien, auch das von ihm verhätschelte Rom sich empörte, da starb (1002) der junge Kaiser, erst 22 Jahre alt, gebrochenen Herzens.

Bald folgte ihm Silvester (1003), und wieder gewannen die Grafen von Tusculum die Herrschaft über Rom, wieder wurden die Päpste zu Werkzeugen der Adelsherrschaft erniedrigt.

Noch war für eine bleibende Reform, für eine Neugestaltung der Dinge, welche sich ohne fortwährendes Eingreifen des Kaisers aufrecht halten konnte, kein Boden in Rom.

VIII.

Die Reform Heinrichs III.

Wir haben gesehen, wie die Ottonen immer wieder den Versuch machten, das römische Papstthum aus seinem tiefen Verfall zu erheben. An redlicher Bemühung haben sie es nicht fehlen lassen, aber alle Anstrengung war vergebens. Es war nicht möglich, das Papstthum so zu befestigen, daß es auf eigenen Füßen stehen konnte; bei jeder Schwächung der kaiserlichen Macht verfiel es wieder dem Einfluß der römischen Aristokratie. Im römischen Clerus selbst war diese mächtig vertreten: eben dieser Clerus war der gefährlichste Feind einer jeden Reform.

Um eine bleibende Reform zu bewirken, bedurfte es anderer Kräfte, die in Rom nicht zu finden waren.

Vom Mönchthum ging wesentlich die neue Gestaltung der Dinge aus; wir werden diesem unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, seine Entwickelung aufmerksam zu betrachten haben.

Während im zehnten Jahrhundert in Deutschland durch die Ottonen gesetzliche Ordnung hergestellt wurde, lockerten sich in Frankreich und dem an beide grenzenden Königreich Burgund die Bande der staatlichen Gesellschaft immer mehr. Die übermächtigen Vasallen verlernten allen Gehorsam und handelten ganz nach ihrem Belieben. Gegen Gewaltthat gab es keinen Schutz mehr.

Zu derselben Zeit aber füllte das Land sich mit Klöstern.

Wie so häufig im Leben, berührten sich auch hier die Gegensätze. Gerade in den zuchtlosesten Zeiten gedeihen die Klöster am besten. Mächtige Frevler, von ihrem Gewissen gepeinigt, suchen sich durch kirchliche Stiftungen den Himmel zu erkaufen, oder sie werfen gar selbst das Schwert von sich, und vertauschen den Harnisch mit der Mönchskutte. Weichere Gemüther ertragen nicht den Aufenthalt in einer Welt, wo man ohne fortwährende Betheiligung an blutiger Gewaltthat sich nicht aufrecht zu halten vermag; sie suchen Ruhe und Frieden hinter den stillen Klostermauern. Andere finden dort Zuflucht, nachdem sie alle irdische Habe verloren haben, oder es zieht sie auch die Neigung zu wissenschaftlicher und künstlerischer Beschäftigung dorthin. Noch giebt es keine andere Möglichkeit, solcher Neigung zu genügen.

So war es auch in Italien. Gerade in der Zeit äußerster Zuchtlosigkeit und sittlicher Entartung begründete hier Romuald den strengen Orden der Camaldulenser. Diese sahen die Welt als unrettbar verloren an. Sie wollten sie gänzlich meiden, und glaubten in keiner anderen Weise ihre Seele retten zu können; in unwirthbare Einöden flüchteten sie, um sich ganz und ausschließlich frommen Betrachtungen und Kasteiungen hinzugeben. Männer dieser Richtung haben großen Einfluß auf Otto III gewonnen, und mehr als einmal war er nahe daran, ihren Ermahnungen zu folgen, und als Eremit nur noch für die Rettung seiner Seele zu sorgen.

Aus ganz verwandten Beweggründen war auch in den bösen Zeiten des sechsten Jahrhunderts der Orden der Benedictiner hervorgegangen. Auf dem schroffen Berggipfel von Monte Cassino hatte Benedict sein Kloster begründet; seine Regel erwies sich als besonders geeignet für solche Genossenschaften. Durch Benedictiner waren die Angelsachsen bekehrt worden, und die englischen Missionare brachten die Regel in die Frankenreiche. Hier aber boten sich ihnen andere Aufgaben, als in ihrem italischen Heimathlande;

sie mußten die Ländereien, welche ihnen geschenkt wurden, urbar machen und bearbeiten, sie mußten in jeder Beziehung die Lehrer einer noch ganz unentwickelten Bevölkerung werden. Selbst mußten sie ihre Kirchen und Klöster bauen, selbst ihre Bücher schreiben und alles anfertigen, dessen sie bedurften. Sie mußten auch selbst darauf bedacht sein, die Erzeugnisse ihres Fleißes zu verwerthen; unmöglich konnten sie der Berührung mit der Außenwelt sich entziehen. Viele Einöden haben sie zu blühenden Fluren umgeschaffen, und es dauerte auch gar nicht lange, bis die Aebte gebietende Herren wurden, reichlich ausgestattet mit den Rechten weltlicher Obrigkeiten. So lange sie die strenge Zucht bewahrten, flossen ihnen reichliche Schenkungen zu; gute Wirthschaft machte es ihnen auch möglich, durch Ankauf ihren Besitz zu mehren. Das Land im wilden Gebirg hatte nur geringen Werth; sie aber verstanden es nutzbar zu machen.

Dann änderte sich die ganze Natur der Verhältnisse. Während der Eifer erkaltete, die Regel immer lässiger, oft gar nicht mehr beobachtet wurde, fanden der Ehrgeiz sowol wie die Neigung zu behaglichem Wohlleben im Kloster Befriedigung. Der Abt, welcher Grafenrechte auszuüben hatte, und ritterliche Vasallen ins Feld entsandte, wenn er sie nicht gar selbst anführte, mußte vornehmer Abkunft sein. Einige reiche Klöster machten sogar die adliche Geburt zur Bedingung der Aufnahme. In dem einst hochberühmten burgundischen Kloster Saint-Maurice im Wallis ritten die Mönche mit Hunden und Falken zur Jagd, und lebten ganz wie weltliche große Herren.

Solcher Ausartung gegenüber fand sich aber immer wieder in anderen Klöstern ernster kirchlicher Eifer, und häufig sogar eine übertriebene Ascetik. Hochberühmt durch strenge Zucht war namentlich das Kloster Cluny im Sprengel von Macon, welches im Anfang des zehnten Jahrhunderts gestiftet wurde. Bald wurden ihm nun andere Klöster untergeordnet, sei es, daß eine Reform-

partei unter den Mönchen selbst dazu trieb, oder daß die Patrone, die Abkommen der Stifter des Klosters, gegen den Willen der Insassen die strenge Zucht von Cluny einführten. Auch strömte dem gefeierten Kloster eine solche Menge von Mönchen zu, daß von dort Colonien ausgehen, und auf den reichlich geschenkten Landgütern neue Cellen gründen konnten. Abweichend von der früheren Gewohnheit hatten alle diese Klöster der Cluniacenser nur Prioren, keinen Abt; sie waren nicht selbständig, sondern unbedingt dem einen Vaterabt von Cluny unterworfen. Ueberall herrschten genau dieselben Gebräuche, derselbe unbedingte Gehorsam. Eine solche Verbindung nannte man nun eine Congregation.

Der Abt von Cluny selbst war nur dem römischen Papste untergeben, thatsächlich vollkommen unabhängig von jeder höheren Autorität, und sein Ansehen wuchs um so mehr, da eine Reihe ausgezeichneter Männer nach einander diese Würde bekleideten. Der Abt Majolus war der Gewissensrath der frommen Kaiserin Adelheid, der Burgunderin, die ihm unbedingt ergeben war, und neue Klöster nach der Regel der Cluniacenser stiftete. Ihm folgte Odilo (994—1049), verehrt von Königen und Kaisern, in der Zeit des Verfalls des römischen Papstthums dieses an Ansehen weit überragend.

Diese Entwickelung war ein großer Fortschritt in der ganzen Einrichtung des Mönchthums, da das einzelne Kloster, welches einer solchen Congregation angehörte, nun nicht so leicht wie früher entarten konnte, bis denn freilich nach einer nicht sehr langen Blüthezeit die Aebte von Cluny selbst sammt ihren Mönchen den Versuchungen des übergroßen Reichthums und der fürstlichen Macht erlagen.

Begreiflicher Weise übte eine solche Congregation auch einen starken Einfluß auf die Nachbarländer aus, auf Deutschland, wo die Kaiserin Adelheid und dann vorzüglich Kaiser Heinrich II die Einführung der Cluniacenser-Regel eifrig beförderten. Die deut-

schen Klöster dieser Regel hatten zwar ihre eigenen Aebte, aber diese waren deshalb nicht minder von der unterwürfigsten Verehrung gegen den Abt von Cluny erfüllt.

Zu den Reichen, welche aus dem zerfallenden Erbe Karls des Großen erwuchsen, hatte auch das burgundische gehört; dieses war nach dem Aussterben der zuletzt völlig machtlos gewordenen Königsfamilie mit Rudolf III 1032 an Deutschland gefallen, und von Kaiser Konrad II mit starker Hand behauptet worden. Es umfaßte die östliche Schweiz und das Land an Saone und Rhone abwärts bis zum Meer. Die wichtigsten Alpenpässe gehörten dazu, und deshalb war diese Erwerbung für die leichtere und gesicherte Verbindung mit Italien von großer Wichtigkeit. Zugleich aber war auch dadurch die Reichsgrenze bis an den Sprengel von Macon vorgerückt, und der Einfluß der Cluniacenser auf Deutschland wurde dadurch noch verstärkt.

Auch in Italien faßten die Cluniacenser schon Fuß, und jener Alberich, der Gebieter von Rom, hat sie begünstigt. Doch wollte ihre Einführung hier noch nicht recht gedeihen.

Das Volk war, wo solche Klöster bestanden, von unbegrenzter Verehrung gegen diese neuen Heiligen erfüllt; bald gingen auch Bischöfe aus ihrer Mitte hervor. Hier war es, wo eine Macht sich bildete, auf welcher die Reform fußen konnte; eine mächtige Bewegung, welche von unten aufsteigend nicht ruhte, bis sie auch das Haupt gewonnen hatte.

In Rom war am 12. Mai 1003 Silvester II gestorben; auch er hatte in der letzten Zeit es schon empfunden, daß ihm nach Otto's III Tod die kaiserliche Mitwirkung fehlte. Wieder bemächtigte sich Johannes, des Crescentius Sohn, der Gewalt; wieder verloren die Päpste alle äußere Macht und sahen sich auf ihre geistlichen Verrichtungen beschränkt. Es kam damals (1009) die Nachricht, daß das heilige Grab in Jerusalem von den Ungläubigen zerstört sei, und Papst Sergius IV forderte die

Christenheit zu einem gemeinsamen Kriegszuge auf, um es den Sarrazenen abzugewinnen; allein dieser Ruf, welcher später eine so gewaltige Wirkung erregte, ist damals völlig unbeachtet verhallt.

Nach dem Tode jenes Johannes gelang es den Grafen von Tusculum, sich der höchsten Gewalt in Rom zu bemächtigen; sie stammten von jenem gewaltigen Alberich, und waren nach dem Sturze Johannes XII für längere Zeit in den Hintergrund gedrängt worden. Jetzt standen sie wieder mächtig da unter ihrem Haupte Gregorius; sie verjagten den Candidaten der Crescentier, und Benedict VIII, der Sohn jenes Gregorius, wurde Papst (1012—1024). Er steht weit glänzender da, als seine Vorgänger; im Jahre 1014 hat er Heinrich II und seine Gemahlin Kunigunde gekrönt, und auch der fromme König von Frankreich, Robert, pilgerte 1016 nach Rom. Im Jahre 1020 aber ist der Papst nach Deutschland gekommen, und hat den Bamberger Dom, Heinrichs II herrliche Stiftung, mit großem Glanze eingeweiht.

Auch die kirchliche Reform hat Benedict VIII mit großem Nachdruck in Angriff genommen. In Pavia hielt er 1018 eine Synode, wo zuerst seit langer Zeit die alten kanonischen Vorschriften gegen die Priesterehe erneut, und durch sehr strenge, ja grausame Strafbestimmungen unterstützt wurden. Ganz allgemein war die Priesterehe thatsächlich üblich geworden und rechtlich anerkannt; ein arger Mißbrauch war namentlich in Italien eingerissen, die Kinder aus solchen Ehen mit Kirchengut auszustatten. Dagegen wurden strenge Beschlüsse gefaßt, und die Beihülfe des Kaisers fehlte nicht zu ihrer Durchführung. Der Einfluß der Cluniacenser ist hierin fühlbar; auch sie fanden Förderung beim Papst, und Schutz gegen die ihnen abgeneigten französischen Bischöfe.

Auch in Italien fanden sie jetzt immer mehr Eingang. Das altehrwürdige Mutterkloster Monte Cassino hatte nicht minder,

als das römische Papstthum, sehr wechselnde Schicksale, und war nach vorübergehender Reform wiederholt in neuen Verfall gerathen. Jetzt erst wurde es durch einen vom Kaiser eingesetzten deutschen Abt dauernd für die Reform gewonnen, und bildete von da an für alle Freunde und Förderer derselben einen überaus wichtigen Rückhalt.

Sehr verdienstlich waren die erfolgreichen Bemühungen Benedicts VIII, Italien gegen Sarrazenen und Griechen zu schützen. Gegen die Seeräuber, welche von den Balearen ausgehend auf Sardinien sich festgesetzt hatten, gelang es ihm, die Pisaner und Genuesen zu einer gemeinsamen Unternehmung zu vereinigen, welche zu vollständigem Siege führte. Eigenthümlich gestalteten sich die Verhältnisse im südlichen Italien, wo nach Otto's II Niederlage die sicilischen Sarrazenen sich von neuem ausgebreitet und festgesetzt hatten. Sie bedrängten das Fürstenthum Salerno, überflutheten Apulien, und belagerten Bari, welches noch zum griechischen Reiche gehörte.

Vom griechischen Kaiser im Stich gelassen, hat damals die eingeborene Bevölkerung einen Versuch gemacht, sich selbst zu helfen, und von Byzanz loszumachen. Benedict VIII unterstützte diese anfangs erfolgreiche Bewegung. Nachdrückliche Kraft gab ihr die Betheiligung der Normannen, welche als Pilger gekommen, zuerst in Salerno am Kampfe gegen die Ungläubigen sich betheiligten, und dann auf dringende Einladung in größeren Schaaren erschienen. Ihre gewaltige Körperkraft und glänzende Tapferkeit war anfangs siegreich; zuletzt aber erlagen sie doch der Uebermacht der Griechen, welche mit großer Anstrengung Apulien sich wieder unterwarfen, das von nun an Capitinata genannt wurde, nach dem im lateinischen Munde entstellten Titel des Statthalters, des Katapan.

Mehr als je war auch der Papst zu Rom durch die mächtig fortschreitende Griechenherrschaft nach ihrem großen Sieg bei

Cannä bedroht; da suchte er seine Zuflucht wieder, wie in alter Zeit, beim deutschen Kaiser. Auf jenem großen Kirchweihfest zu Bamberg ist der Entschluß gefaßt, und im Jahre 1022 erschien Heinrich II mit einem gewaltigen Heere. Im offenen Felde wagten die Griechen keinen Widerstand, ihre Festung Troja, welche den neuen Besitz sichern sollte, mußte sich dem Kaiser ergeben, und wenn es auch nicht gelang, die Griechen ganz zu vertreiben, so wurden doch die langobardischen Fürstenthümer wieder in ihrem Bestande gesichert, und zu ihrem und des neuen Abtes Theobald von Monte Cassino Schutz sind damals die ersten Normannen im südlichen Italien angesiedelt worden.

Der Papst hatte den Kaiser auf seinem Kriegszuge begleitet, die Eintracht war ungestört. Doch war man in Deutschland nicht so ganz mit dem Walten Benedicts zufrieden; Erzbischof Aribo von Mainz hatte sich römischer Uebergriffe zu erwehren, und die Klagen über römische Käuflichkeit, welche zu allen Zeiten sich wiederholen, ließen auch damals sich vernehmen.

Ganz anders aber wurde es, als auf Benedict sein Bruder Johann XIX (1024—1033) folgte. Gegen alle Kirchengesetze war er Neophyt, an einem Tage Laie und Papst. Er krönte am Osterfeste 1027 Konrad II und seine Gemahlin Gisela; die Anwesenheit des Königs Rudolfs III von Burgund und des Königs Kanut von Dänemark und England verherrlichte das Fest. An Reformen wurde nicht mehr gedacht, nur Kanut gewann das Versprechen, daß seinen Erzbischöfen nicht mehr, wie bisher, so ungeheuere Summen für die Pallien abgepreßt werden sollten. Kaiser Konrad aber war ein tapferer Kriegsmann, der sich um kirchliche Dinge wenig kümmerte. Er ließ sich nicht nur Johann XIX, er ließ sich auch dessen Nachfolger Benedict IX (1033—1045) ruhig gefallen. Der Papst that, was der Kaiser wollte; er bannte den Erzbischof Aribert von Mailand, welchen Konrad bekämpfte: das genügte ihm.

Aber arg war es geworden; die schlimmsten Zeiten des zehnten Jahrhunderts erneuerten sich. Die Grafen von Tusculum behandelten den päpstlichen Stuhl ganz wie ein Erbgut der Familie. Theophylact, der sich jetzt als Papst Benedict IX nannte, war ein Neffe Johanns XIX, der Sohn des Patriciers Alberich, ein zwölfjähriger Knabe. Je älter er wurde, desto verworfener wurde er auch; Mord und Frevel jeder Art verübten der Papst und seine Spießgesellen ungescheut und ungestraft, und alles war käuflich an seinem Hofe. Doch was bedarf es vieler Worte? Sein eigener Nachfolger Desiderius, der doch wohl darin auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann, hat ihn als den Teufel auf dem Stuhle Petri bezeichnet.

Und dieser Mensch ist es gewesen, der einen syrischen Mönch, Simeon, der vor sechs Jahren in Trier gestorben war, im Jahre 1041 für heilig erklärt hat!

Endlich war man in Rom doch dieses Papstes überdrüssig; er wurde 1044 vertrieben, und an seiner Stelle Johannes, der Cardinalbischof der Sabina, erhoben, der den Namen Silvester III annahm. Viel besser war er auch nicht; um schweres Geld hatte er die einträgliche Würde erworben. Aber die Tusculaner waren ihm zu mächtig; schon nach wenigen Wochen mußte Silvester weichen, und Benedict IX setzte sich wieder auf den entwürdigten Stuhl.

Und nun hören wir von einer wunderbaren Geschichte; Bonizo, der Bischof von Sutri, einer der eifrigsten Vorkämpfer des Papstthums, hat sie erzählt. Seine Heiligkeit, so meldet er, hatte sich verliebt in seine Base, die Tochter des Girardus de Saxo; er wollte sie heirathen. Er würde wohl kaum Anstand genommen haben, sich auch dazu Dispensation zu ertheilen, aber Girard hatte nicht den Ehrgeiz, Schwiegervater eines Papstes werden zu wollen; er bestand darauf, daß Benedict dem Papstthum entsagen müsse, sonst werde er ihm seine Tochter nicht zur Ehe geben. So wurde

denn Benedict IX seine Würde zu einer unerträglichen Last, und er verkaufte sie im Jahre 1045 durch schriftlichen Contract. Ist auch jene Geschichte nicht unbezweifelt, so ist der Verkauf doch vollkommen sichere Thatsache. Er selbst weihte den Käufer als seinen Nachfolger.

Dieser Käufer war sein Gevatter, Johannes Gratianus, ein sehr reicher Erzpriester, der sich nun Gregor VI nannte. Die Römer schwuren ihm Treue als ihrem Herrn und Papst.

Allgemein anerkannt wird Gregor's gute Absicht, mit seinem großen Reichthum sich ein Verdienst um die Kirche zu erwerben; auf solche unkanonische, aber unter den damaligen Verhältnissen allein mögliche Weise, glaubte er das Papstthum aus seinem grauenvollen Verderben retten zu können. Etwas anderes als ein nutzbares Eigenthum, sahen die damaligen Machthaber doch nicht darin.

Gregor war mit den Cluniacensern eng verbunden, und Petrus Damiani, einer der heftigsten und rücksichtslosesten Eiferer für Herstellung strenger Kirchenzucht, begrüßte seine Erhebung mit großer Freude.

Doch war auch eine Gegenpartei vorhanden und diese rief den deutschen König Heinrich III herbei.

Heinrich III war von seinem Vater sehr verschieden. Von Geistlichen erzogen, selbst kirchlich gelehrt, erstrebte er die Reform der Kirche mit ganzer Seele. Mit den Cluniacensern war er in vertrautester Gemeinschaft; mit Gewalt drängte er sie überall den alten Klöstern auf. Man erzählte sogar von ihm, daß er selbst Mönch werden wollte; nur weil er für das Heil der Kirche unentbehrlich sei, hielten seine frommen Freunde ihn von diesem Schritt zurück.

Aber Heinrich wollte als König nun auch selbst die Dinge leiten. Er glaubte, daß auch er von Gott gesalbt sei, und verlangte Gehorsam, auch in der Kirche. Den Bischöfen verwies er

sehr strenge ihre Habsucht und ihre Simonie. Jetzt hatte er sich aufgemacht zur Romfahrt. Wie wird er die Dinge ansehen, welche dort geschehen sind? Wird er billigen, was in guter Absicht, wenn auch in unregelmäßiger Form gethan ist? Vielleicht hoffte es Gregor VI; er eilte ihm entgegen, allein nach dem ersten ehrenvollen Empfang mußte er bald empfinden, daß er sich geirrt habe.

Auf den 20. December 1046 berief der König eine Synode nach Sutri. Kein Mensch bezweifelte in jener Zeit noch seine Berechtigung, das zu thun.

Man sprach damals in der Christenheit mit Schaudern von dem Zustand der Dinge in Rom, und in der Ueberlieferung der nächstfolgenden Zeit ist das Bild mit noch schwärzeren Farben ausgemalt. Drei Päpste, hieß es, hausten in Rom zu gleicher Zeit. Der eine bei Sancta Maria Maggiore, Benedict IX; wie Bonizo erzählte, hatte er seine Braut doch nicht erhalten, und wollte wieder Papst sein. Nach den Annalen von Nieder-Altaich aber hätte er sich wirklich verheirathet. Otto von Freising hatte in Rom gehört, daß bei jenem Kaufgeschäft die kirchlichen Einkünfte aus England Benedict auch ferner überlassen waren. Im Besitz der Peterskirche sei Silvester III gewesen, im Lateran Gregor VI.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß alle drei den päpstlichen Namen noch führten, daß sie auch Ansprüche auf die Würde und ihre Einkünfte erhoben, und nahmen was sie bekommen konnten. Aber als wirklicher Papst erscheint doch nur Gregor VI. Von ihm, und nur von ihm, sind Bullen vorhanden. Unter der Reformpartei hatte er sehr ergebene Anhänger.

Es sind zwei verschiedene Richtungen, welche hier auf einander stoßen. Die Reform wollen beide, aber die eine will und hofft, daß sie vollkommen selbständig aus dem Innern der Kirche selbst zu Stande komme; die andere will die Leitung der Kirche durch den Kaiser.

Die deutschen Bischöfe, welche Heinrich III begleiteten, wollten die Reform, wie Gregor VI und dessen Freunde. Aber sie wollten die Sache in der Hand behalten. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sie mit einem festen wohlüberlegten Plane kamen, den sie nun zur Ausführung brachten.

Auf der Synode zu Sutri wurde Silvester III als Eindringling für entsetzt erklärt, allein nicht minder auch Gregor VI. Benedict IX, der nun als Papst übrig blieb, wurde auf einer neuen Synode in Rom um Weihnachten abgesetzt.

Der so oft ausgesprochene Satz, daß niemand über den römischen Papst zu richten habe, konnte nur in der Ferne wirken, wo man die Verhältnisse nicht kannte. In Rom, wo man einen Benedict IX vor Augen hatte, war die Abgeschmacktheit eines solchen Satzes gar zu einleuchtend.

Silvester wurde in ein Kloster verwiesen, Benedict war sicher in Tusculum. Gregor VI aber wurde nach Deutschland mitgenommen, und mit ihm sein Caplan Hildebrand. Hier zuerst wird dieser genannt; er war ein ganz junger Mönch. Wider Willen, sagt er selbst, sei er Gregor VI gefolgt. Wie kam man dazu, ihm, und nur ihm, eine solche Bedeutung beizumessen, daß er Rom verlassen mußte?

Wir haben auch wohl in neuerer Zeit erlebt, daß es Bischöfe von sehr beschränkten Geistesgaben gegeben hat, die nur als Figuranten vorgeschoben waren, während hinter der Bühne der Kaplan der eigentliche Leiter war. Nichts wird an Gregor VI mehr gerühmt, als seine fromme Einfalt: sollte die Vermuthung zu kühn sein, daß Hildebrand die Seele des ganzen, nun verunglückten Reformversuches war? Seiner Richtung entspricht es vollkommen; ebenso entspricht es seinem Character, daß er an dem bedenklichen Mittel, seinen Zweck zu erreichen, keinen Anstoß nahm.

Sicher ist, daß dieser Versuch aus dem Kreise seiner vertrauten Genossen und Freunde hervorgegangen war.

Ganz anders waren die Pläne der deutschen Bischöfe. Nachdem zuerst mit den drei Päpsten aufgeräumt, reines Haus gemacht war, wurde Heinrich III feierlich die Würde des Patriciates übertragen. Darunter verstand man damals, außer der politischen Gewalt in der Stadt Rom, die Befugniß, den Papst einzusetzen. Durch Usurpation hatten die Tusculaner sich in den Besitz dieser Gewalt gesetzt, welche seit Karls des Großen und der Ottonen Zeiten des Kaisers gewesen war. Jetzt wurde sie ihm zurückgegeben, doch in der sehr erweiterten Geltung, welche die Crescentier und Tusculaner ihr gegeben hatten, indem die freie Wahl ganz weggefallen oder doch zum leeren Schein geworden war. Es war dieselbe Form, in welcher die Könige schon seit den Zeiten des fränkischen Reiches über ihre Bisthümer verfügten.

Ausdrücklich wurde diese Befugniß, den Papst und die Bischöfe seines Reiches einzusetzen, Heinrich III zugesichert von dem neuen Papste, dem Bischof Suidger von Bamberg, der sich nun Clemens II nannte. Wohl nicht ohne Absicht wählte er den Namen jenes Clemens I aus der frühesten Zeit der römischen Kirche, nicht wie Gerbert, den Namen Silvesters.

Es waren ganz andere Ideen, welche jetzt zur Geltung kamen, nicht die der gleichberechtigten Herrschaft von Kaiser und Papst, sondern der Leitung durch den Kaiser.

Man sagte später, es sei kein Römer zu finden gewesen, der zum Papstthum hätte erhoben werden können, weil sie alle Gregor VI geschworen hatten. Doch hat dieses Hinderniß zu keiner anderen Zeit in Rom etwas bedeutet. Treffender war der zweite Grund, welcher auch angeführt wird, daß kein römischer Geistlicher nach den kanonischen Vorschriften dazu fähig war. Allein der wirkliche Grund war doch wohl ein anderer. Man konnte keinen Römer brauchen, und man wollte das Papstthum aus dem engen römischen Kreise emporheben.

Man stand eben vor der schwierigen Frage, wer den römischen

Papst einsetzen solle? Nach kanonischem Recht wurde unzweifelhaft freie Wahl durch Clerus und Volk verlangt. Aber eben dadurch waren ja alle die Unordnungen herbeigeführt, denen man jetzt abhelfen wollte. Auch war es doch bei der Stellung, welche nun einmal das römische Papstthum gewonnen hatte, durchaus widersinnig, dasselbe ganz wie irgend ein anderes Bisthum zu betrachten. Der römische Clerus stand an Bildung und sittlichem Werth hinter dem fränkischen zurück: wie sollte er berechtigt sein, der ganzen Christenheit ihr Haupt zu geben? Wohin das führte, hatte man ja sattsam erfahren.

Eigentlich war die ganze Kirche zur Wahl berechtigt, aber eine solche Wahl war nicht ausführbar. Da mußte es denn wohl ganz naturgemäß erscheinen, die Wahl dem Kaiser zu übergeben, welcher der Schutzherr der Kirche war. In seinem eigenen Reiche setzte er seit unvordenklicher Zeit die Bischöfe ein, und die Kirche befand sich gut dabei; sie hat ihre besten Zeiten unter den Bischöfen gehabt, welche nicht durch freie Wahl, sondern durch königliche Einsetzung ihre Würde erhalten hatten.

Man darf ja nie vergessen, daß der Kaiser nicht allein nach persönlicher Willkür handelte, sondern nach dem Rathe seiner angesehensten Bischöfe.

Es handelte sich eben darum, dem Papstthum eine wahrhaft universale Stellung zu geben, und das spricht sich auch darin aus, daß ein deutscher Bischof erhoben wurde; auch darin, daß diese Päpste nicht in Rom blieben, sondern umherziehend Synoden hielten, wie die Kaiser ihre Reichstage. Es fand auch äußerlich seinen Ausdruck darin, daß der Erzbischof von Cöln zum Erzkanzler der römischen Kirche bestellt wurde.

Allgemein fand damals diese große kirchliche Reform Heinrichs III freudige Zustimmung, mit wenigen Ausnahmen. Theoretische Eiferer, wie Bischof Wazo von Lüttich, nahmen Anstoß daran, daß über einen Papst gerichtet war. In Rom selbst war

natürlich große Unzufriedenheit bei allen, welche von der alten Unordnung Nutzen gezogen hatten, dann aber auch bei der eifrigen Partei, welche eine Reform wollte, der aber das Eingreifen des Kaisers und der deutsche Einfluß mißfielen.

Dem neuen Papste Clemens II wurde es sehr schwer, festen Boden zu gewinnen; mitten unter Gegnern und Feinden sehnte er sich vergeblich zurück nach seinem Bisthum Bamberg. Schon am 9. October 1047 ist er gestorben. Und sogleich war auch Benedict IX wieder auf dem Platze; durch große Geldspenden gewann er die Römer, welche immer zu kaufen waren, und er waltete wieder als Papst. Allein der Kaiser kümmerte sich darum gar nicht; er setzte den Bischof Poppo von Brixen ein, der sich Damasus II nannte, und damit ebenfalls an einen Papst der ersten Jahrhunderte anknüpfte, an den gelehrten Freund des hl. Hieronymus.

Der Markgraf Bonifacius von Tuscien wurde beauftragt, den neuen Papst mit Gewalt in Rom einzuführen, und er that es; Benedict wurde vertrieben. Aber schon nach 24 Tagen starb Damasus am 9. August 1048.

Niemand bemächtigte sich jetzt mit Gewalt des päpstlichen Stuhles. So weit waren die Dinge doch schon befestigt, daß man ruhig abwartete, welche Entscheidung der Kaiser treffen würde. Aber eine andere Schwierigkeit fand sich jetzt. Niemand hatte Lust zur Nachfolge. Man sprach viel von Gift; andere sahen in dem raschen Tod der beiden Päpste die göttliche Strafe für unkanonische Einsetzung. Aber wenn es auch nur ganz einfach die ungewohnte römische Luft gewesen war, abschreckend war das nicht minder. Endlich gelang es dem Kaiser, einen sehr frommen Bischof zu finden, welcher nach lebhaftem Sträuben sich entschloß, die schwere Bürde auf sich zu nehmen. Es war Bruno, Bischof von Toul.

Als er nach Rom ging, nahm er jenen Mönch Hildebrand mit sich, welcher Gregors VI Caplan gewesen war.

Hildebrand war von niedriger Herkunft, der Sohn eines Landmanns in Toscana. Wenn spätere Nachrichten ihn den Sohn eines Zimmermanns nennnen, so ist darin wohl die Absicht zu erkennen, seine Herkunft mit der Herkunft Christi gleich zu setzen.

Schon früh ist er nach Rom gekommen; der heilige Peter, sagt er, hat mich von Kindheit an erzogen. Durch seinen Oheim, welcher Abt des Marienklosters auf dem Aventin war, ist er in diesem Kloster Mönch geworden; in einem Kloster, in welchem schon früh die Cluniacenser-Reform Wurzel geschlagen hatte, wo der Abt Odilo einzukehren pflegte. Nicht gerne, wie er selbst gesagt hat, ist er Mönch geworden; dann aber hat er sich mit der ganzen Energie seines feurigen Charakters diesem Berufe hingegeben. Er gehörte, wir wir sahen, dem Kreise an, von welchem Gregors VI Reformversuch ausgegangen war; er hat dabei eine so hervorragende Rolle gespielt, daß er dem entsetzten Papste in die Verbannung folgen mußte.

Natürlich verabscheute Hildebrand das Uebergewicht der weltlichen Gewalt, welches mit Heinrichs III Reform verbunden war. Nach Gregors VI Tod begab er sich in ein Kloster, vielleicht nach Cluny. Erzählt wird, daß Bruno, der sich schon Leo IX nannte, seinen Weg über Cluny nahm, und daß ihm hier ein ganz neues Licht über die Lage der Dinge aufging. Man soll ihm da begreiflich gemacht haben, daß er eine große Sünde begangen habe, indem er das Papstthum aus der Hand des Kaisers annahm. Darauf soll er die Insignien wieder abgelegt haben.

Die Erzählung ist an sich durchaus wahrscheinlich und den Verhältnissen und Menschen entsprechend, jedoch nicht sicher verbürgt. Besser beglaubigt ist die Nachricht, daß schon Leo selbst die Annahme der Papstwürde an die Bedingung knüpfte, daß eine nachträgliche Wahl der Römer sie bestätige. Das war die übliche Form in deutschen Bisthümern, eine ganz verständige Abfindung mit der kanonischen Vorschrift, und immerhin lag darin

noch eine Schutzwehr gegen die Erhebung unwürdiger Personen. Aber gerade bei den römischen Verhältnissen war ein solches Zugeständniß höchst gefährlich und griff die neue Gestaltung der Dinge an der Wurzel an.

Wenn Leo, wie er wirklich gethan hat, barfuß im Bußgewande in Rom einzog, und die Annahme der päpstlichen Insignien abhängig machte von der Wahl der Römer, so mochten sie das sehr erbaulich finden, und ihn frohlockend zum Papst erwählen, aber es konnte nicht fehlen, daß das kaiserliche Ansehen dadurch tief erschüttert wurde, und die Römer wieder das Gefühl bekamen, die eigentlichen Herren der Lage zu sein. Es war vom Kaiser eine Schwäche, jenes Zugeständniß zu machen, aber für die Art der Ausführung wird Leo allein verantwortlich sein.

Wir können und müssen wohl sagen, daß jenes sehr verständige System von 1046 durch Leo, der doch allein der Wirksamkeit desselben seine Würde verdankte, zerstört worden ist. Er stand innerlich durchaus auf Seiten derjenigen, welche die volle Freiheit, ja die Herrschaft der Kirche wollten; aber er mag in seiner Beschränktheit vielleicht gar nicht einmal gemerkt haben, um welchen tiefgehenden Gegensatz es sich hier handelte. War doch Heinrich III selbst nicht minder unklar! Er beförderte mit allem Eifer eine Richtung, welche mit innerer Nothwendigkeit sehr bald ihre Spitze gegen die Berechtigung des Kaisers wenden mußte.

Leo IX war kirchlich fromm bis zum Fanatismus, und als Papst erscheint er in zunehmendem Maaße von geistlichem Hochmuth erfüllt. Von der ihm geistesverwandten Partei, deren Richtung nun die Oberhand gewann, ist er getragen und unterstützt im Leben und nach dem Tode maaßlos verherrlicht worden, aber wir dürfen uns dadurch nicht blenden lassen. Zu der Auffassung und Beurteilung der großen und schwierigen Verhältnisse scheint er völlig unfähig gewesen zu sein, und um so mehr der Einwirkung seiner Rathgeber ausgesetzt. Und gerade Hildebrand war

es, den er mit sich nahm, der Hauptgegner jener von den deutschen Bischöfen durchgeführten Reform. Ohne Zweifel war dessen Rath in vieler Hinsicht für ihn sehr werthvoll. Er erhob ihn zum Subdiaconus der römischen Kirche; als solcher hatte er die Finanzverwaltung. Darauf verstand sich Hildebrand ganz besonders gut, eine unentbehrliche Eigenschaft, wenn man große Dinge erreichen will. Ganz vorzüglich nothwendig aber war sie in Rom, wo fast alles käuflich war, und ohne bedeutende Geldmittel die Herrschaft nicht behauptet werden konnte, wo Leo IX bei seiner Ankunft keinen Heller im päpstlichen Schatze vorfand. Hildebrand aber hat, so eifrig er auch seine Grundsätze aufrecht hielt, doch nie versäumt, auch die weltlich brauchbaren Mittel zu besorgen und zu benutzen. Es war keine Kleinigkeit, die Einkünfte der römischen Kirche den räuberischen Händen zu entwinden, welche sich ihrer überall bemächtigt hatten.

Leo IX nahm sich sogleich eifrig seiner reformatorischen Aufgabe an; Bischöfe und Erzbischöfe lud er zur Verantwortung nach Rom. Schon zu Ostern 1049 hielt er in Rom seine erste Synode im Lateran.

Die Beschlüsse, welche von nun an stets wiederholt wurden, richteten sich gegen die Simonie und die Priesterehe.

Die Simonie, d. h. die Käuflichkeit geistlicher Würden, war ein sehr tief eingewurzeltes Uebel, nicht nur in der Form eines wirklichen Kaufes, sondern auch in der Form freiwilliger Geschenke, oder auch einer bestimmten Taxe, welche nach Erlangung eines Amtes gezahlt werden mußte. Diese zuletzt genannte Einrichtung, wie sie z. B. in Mailand bestand, konnte man entschuldigen mit den kirchlichen Bedürfnissen; es brauchte nicht gerade ein Aemterkauf zu sein. Allein ärmere und vielleicht würdigere Bewerber wurden dadurch ausgeschlossen, und bei hoher Taxe lag die Gefahr nahe, daß ein auf solche Weise erlangtes Amt mißbraucht wurde, um die Kosten wieder einzubringen.

Auf diesem Gebiete wurden wirklich Erfolge erreicht, weniger durch die immer wiederholten Decrete, als dadurch, daß einzelne Bischöfe zur Verantwortung gezogen, zur Buße oder zur Absetzung verdammt wurden. Ein solches Verfahren war damals vollkommen neu und unerhört, aber in alter Zeit war es doch schon vorgekommen unter Nicolaus I, Gregor V und Silvester II. Da nun diese Maaßregeln zunächst doch nur gegen solche Bischöfe in Anwendung kamen, welche besonders großen Anstoß gaben, gegen notorische arge Sünder, welche für keinen anderen Richter erreichbar waren, so hatte dieses Vorgehen die öffentliche Meinung für sich, und erschien bald als selbstverständlich und ganz in der Ordnung.

War für die Maaßregeln gegen die Simonie, das schlimmste Uebel in der Kirche, die Zustimmung aller wohlmeinenden Freunde der Kirche unzweifelhaft, so war doch das bei dem mönchischen Eifer gegen die Priesterehe durchaus nicht der Fall, und die Beschlüsse gegen dieselbe verhallten einstweilen wirkungslos. Nur in Rom selbst konnte Leo IX ernstlicher durchgreifen. Hier wurden viele Geistliche ihrer Aemter entsetzt, auch Cardinäle. Und an die Stelle dieser Cardinäle wurden fremde, meistens Bischöfe, berufen.

Das war eine ganz neue, überaus folgenreiche Einrichtung; es war die Schöpfung des Cardinals-Collegiums.

Cardinäle heißen die zu einer Kirche gehörigen Cleriker, der Ausdruck war in früherer Zeit durchaus nicht auf die römische Kirche beschränkt. Es war kanonische Regel, daß man nur an an einer und derselben Kirche von den niederen Graden zu den höheren aufsteigen durfte. Aber auch hier war es angemessen, die römische Kirche in anderer Weise zu behandeln; auch hier tritt uns die neue universale Auffassung entgegen, welche das Papstthum nicht ferner auf den engen stadtrömischen Kreis beschränkt wissen wollte. Denn gerade an der Verworfenheit und

Käuflichkeit des römischen Clerus war bis dahin jede Reform gescheitert; jetzt war das Mittel gefunden, um den Papst eine Körperschaft zu versammeln, welche in Wahrheit für eine Vertretung der ganzen Kirche gelten konnte. Es war nicht die ursprüngliche Absicht, was thatsächlich immer wieder eintrat, daß Italiener eine ganz überwiegende Vertretung in diesem Collegium fanden.

Leo IX zuerst zog von allen Seiten die Häupter der Reformpartei herbei, indem er ihnen Cardinalstitel gab. Dadurch gewann das Papstthum eine ganz neue Grundlage, es umgab sich mit einem Staatsrath, durch welchen es sich erklärt, daß so große Schwankungen, so jähe Abstürze, wie früher, von nun an nicht mehr vorkommen. Es näherte sich der constitutionellen Monarchie. Von nun an war es möglich, daß der Papst, auch wenn er aus Rom vertrieben war, die Verwaltung der Kirche ruhig fortführen konnte: er war von dem Joche der römischen Knechtschaft befreit.

Ganz überwältigend war der Eindruck, welchen die hier vereinigten hervorragendsten Wortführer der reformatorischen und zugleich hierarchischen Partei machten. Mehr als ein vorgeladener Bischof, der mit keckem Trotz nach Rom zog, ist dadurch zu Schanden geworden.

Auch darin zeigte sich Leo von der neuen und höheren Auffassung des Papstthums erfüllt, daß er nicht in Rom blieb. Im Mai 1049 hielt er eine Synode in Pavia, dann begab er sich zum Kaiser nach Sachsen. Er besuchte seine Kirche zu Toul, und folgte dann einer Einladung des Abtes von Saint-Remi, der feierlichen Erhebung der Gebeine des heiligen Remigius beizuwohnen, sie selbst vorzunehmen. Nach Reims schrieb er eine Synode aus. Dem König Heinrich I von Frankreich war das gar nicht recht; er ließ ihn bitten, zu einer anderen Zeit zu kommen, er entbot die Bischöfe zu einer Heerfahrt. Vermuthlich hatten die Großen des Reiches, und die Bischöfe, welche sich vor der

strengen Durchführung der Kirchengesetze fürchteten, ihn dazu angestiftet. Aber Leo ließ sich nicht irren; er setzte Bischöfe als simonistisch ab, und bannte die Bischöfe, welche der Synode fern blieben.

So war er der französischen Kirche gegenüber entschieden als Herr aufgetreten, und er war damit durchgedrungen. In ähnlicher Weise vorgehend durchzog er auch Deutschland, und Italien bis in den fernsten Süden.

Hier knüpfte sich ein verhängnißvolles Band. Das alte Haus der langobardischen Fürsten von Benevent hatte fast sein ganzes Gebiet an die Normannen verloren; auch aus seiner Stadt war der Fürst verjagt. Die Bewohner boten sich, um nur nicht normannisch zu werden, dem Papste an, und dieser trug kein Bedenken, ihre Unterwerfung anzunehmen. Mit dem Kaiser fand er sich ab, indem er Bamberg und das Kloster Fulda, welche die Frömmigkeit früherer Kaiser dem römischen Stuhle dargebracht hatte, dem Reiche überließ. Die Normannen aber, welche trotz seines Verbotes Benevent angriffen, that er in den Bann.

Ueberhaupt trat er nach allen Seiten sehr herrisch auf. Die Lehre des Berengar von Tours verdammte er, ohne auf den Versuch einer Widerlegung sich einzulassen.

In Deutschland, wo wir ihn bald wieder finden, denn rastlos zog er umher, stieß er auf ähnlichen Widerstand gegen sein herrisches Eingreifen, wie einst Benedict VIII. Nicht dazu meinten die deutschen Bischöfe das Papstthum aus seinem tiefen Verfall aufgerichtet zu haben, um wie rechtlose Knechte behandelt zu werden.

Eine traurige Rolle spielte Leo im Lager des Kaisers, welcher den König Andreas von Ungarn bekriegte. Leo wollte vermitteln und Frieden stiften; König Andreas versprach bereitwillig alles, was der Papst von ihm verlangte. Aber als der Kaiser nun wirklich sich bewegen ließ, die Belagerung des festen Presburg aufzuheben, hielt Andreas nichts von seinen Versprechungen.

Vor allem jedoch wollte Leo den Kaiser zu einem Feldzug gegen die Normannen verleiten. Fast soll es ihm gelungen sein, bis vernünftigere Rathgeber dazwischen traten. Aber nicht minder thöricht war es vom Kaiser, dem Papste einen Freischaarenzug zu gestatten. Wollte und konnte er nicht selbst die ganz erschütterte Ordnung in jenen fernen Gebieten mit dem nöthigen Nachdruck herstellen, so durfte er auch dem Papste nicht erlauben, in solcher Weise sein und des Reiches Ansehen zu gefährden.

Zum Aergerniß seiner eigenen frommen Freunde zog der Papst in abenteuerlicher Weise zu Felde um weltlichen Besitz. Die Uebergriffe, Erpressungen und Grausamkeiten der Normannen konnten freilich ihre Bekämpfung gerechtfertigt erscheinen lassen, aber dann mußte für ausreichende Mittel gesorgt werden. Als Papst Leo mit seiner Schaar auf die Normannen traf, liefen seine Italiener sofort davon. Die treuen Schwaben aber, welche sich durch den Ruf des Papstes, ihres Landsmannes, hatten bethören lassen, ließen sich für ihn bis auf den letzten Mann todtschlagen. Leo selbst gerieth in die Gefangenschaft der Normannen; es half ihm wenig, daß sie sich dann verehrungsvoll vor ihm niederwarfen, und ihn nach Benevent geleiteten.

Von hier aus schickte er Gesandte nach Constantinopel mit den maaßlosesten und geradezu lächerlichen Forderungen. Durchaus als Herr der ganzen Kirche trat er auf, und berief sich auch, zuerst wieder nach langer Zeit, auf die Constantinische Schenkung. Er warf auch den Griechen vor, daß bei ihnen Eunuchen und Weiber Patriarchen gewesen wären. In dieser Form zuerst erscheint dieser Vorwurf, und es mag wohl die Antwort der Griechen darauf gewesen sein, daß in Rom ein Weib den Stuhl Petri besessen habe. Allmählich, so scheint es, hat diese Fabel von der Päpstin Johanna sich verbreitet; im dreizehnten Jahrhundert war sie ganz festgewurzelt, und man suchte nur noch den Platz, wohin sie zu stellen sei. Da sie geschichtlich keinen hat, und hier

doch nicht ganz fehlen durfte, habe ich bei dieser Gelegenheit ihrer gedenken wollen.

Jene Gesandte aber, welche den Griechen gegenüber noch gröber und anmaßender auftraten, als der Papst selbst in seinem Schreiben, kehrten ohne jeglichen Erfolg heim. Nur das hatten sie erreicht, daß die Trennung beider Kirchen von nun an vollständig und unheilbar wurde.

Leo IX aber war am 19. April 1054 gestorben. Bald erzählte man von Wundern, die an seinem Grabe geschähen: seit Jahrhunderten ist er wieder der erste Papst, welcher als Heiliger verehrt wurde.

IX.

Gregor VII.

Wir haben einen bedeutenden Wendepunkt in der Geschichte des Papstthums erreicht. Es ist dem tiefen Verfall entrissen, es ruht auf festerem Boden, und tritt nun in neue Bahnen. Wohl kommen noch schlechte Päpste vor, aber nicht mehr eine so tiefe Erniedrigung. Die Einrichtung selbst ist besser befestigt, und nicht mehr so abhängig von der Person des Inhabers; sehr wesentlich wirkt dafür das neu organisirte Institut der Cardinäle.

Gehoben ist das Papstthum durch die Kaiser. Heinrich III vollführte die erste bleibende Reform; er gedachte die Leitung in seiner und seiner Bischöfe Hand zu behalten. Aber schon ihm entglitt sie; entgegen wirkten Hildebrand und seine Freunde. Dann brachten der frühe Tod Heinrichs III und die elende Regentschaft das Reich vollends um seine Rechte und um seinen Einfluß.

Hildebrand gehörte, wie wir gesehen haben, derjenigen Richtung an, welche unbedingt die Kirche an die Spitze stellte. Schon an dem Versuch der Selbsthülfe unter Gregor VI betheiligt, wenn nicht geradezu dessen Urheber, wirkte er nach seiner Rückkehr unablässig in demselben Sinne. Die Kirche wollte er nicht nur vom Staate unabhängig machen, sondern sie zur Herrschaft bringen. Die vollständigste Theokratie war sein Ziel: damit entzündete er den Kampf zwischen Staat und Kirche,

welcher noch heute fortdauert, in welchem nur vorübergehend Zeiträume des Friedens eingetreten sind.

Zugleich aber war er ganz Italiener; seine Freunde verglichen seine Siege mit den Siegen der alten Römer. Eine sehr wesentliche Unterstützung fand er an der noch halb unbewußten Auflehnung gegen die Fremdherrschaft. Politisch vermochten die Italiener noch nicht selbständig zu werden; kirchlich unterwarfen sie sich die Völker. Damit ist von dieser Zeit an der Curie ihre Richtung gegeben, welche noch fortdauert: halb italienisch, halb französisch, ganz hierarchisch; vollkommen abgeschlossen gegen jede freiere Geistesrichtung, wie Berengar von Tours von Leo IX und von Gregor VII verdammt wurde.

In den herrschenden Grundsätzen war der Kampf der Hierarchie gegen den Staat schon längst gegeben; jetzt kam er zum vollen Ausbruch, nachdem einzelne Conflicte schon früher stattgefunden hatten.

Gegen alle weltliche Staaten hat Gregor den Krieg erklärt, nachdem er als Hildebrand schon lange die eigentliche Seele, die treibende Kraft der Curie gewesen war.

Großartig steht seine Gestalt da; ganz hingegeben an eine große Idee, welche seine Seele erfüllt, an die Idee von der fleckenlosen und deshalb zur Herrschaft berufenen Kirche. Sie ist sein Ideal, und er bezweifelt keinen Augenblick, daß er zur Durchführung dieser Idee berufen sei.

Wenn man auch seine Richtung nicht billigt, so muß man doch die Größe der Erscheinung bewundern.

Wir wissen nicht, wie weit unter Leo IX Hildebrands Einfluß gereicht haben mag; nach dessen Tod (1054) war durch den thörichten Normannenkrieg die Stellung der Curie sehr erschüttert; man bedurfte dringend der schützenden Hand des Kaisers. Als Nachfolger wurde unter diesen Umständen von demselben der Bischof Gebhard von Eichstedt erbeten. Dieser war aus vor-

nehmem schwäbischem Geschlecht, viel in Reichsgeschäften thätig, nicht Mönch, und er liebte die Mönche nicht. Er ist der hervorragendste Repräsentant der entgegengesetzten, ebenfalls reformatorischen, aber nicht hierarchischen Richtung, welcher die trefflichsten Reichsbischöfe der alten Schule angehörten. An dem Kriege gegen die Normannen hatte er vorzüglich Heinrich III verhindert; ungern gab der Kaiser seinen zuverlässigsten Rathgeber her, ungern folgte Gebhard dem Rufe. Wenn er aber einmal Papst sein solle, so forderte er auch zurück, was dem heiligen Petrus gehöre, und wirklich gab ihm der Kaiser bedeutende Gebiete zurück, welche in den Zeiten der Verwirrung dem römischen Stuhl entzogen waren.

Diesem Anfang entsprechend hat Gebhard als Victor II kraftvoll gewaltet. Noch einmal kam Heinrich III nach Italien; volle Eintracht war zwischen Papst und Kaiser, und das ideale Zusammenwirken, welches von dieser Seite aus erstrebt wurde, schien wirklich erreicht zu sein. Da starb Heinrich III, erst 39 Jahr alt, auf seiner Pfalz zu Botfeld am Harz. Der Papst war bei ihm, er war noch einmal nach Deutschland gekommen; ihm übergab der sterbende Kaiser die Sorge für das Reich und für sein Kind. Redlich hat Victor den übernommenen Auftrag ausgeführt, aber kaum heimgekehrt starb auch er am 28. Juli 1057.

Auch sein Nachfolger war deutscher Reichsfürst, ist aber mehr den Romanen zuzurechnen; ein deutscher Papst ist seitdem nicht wieder vorgekommen.

Wenig achtete man in Rom das Ansehen des königlichen Kindes. Friedrich von Lothringen, des Kaisers Feind, von ihm lange bekämpft, und endlich in Monte Cassino, wo er eine Zuflucht gefunden hatte, Mönch geworden, jetzt Abt des Klosters, wurde durch eigenmächtige Wahl erhoben, und nannte sich Stephan IX. Um wenigstens die nachträgliche Genehmigung bei Hofe nachzusuchen, begaben sich Hildebrand und sein Freund

Anselm, Bischof von Lucca, nach Deutschland, allein ehe sie ihr Ziel erreicht hatten, war Stephan IX schon gestorben, am 29. März 1058. Und sofort zeigten sich auch die Folgen des vorschnellen Versuches, auf eigenen Füßen stehen zu wollen. Wieder bemächtigten sich die Tusculaner mit Gewalt des Papstthums, und setzten aus ihrer Familie Benedict X ein. So mußte man sich doch wieder entschließen, die Befugniß der Kaiserin anzuerkennen und von ihrer Hand einen Papst zu erbitten. Sie gewährte den Bischof Gerhard von Florenz.

Hier erscheint nun Hildebrand schon als die Hauptperson; er hatte sich den neuen Papst ausgesucht, er wußte mit diplomatischer Klugheit die Einsetzung desselben zu bewirken. Nicht ohne Grund nahm Gerhard den Namen Nikolaus II (1059—1061) an, denn man beschäftigte sich in diesen Kreisen sehr angelegentlich mit der älteren Kirchengeschichte, und zog alle die alten, lange vergessenen Urkunden ans Licht, echte und falsche, welche zur Begründung hierarchischer Ansprüche dienen konnten. Aber Gerhard war weit davon entfernt, ein Nikolaus I zu sein; man sagte, daß der Prandellus ihn wie einen Esel im Stalle halte; die Kleie gebe er ihm, die Semmel behalte er selbst. Und wenn auch dieser Spott von seinem leidenschaftlichen Gegner Benzo stammt, auch Petrus Damiani nennt Hildebrand den Herrn des Papstes; mehr, sagte er, gehorche ich dem Herrn des Papstes, als dem Papste selber. Hildebrand war jetzt erst zu voller Wirksamkeit gelangt, war die Triebfeder von allem was geschah, und äußerlich erscheint das in seiner Erhebung zum Archidiaconus.

Um aber nun mit der vollen Rücksichtslosigkeit auftreten zu können, welche der Hoheit der Kirche zu gebühren schien, bedurfte man doch eines Rückhaltes; ohne kaiserlichen Schutz war man zu sehr der drohenden Gewalt der Tusculaner ausgesetzt. Diesen Rückhalt fand Hildebrand bei den Normannen; noch Leo IX hatte sie bekämpft, hatte gehofft, sie aus Italien wieder vertreiben

zu können; jetzt wurde mit ihnen ein Bündniß geschlossen, mit ihrer Hülfe wurde Benedict X überwältigt, wurden die Burgen der Tusculaner gebrochen.

Jetzt erst hatten Hildebrand und seine Partei und Richtung die volle Herrschaft in Händen, und in der ganzen Kirche war diese Partei durch alle Länder verbreitet. Hier, vor allem bei den Cluniacensern, fand Hildebrand Unterstützung und eifrigstes Entgegenkommen; es war eine ungemein lebensvolle Bewegung, jährliche, zahlreich besuchte Synoden in Rom erhielten die Curie in fortwährender Berührung und Fühlung mit den Bischöfen aller Länder.

Gleich auf der lateranensischen Synode von 1059 traten die Grundsätze der nun herrschenden Partei ans Licht. Hier, wo kein deutscher Bischof anwesend war, wurde völlig eigenmächtig eine neue Wahlordnung aufgerichtet. Im schärfsten Gegensatz gegen die Ordnung von 1046 wurde festgesetzt, daß die Cardinalbischöfe den Papst zu wählen hätten. Nur die Bestätigung wurde dem Könige noch vorbehalten, da man sich noch nicht stark genug fühlte, völlig und offen mit ihm zu brechen. War doch noch Nikolaus II Berechtigung gegen Benedict X allein auf die Einsetzung durch die Kaiserin begründet.

Gleich darauf begab sich Nikolaus nach Unteritalien, und hier belehnte er den Grafen Richard von Aversa mit Capua, und seinen Bruder Robert, den man Wiskard, den Schlaukopf, nannte, mit Apulien, Calabrien, und dem noch nicht eroberten Sicilien. Dafür schwur Robert, die Kirche zu schützen, für die Besitzungen der Kirche eine Abgabe zu zahlen. Die alten Patrimonien konnte man nicht einfach sich wieder einhändigen lassen, da die Normannen nicht leicht etwas hergaben, und weit lieber etwas nahmen, das ihnen nicht gehörte: so versuchte man wenigstens eine Entschädigung zu erhalten.

Aber mit welchem Recht geschah das alles? Es ist gar nicht

versucht worden, es nachzuweisen. Und dann hatte man ja die Schenkung Constantins, von der jetzt wieder viel die Rede ist.

Aber es waren, zum Theil wenigstens, kaiserliche Lande, einige bis dahin in sicherem und ruhigem Besitz des Reiches. Die Normannen selbst waren von Konrad II und Heinrich III zuerst belehnt worden. Auch der Schutz der Kirche war eine Pflicht und ein Recht des Kaisers.

Ließ man denn das alles sich in Deutschland so ganz ruhig gefallen? Man that es keinesweges. Die deutschen Bischöfe geriethen in gewaltigen Zorn, vor allen der stolze und herrschsüchtige Anno von Cöln, der noch den Namen eines Erzkanzlers der römischen Kirche führte. Auch sie wollten dieselbe Reform, welche Hildebrand eifrig betrieb, aber sie wollten das Heft in der Hand behalten. Sie wollten den Papst einsetzen.

Da haben sie eine Synode gehalten, und alle Handlungen des Papstes für ungültig erklärt, ihn selbst für abgesetzt. Den Cardinal Stephan, welcher bald nachher päpstliche Schreiben an den Hof brachte, ließen sie vor der Thüre warten; er mußte ungehört abziehen.

Unerhörte Kühnheit! Höchst sorgfältig ist bald nachher alle Erinnerung daran ausgelöscht, aus deutschen Quellen erfahren wir gar nichts davon. Nur aus italienischen Quellen hat W. v. Giesebrecht diese Vorgänge zuerst nachgewiesen.

Als Nikolaus II eben die Nachricht davon erhalten hatte, starb er am 27. Juli 1061. Eigenmächtig wurde wiederum zu seinem Nachfolger der Bischof Anselm von Lucca erwählt, welcher den Namen Alexander II annahm (1061—1073).

Um zu begreifen, was diese Wahl bedeutete, müssen wir ein wenig zurückgreifen.

Die immer erneuten Synodalbeschlüsse dieser Zeit betrafen, wie wir schon gesehen haben, vorzüglich die Priesterehe und die Simonie.

Die Ehelosigkeit der Priester war der Kirche schon in alter Zeit nach langem Widerstand aufgedrängt durch die Mönche. Fast in Vergessenheit gerathen, thatsächlich außer Uebung bei der Pfarrgeistlichkeit, war das Verbot doch für die höhere Geistlichkeit, besonders die Bischöfe, immer in Geltung geblieben. Jetzt sollte dieses Verbot wieder vollständig durchgeführt werden, mit rücksichtsloser Härte wurden alle Ehen der Priester zerrissen. Allen Vorstellungen dagegen blieben Hildebrand und seine Genossen vollständig unzugänglich. Aber nicht nur die Härte der Durchführung, auch das Verbot an sich, fand viele und sehr namhafte Gegner. Hervorragende Männer, selbst Mönche, schrieben dagegen; sie sagten alle die schlimmen Folgen voraus, welche in der That eingetreten sind.

Nichts hat der Kirche mehr geschadet, nichts sie mehr in der Achtung der Menschen herabgesetzt, der Reformation mehr vorgearbeitet. Aber aller Widerstand war vergeblich. Darin war der mönchische Ursprung der ganzen Reform kenntlich, gerade hierin die mönchischen Vorkämpfer unerbittlich. Auch hing es zusammen mit der ganzen Lehre. Der Priester, welcher „Gott macht", wie man die Thätigkeit bei der Messe wohl bezeichnet findet, soll wie ein höheres Wesen zwischen Gott und Menschen stehen; er muß deshalb von allen menschlichen Schwächen und Banden frei sein, dem Engel vergleichbar.

Die Ehelosigkeit wurde nach einem Jahrhundert voll Kämpfe erzwungen, wenngleich niemals in allen Ländern durchgesetzt, aber nicht die engelgleiche Reinheit der Priester. Vielmehr trat nun ein sittliches Verderben ein, wie nie zuvor. Der Gegensatz zwischen der theoretischen Forderung und dem wirklichen Zustande trat endlich so grell hervor, daß die Fehlerhaftigkeit der ganzen Lehre unverkennbar wurde.

Hildebrand mag wohl wirklich von fanatischem Mönchseifer erfüllt gewesen sein, aber doch wird auch er wohl schon die poli-

tische Seite in's Auge gefaßt haben. Der Priester soll von allen irdischen Banden gelöst sein, aber um so unbedingter ein gefügiges Werkzeug der Kirche. Zur Zeit des Tridentiner Concils ist es von Rom aus offen ausgesprochen worden: mit Aufhebung des Cölibats würden die Priester Anhänglichkeit an ihre Heimath und an ihr Vaterland gewinnen; damit würde die strenge Abhängigkeit von Rom aufhören. Mit der Aufhebung des Cölibats würde die Hierarchie zerstört werden, der Papst nur noch Bischof von Rom bleiben.

Sehen wir hier nur noch die kalte politische Berechnung, so überwog damals noch der blinde Fanatismus. Mehr und mehr verbreitete sich durch alle Länder der unheilvollste Kampf, zu unsäglichem Schaden der Sittlichkeit der Völker. Noch tiefer aber griff in die staatlichen Verhältnisse die Bekämpfung der Simonie ein.

Wir haben schon gesehen (S. 114), daß man darunter die Käuflichkeit geistlicher Aemter verstand. Aber immer weiter wurde jetzt der Begriff ausgedehnt, auf allen und jeden weltlichen Einfluß, auch auf die Einsetzung des Papstes durch den Kaiser. Darauf werden wir noch zurückzukommen haben.

Auch dieses Bestreben war schon alt; aber die oft wiederholten Beschlüsse verhallten ziemlich wirkungslos, und auch die vereinzelten Absetzungen wirkten nur wenig. Neu nun, und ganz speciell hildebrandisch, ist die Anwendung des Mittels, zur Durchführung der Beschlüsse die Massen aufzuhetzen. Hatten bisher die Päpste die Hülfe der Obrigkeiten, der Kaiser und Könige, in Anspruch genommen, Hildebrand wandte sich an das Volk. Durch die Mönche, die stets gefügige, eifrige Miliz des Papstes, wird das Volk fanatisirt, zur Gewaltthat gegen alle Widerstrebenden aufgehetzt. Damit ist der noch heute übliche Weg betreten: durch Aufreizung der Massen, durch die Entflammung aller Leidenschaften, die denkende Minorität zu beugen und zu beherrschen.

Im lateranensischen Concil von 1059 wurde dem Volke verboten, die Messen verheiratheter und simonistischer Priester zu hören; gegen alle frühere Uebung und Lehre wurden ihre Sacramente für ungültig erklärt. Aber dabei blieb es nicht; zu Gewaltthaten gegen solche Priester wurde das Volk verhetzt. Es war dadurch, wie laut beklagt wurde, zum Richter über die Priester gesetzt. Viele, die sonst ganz mit Hildebrand einverstanden waren, lehnten doch dagegen sich auf, aber ganz vergeblich.

Zuerst zeigt sich dieses neue System in Mailand. Hier war ein sehr zahlreicher, gebildeter, durchgängig verheiratheter Clerus; für Beförderungen bestand eine gewisse Taxe. Gegen diese Einrichtungen predigte im Sinne der neuen Richtung zuerst ein Mailänder Priester, Anselm da Baggio, welchem der Erzbischof, um ihn zu entfernen, das Bisthum Lucca verschaffte. Aber bald erhob sich die Bewegung von neuem; angehetzt von einem fanatischen Priester Ariald, rottete sich das Volk zu wilder Gewaltthat zusammen, der Erzbischof wurde in der Kirche mißhandelt. Aehnliche Auftritte wiederholten sich überall; als man in Rom klagte, erschienen Legaten, Hildebrand, Petrus Damiani, auch Anselm. Man hatte auf Schutz des bestehenden Rechtes, auf gesetzmäßiges Verfahren gehofft: sie billigten was geschehen war. Höhnisch hatten die Mailänder das aufgeregte Volk Pataria d. h. Lumpengesindel genannt; jetzt verbreitete sich die Pataria siegreich durch die ganze Lombardei. Sie erhielt einen vornehmen Führer an dem Capitan Herlimbald: dem wurde von Rom aus das Banner des heiligen Petrus übersandt, als Gonfalonier der Kirche bekämpfte er ihre Gegner.

Dieses Verfahren wurde nun ganz allgemein angewandt; auch Wilhelm der Eroberer kämpfte mit einem solchen Banner für die normannische Geistlichkeit gegen die Angelsachsen, welche Cadalus anhingen; ebenso Robert Wiskard gegen die schismatischen Griechen.

Jener Anselm aber, welcher als der eigentliche Urheber der Pataria betrachtet wurde, der war nun Papst Alexander II. Kein Wunder, daß diese Nachricht in der Lombardei die größte Aufregung hervorrief. Nicht minder aber war der ganze Kampf auch gegen das kaiserliche Ansehen gerichtet, war auch die Wahl selbst eine Verhöhnung desselben.

So kam es, daß nun der römische Adel sich im Verein mit den lombardischen Bischöfen an die Kaiserin Agnes wendete. Eine Synode wurde 1061 zu Basel gehalten, und hier auf den Wunsch der Lombarden der Bischof Cadalus von Parma zum Papst erhoben; er nannte sich Honorius II.

So war plötzlich eine völlige Umkehr der bisherigen Verhältnisse eingetreten. Der Erzbischof Anno und seine Genossen sahen sich verbündet mit denselben Elementen, welche sie bis dahin bekämpft hatten, mit denjenigen, welche überhaupt keine Reform wollten, aus deren Händen sie die Kirche gerettet zu haben glaubten.

Das haben sie nicht lange ertragen. Eben damals (Mai 1062) entriß Anno das königliche Kind seiner Mutter, und die Regierung kam ganz in die Hände der Bischöfe. Die Laienfürsten waren zufrieden, wenn man sie ruhig auf Kosten des Reiches ihrem Raube nachgehen ließ, und kümmerten sich um die gemeinsamen Angelegenheiten gar nicht; am wenigsten Otto von Nordheim, welcher dem Namen nach Mitregent war.

So kam es denn, daß der eben ernannte kaiserliche Papst in schmählichster Weise im Stiche gelassen wurde; Herzog Gotfried selbst, der ihn schützen sollte, war auf der Seite der Gegner. Lange Zeit kämpfte Cadalus aus eigenen Mitteln und mit seinen italienischen Verbündeten, mit wechselndem Glück, aber endlich doch erfolglos. Er ist der erste kaiserliche Papst, welcher nicht zur Anerkennung gekommen ist, und nach ihm hat keiner wieder durchzudringen vermocht. Bis auf ihn waren alle erfolgreich gewesen.

Das kennzeichnet hinlänglich diesen wichtigen Wendepunkt: es war die schwerste Niederlage des Reiches.

Anno und die übrigen Bischöfe, welche eben noch so kühn aufgetreten waren, haben es schwer zu büßen gehabt. Sie haben sich kläglich demüthigen müssen, und bedeuteten nichts mehr. Sie wurden zu Werkzeugen der römischen Curie.

Am 21. April 1073 starb Alexander II, und an demselben Tage wurde in ganz tumultuarischer Weise Hildebrand selbst auf den Thron erhoben, den er so lange schon beherrscht hatte. Mit offener Verhöhnung des Reiches und jener Synode von Sutri (S. 108), nannte er sich Gregor VII. Dringend wurde Heinrich IV, der inzwischen mündig geworden war und selbst die Regierung übernommen hatte, gewarnt, ihm nicht die nachgesuchte Bestätigung zu ertheilen; allein sei es, daß er sich durch die glatten Worte Gregors täuschen ließ, sei es, daß er sich nicht im Stande fühlte, den Kampf aufzunehmen und die Zahl seiner Gegner nicht vermehren wollte, er bestätigte die Wahl. Bald darauf gelang es ihm, mit großer Klugheit seine Feinde im Reich zu spalten, die Schwaben für sich zu gewinnen, und mit ihrer Hülfe die aufständischen Sachsen zu überwältigen. Diesen Sieg meldete er dem Papste, und forderte von ihm die Absetzung der Bischöfe, welche er im Lager der Rebellen gefangen hatte.

Karl der Große würde sie ohne Zweifel ohne viele Umstände selbst gerichtet haben, allein das ging nicht mehr; allgemein anerkannt war jetzt der Grundsatz der pseudoisidorischen Decretalen, daß nur der Papst über Bischöfe richten könne. Nach denselben Decretalen forderte Gregor die Wiedereinsetzung der Bischöfe in ihre Amtsgewalt, bevor irgend ein Verfahren gegen sie statthaft sei. Zu gleicher Zeit machte er dem Könige heftige Vorwürfe, er bedrohte ihn mit dem Banne, er erinnerte ihn an das Schicksal des Königs Saul.

Schon Alexander II hatte den König immer ermahnt und

bedroht, er hatte dessen Räthe gebannt, und überall in die Verhältnisse des Reiches eingegriffen. Heinrich hatte gute Worte gegeben; innerlich mag er es schwer genug ertragen haben. Jetzt endlich fühlte er sich im Besitz der Macht; lange schon hatte er den Augenblick ersehnt.

Er versammelte eine Synode zu Worms (1076) und ließ Gregor absetzen. Keiner der anwesenden Bischöfe hatte den Muth zu widersprechen oder seine Unterschrift zu verweigern, obgleich das Verfahren durchaus unförmlich war. Es war keine Vorladung erfolgt, kein rechtliches Gehör gewährt, und es waren nur deutsche Bischöfe anwesend. Auch die Ottonen, noch Heinrich III, hatten Päpste abgesetzt, aber niemals in solcher Weise.

Und außerdem hatten die Zeiten sich geändert. Früher kannte man es nicht anders, als daß der Kaiser über das Papstthum verfüge, und kein anderes Reich kam dem seinigen gleich. Jetzt aber hatten Frankreich und England begonnen zu erstarken, und die strengkirchliche Partei war hier sehr stark vertreten. Um Heinrichs Gegenpapst kümmerte man sich dort gar nicht. Noch freilich griff niemand thätig für Gregor ein, aber die Anerkennung durch die französischen und englischen Prälaten war für die deutsche Kirche von großem Gewicht.

Offenbar hatte Heinrich IV seinen Gegner unterschätzt; er war umgeben von Feinden Gregors, welche in der wegwerfendsten Weise vom Prandellus sprachen. Haß und Erbitterung hatte Gregor überall gegen sich erregt. Im Januar 1075 schrieb er selbst an den Abt Hugo von Cluny: „Diejenigen, unter denen ich wohne, Römer, Lombarden und Normannen, sind schlimmer als Juden und Heiden, wie ich ihnen häufig selbst sage.“ Herlimbald war erschlagen, mit den Normannen war Gregor entzweit, in Rom selbst hatte ihn am Weihnachtsfest 1075 Cencius gewaltsam überfallen und dem Tode nahe gebracht. Allein die Gräfin Mathilde von Tuscien hielt in unerschütterlicher Treue zu ihm.

So mochte er leicht zu überwinden scheinen. Aber niemals war Gregor größer, als im Unglück. Er blieb unerschütterlich. Als jene Kunde von der Entsetzung zu Worms ihm drohend überbracht wurde, erklärte er seinerseits den König für entsetzt. Er that ihn in den Bann, und löste die Eide der Unterthanen.

Machiavelli schreibt in seiner Geschichte von Florenz, welche er dem Papste Clemens VII widmete, daß der einst so furchtbare Bannfluch der Päpste durch den Mißbrauch, den sie damit getrieben, seine Kraft verloren habe. Bald genug ist das eingetreten; kein zweiter Bannfluch hat eine solche Wirkung gehabt. Damals aber war dieser Fluch gegen den König etwas ganz neues und unerhörtes, allen überkommenen Vorstellungen widersprach er. Die eigenen Anhänger Gregors waren entsetzt darüber. Aber auf das Volk wirkte er mit unwiderstehlicher Gewalt. Ganz allgemein war der Abfall; die Fürsten, die sich eben erst hatten unterwerfen müssen, gewannen ihre Freiheit wieder. Eine Neuwahl wurde verabredet; mit vieler Mühe erlangte Heinrich eine Frist, um sich vom Banne zu lösen.

Da ging er nach Canossa.

Gregor selbst war von der Wirkung seines Bannes überrascht; er flüchtete nach Mathildens fester Burg Canossa, weil er glaubte, daß der König ihn mit Gewalt angreifen wolle. Die Lombarden wünschten und hofften, daß er das thun würde. Ihnen waren die Päpste zu nahe, um sich blenden zu lassen; von der blinden Gläubigkeit des deutschen Volkes hatten sie keine Vorstellung; sie war ihnen unverständlich. Aber sie war vorhanden und sie nöthigte Heinrich IV zur Unterwerfung. Der Eindruck, welchen in unsern Tagen das Wort gemacht hat: „Nach Canossa gehen wir nicht!“ — der zeigt recht deutlich, daß die Zeit eine andere geworden ist. Damals fand man es vielmehr sehr erbaulich, und niemand hat Heinrich deshalb getadelt. Sein Biograph, der sein eifrigster Verehrer ist, rühmt diesen Gang als äußerst klug, weil

er die Lösung des Bannes erlangt, und zugleich die Zusammenkunft seiner Gegner verhindert habe.

Denn Gregor war eben auf dem Wege nach Deutschland, um mit den Fürsten über Heinrich Gericht zu halten. Ließ der König es dazu kommen, so war er verloren. Deshalb war auch Gregor sehr ungehalten; deshalb verweigerte er so lange die Lösung des Bannes. Durch Heinrichs rückhaltlose Demüthigung, durch das Zureden des Abts von Cluny und der Gräfin Mathilde wurde Gregor förmlich gezwungen, die Absolution zu ertheilen.

Damit war die Kraft des Bannes gebrochen. Als er in dem bald aufs neue entbrannten Kampfe wiederholt wurde, wirkte er nicht mehr. Heinrich IV überwand die Gegenkönige; er konnte einen Gegenpapst aufstellen, Clemens III, den er siegreich in Rom einführte, von dem er zum Kaiser gekrönt wurde. Erst den Nachfolgern Gregors unterlag Heinrich, weil es gelang, seine Söhne zu verführen.

Gregor aber wurde nur durch die Normannen vor Heinrich gerettet; sie führten ihn, nachdem sie Rom in furchtbarer Weise verheert hatten, nach Salerno, wo er am 25. Mai 1085 gestorben ist, ungebeugt, aber an seiner Sache fast verzweifelnd. Seine letzten Worte waren: „Ich habe das Recht geliebt, und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung.“

In den letzten Jahren des Kampfes war ein neues Moment aufgetaucht. Schon Nikolaus II hatte 1059 untersagt, Kirchen von Laien zu empfangen, und das Verbot wurde öfter wiederholt. Im Jahre 1075 erscheint es zuerst deutlich als das Verbot der Investitur von Laienhand. Aber erst 1080, als alle Hoffnung auf friedlichen Ausgleich geschwunden war, wird es ganz offen und unumwunden verkündet.

Man kannte damals fast keine andere Beamte als Geistliche, weil diese allein schriftkundig waren, und weil man auch bei der mangelhaften Finanzwirthschaft kein anderes Mittel der Besoldung

hatte, als die geistliche Pfründe. Sie wurden mit Ehren, Gütern und Rechten überhäuft, die nur bei ihnen nicht erblich werden konnten, wie es bei weltlichen Dienern immer geschah. Dieses ganze System konnte natürlich nur bestehen, wenn der König die Einsetzung der Bischöfe in der Hand hatte. Es hatte seinen feierlichen und förmlichen Abschluß erhalten durch den Pact von 1046.

Das äußere Symbol der Einsetzung war die Investitur mit Ring und Stab. Diese dem Könige nehmen zu wollen, war ein Angriff auf das ganze System, auf die Existenz der Staaten. Deshalb nennt man den hierdurch entbrannten Streit den Investiturstreit.

Er reichte jedoch noch weiter. Die geistlichen Besitzungen machten über die Hälfte der Staaten aus. Man konnte das ertragen, es erleichterte sogar die Regierung, weil diese geistlichen Besitzungen ganz als Reichsgut betrachtet wurden. Die geistlichen Besitzungen gaben für den Königsschutz große Abgaben, sie stellten einen sehr großen Theil der Reichsheere, sie trugen wesentlich die Last der Regierung. Nun sollte nicht nur die Einsetzung der Bischöfe und Aebte den Königen genommen werden, sondern auch alle Leistungen an den Staat sollten aufhören. Das alles wurde als Simonie betrachtet. Das Kirchengut sollte nur kirchlichen Zwecken dienen. Dafür aber sollte es desto mehr vom Papste abhängig sein.

Gregor erstrebte die vollständigste Hierarchie. Alle jene geistlichen Besitzungen sollten aus dem Verbande der einzelnen Staaten ausgelöst, nur von Rom abhängig sein, ein großer Kirchenstaat durch alle Länder. Den weltlichen Fürsten blieb nur die Befugniß, im Dienste der Kirche und auf ihr Geheiß das Schwert zu führen. Deshalb nahm auch Gregor die Fürsten aus verschiedenen Ländern, welche an seinen Hof kamen, Vasallen verschiedener Könige, unbedenklich in seinen Dienst, und verpflichtete sie eidlich als Vasallen des heiligen Petrus.

Als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke diente ihm der große Einfluß der kirchlichen Ideen, nicht allein auf die Massen, das Streben der Vasallen, sich von ihren Herrschern möglichst unabhängig zu machen, und speciell gegen Heinrich IV die Feindschaft der Sachsen gegen das fränkische Königshaus und das erwachende Widerstreben der Italiener gegen die Fremdherrschaft, die Devotion der Gräfin Mathilde und die Opposition der Normannen gegen das Reich, denen er denn freilich für ihre unentbehrlichen Dienste sehr viel nachsehen mußte.

Durchführbar waren Gregors Ideen nicht. Anfangs gleichmäßig gegen alle Könige auftretend, hat er selbst schon zu manchem Zugeständniß sich verstehen, seinen Legaten auftragen müssen, nicht auf der vollen Schärfe der kirchlichen Forderungen zu bestehen. Das Band zwischen den Königen und den Bischöfen konnte der Papst wohl lockern, aber niemals ganz lösen. Er konnte das Kaiserthum zerstören, und er hat es gethan, aber nie gelang es, die Kaiser sich dienstbar zu machen. Immer wieder machten die von der Kirche unabhängigen Bedürfnisse und Rechte der Staaten sich geltend, und führten endlich dazu, das gregorianische System zu stürzen, nachdem es durch Gregors Nachfolger seiner Verwirklichung nahe gebracht war.

Aber der Curie ist der gregorianische Geist eingeprägt und geblieben, zu ihrem Schaden. Schon damals und immer seitdem, verlangt sie nur unbedingte knechtische Unterwerfung, nicht Ueberzeugung. Sie duldet keine Selbständigkeit der Landeskirchen, sie verlangt unbedingte Einförmigkeit, wie im Kloster, wie in Cluny. Und schon damals klagten selbst die Anhänger Gregors über die finanzielle Ausbeutung, weil zu dem fortwährenden Kampfe die Mittel beschafft werden mußten.

Ausgegangen war Gregor von der Reform, aber was wurde aus der? Die erzwungene Ehelosigkeit untergrub die Sittlichkeit. Die in immer neue Händel mit dem Staat gestürzten, seines

Schutzes beraubten Kirchen, müssen sich ihrer Feinde mit Gewalt erwehren, und die Güter, welche den Zwecken des Staates nicht dienen sollen, müssen zum Unterhalt kriegerischer Vasallen dienen. Die Bischöfe sollen sich nicht in weltliche Dinge mischen: bald ziehen sie selbst bewaffnet in's Feld.

Das alles hat endlich die stärkste Gegenwirkung, es hat den Sturz der päpstlichen Hierarchie zur Folge gehabt.

Man kann wohl sagen, daß die Reform der Kirche durch Heinrich III mit den deutschen Bischöfen dem Ziele nahe gebracht war, daß sie durch die Hildebrand'sche Gegenwirkung und durch das hierarchische Element vergiftet wurde.

X.

Urban II und der erste Kreuzzug.

Wir haben gesehen, wie vorzüglich die deutschen Kaiser es gewesen sind, welche die tief gesunkene Kirche aus ihrem Verfall erhoben. Sie waren es, welche den lange mangelnden Schutz gegen äußere Gewaltthat schafften. Die von ihnen eingesetzten Bischöfe gehören, wie unter Karl dem Großen, so auch wieder unter den Ottonen und Heinrichen zu den glänzendsten Zierden der Kirche. Ebenso wurden durch ihre Bemühungen die Klöster hergestellt, und für gute Zucht darin gesorgt; die aus der Mitte der Geistlichkeit selbst hervorgegangenen reformatorischen Bestrebungen fanden bei den Kaisern die nachdrücklichste Förderung.

Immer neue Anstrengungen wurden gemacht, um auch dem Haupt der Kirche eine würdigere Stellung wiederzugeben. Anfänglich scheiterten sie alle an der Verworfenheit des römischen Clerus; es war durchaus nothwendig, diesem das Wahlrecht zu entziehen, welches er entweder freiwillig mißbrauchte, oder gegen die Gewaltthätigkeit der Machthaber in Rom nicht schützen konnte. Unter Heinrich III wird endlich festerer Boden gewonnen, dem Kaiser die Einsetzung des Papstes übertragen, welcher nun nicht mehr aus dem römischen Clerus, sondern aus den Bischöfen des ganzen Reiches ausgewählt wird. Von den deutschen Bischöfen ist diese ganze Neugestaltung der Dinge ausgegangen, sie hoffen sie auch dauernd in der Hand zu behalten.

Dem aber steht nun eine andere Richtung gegenüber, die vorzüglich im Kloster ihren Ursprung hatte. Rein theoretisch hatte man hier die ideale Vorstellung von der Hoheit der Kirche immer mehr gesteigert. Nach dem Vorbilde des Klosters, wo dem Abte unbedingter Gehorsam gebührte, wurde derselbe auch für den Papst in Anspruch genommen. Freie Wahl des Abtes galt als Palladium der klösterlichen Freiheit; dieselbe wurde für den Papst gefordert. Jede Einwirkung weltlicher Gewalt erschien als Mißbrauch.

In den Klöstern der Cluniacenser wurden diese Ideen besonders ausgebildet; sie sind französischer Herkunft. Heinrich III selbst hatte sie durch Begünstigung der Cluniacenser auf Kosten des deutschen Mönchthums verbreitet und großgezogen. Sie herrschten auch in dem Chorherrenstifte S. Simon und Juda zu Goslar, von wo er seine Bischöfe entnahm; Anno von Cöln war dort Propst gewesen.

Durch Leo IX und Gregor VII waren diese Ideen in Rom zur Herrschaft gekommen. Die Ergänzung der Cardinäle durch die Häupter der Partei aus verschiedenen Ländern gab die Möglichkeit, an die Stelle der Einsetzung durch den Kaiser die freie Wahl zu setzen, ohne dadurch wieder in die alte Abhängigkeit von den römischen Familien zu versinken. Man versuchte anfangs sogar, das Wahlrecht auf die Cardinalbischöfe zu beschränken, und bald nach Gregors Tode zeigte es sich, wie wenig man sich in Betreff der Neuwahl vom römischen Clerus abhängig fühlte. Urban II wurde von einer ganz kleinen Zahl von Cardinälen fern von Rom in Terracina erwählt. Gregor VII suchte, wie wir gesehen haben, seine Stütze nicht bei den Fürsten und Obrigkeiten, sondern bei den Massen, und eröffnete damit den Kampf zwischen Kirche und Staat. Dem Kaiser sollte die Einsetzung des Papstes, allen Fürsten die Einsetzung der Bischöfe, ja alle Gewalt über das Kirchengut überhaupt entzogen werden.

Das ist der Investiturstreit, in welchem Gregor VII selbst

unterlag. Heinrich IV führte seinen Gegenpapst Clemens siegreich in Rom ein, und wurde von ihm zum Kaiser gekrönt. Der Gegenkönig Rudolf war erschlagen; die rechte Hand war ihm abgehauen, und das Volk sah darin die Strafe für seinen Meineid. Es ist bezeichnend für den Widerstreit der beiden Gefühle altgermanischer Königstreue und kirchlicher Hingebung, daß man Gotfried von Bouillon, den Helden des ersten Kreuzzuges, verherrlichte, indem man erzählte, daß er den Gegenkönig Rudolf erlegt habe. Unbewußt unterschied das Volk zwischen kirchlicher Frömmigkeit und päpstlicher Politik.

Der neue Gegenkönig Hermann war vollkommen machtlos. Auf das Volk hatte der erste Bannfluch einen überwältigenden Eindruck gemacht, aber der Eindruck war nicht bleibend, und bald überwog die Königstreue. Die Fürsten aber hatten mit dem Papste gemeinsame Sache gemacht, nicht aus Frömmigkeit, sondern weil sie der königlichen Gewalt sich entziehen wollten; keineswegs lehnten sie gegen den einen König sich auf, um einem andern zu gehorchen. Sie ließen Hermann ohne alle Unterstützung.

Das war das Loos der Pfaffenkönige, wie man sie nannte, überhaupt. Wie sollte auch wohl ein König zu wirklicher Macht gelangen, der von Anfang an den Pfaffen (ein Wort, welches damals noch keine üble Nebenbedeutung hatte) unterworfen, keine andere Berechtigung und keine eigene Macht hatte? der seine Regierung begann mit Zugeständnissen und unter Bedingungen, welche jede wirkliche Herrschaft unmöglich machten? Waren sie überhaupt zu kräftigem Handeln befähigt, hatten sie noch andere Wurzeln ihrer Macht, so sehen wir sie sehr bald in bitterster Feindschaft mit der Partei, welche sie aufgestellt hat, wie gleich jetzt Heinrich V, wie später Otto IV und Friedrich II.

Nach Gregors VII Tod schien auch die ganze Partei, deren Haupt er gewesen war, zu unterliegen. Unter den wenigen Anhängern, welche ihm noch treu geblieben waren, brachen die ärger-

lichsten Streitigkeiten aus. Endlich einigte man sich zu der Wahl des Abtes Desiderius von Monte Cassino. Dieser war ein Mann von hervorragender Bedeutung, unter welchem das herrliche Kloster Monte Cassino seine höchste Blüthe erreicht hat. Er baute die prächtige vielbewunderte Kirche, und beförderte, selbst Schriftsteller, die litterarischen Bestrebungen, durch welche sein Kloster damals hohen Ruhm erwarb. Noch zeugen zahlreiche Handschriften der Klosterbibliothek von dieser Blüthezeit. Mit Hildebrand war er von früher Zeit her eng befreundet gewesen; jetzt wurde er als Victor III sein Nachfolger. Aber er war jetzt ein kranker Mann und starb schon am 16. September 1087.

Während Victor also kaum irgend eine Thätigkeit als Papst hatte entfalten können, nahmen unter seinem Nachfolger die Dinge sogleich eine andere Gestalt an. Erst nach halbjähriger Sedisvacanz kam die Wahl zu Stande. Odo, Cardinalbischof von Ostia, wurde gewählt, und nannte sich Urban II (1088—1099). Er war ein Franzose, ein Cluniacenser, der viel in verschiedenen Legationen thätig gewesen war; größere Weltkenntniß zeichnete ihn aus. Die Italiener sind bis auf den heutigen Tag mehr abgeschlossen, und geben sich nur selten die Mühe, fremde Völker und ihre Zustände genauer kennen zu lernen. Gregor hatte nur wenig verstanden, die ihm günstige Sachlage außerhalb Italiens auszunutzen. Niemals hat er nach der Zeit seiner Verbannung Italien wieder verlassen.

So sehr auch die Partei der nach Herrschaft ringenden Kirche in Bedrängniß gekommen und zusammengeschmolzen war, sie hatte noch in allen Ländern eifrige Anhänger; es ist bezeichnend genug, daß trotz der fast völligen Lähmung der Gegner, der von Heinrich IV aufgestellte Papst Clemens doch nirgends Boden gewann. Er war ein nicht unbedeutender Mann und hatte einst, als er noch Wibert hieß, als Kanzler für Italien großes Ansehen gehabt. Aber die Zeit war eben vorüber, in der das Wort des

Kaisers für die ganze Kirche maaßgebend war. Die gregorianischen Ideen waren durchaus herrschend, und es fehlte ihren Anhängern, um eine bedeutende Macht darzustellen, nur die lebendige Verbindung mit einander. Diese Verbindung wußte Urban ihnen zu geben, und er verstand es außerdem trefflich, die verschiedenen weltlichen, der Kirche ganz fremden Verhältnisse zu benutzen, welche für ihre Zwecke verwerthet werden konnten.

Der hauptsächlichste und gefährlichste Widersacher Heinrichs IV in Deutschland war der Herzog Welf von Baiern; dessen gleichnamigen Sohn vermählte Papst Urban gleich im Jahre 1089 mit der Gräfin Mathilde, der allezeit getreuen Tochter des heiligen Petrus. Sie war über vierzig Jahre alt, er siebenzehn. Es war eine höchst unpassende Ehe, und glücklich sind die Gatten nicht mit einander geworden. Allein was schadete das? darauf kam es gar nicht an, und es war nicht der Zweck. Die politische Verbindung zwischen den Hildebrandinern in Deutschland und Italien war hergestellt, die welfische Partei geschaffen.

In der Lombardei hatte die Pataria nach langen Kämpfen und vielen Wechselfällen sich doch behauptet und endlich die Oberhand gewonnen. Es gab ihr Kraft, daß sie demokratisch war, und sich gegen die Fremdherrschaft und deren Organe richtete. Die Bischöfe, welche bis dahin die Lombardei fast ganz regiert hatten, verloren in diesen Kämpfen ihre politische Machtstellung. Die Hoheitsrechte, welche ihnen mit freigebiger Hand verliehen waren, finden wir im Besitze der Stadtgemeinden, welche die Gunst der Lage benutzten, um die alte Abhängigkeit abzuschütteln und sich mit voller Selbstverwaltung ganz unabhängig einzurichten. Die Bischöfe wurden auf ihr kirchliches Amt beschränkt. Welche Fluth von Bannflüchen würde das unter anderen Verhältnissen hervorgerufen haben! Jetzt ging es unbemerkt und ungerügt hin, denn die Bischöfe waren kaiserlich gesinnt, vom Kaiser eingesetzt, und bis jetzt immer mit starker Hand von ihm geschirmt.

Die Stadt Rom, wo die päpstliche Macht immer am wenigsten einen festen Boden gehabt hat, verließ Urban, und begab sich nach der Lombardei. In Piacenza hielt er im März 1095 ein Concil. Man fand das sehr kühn: mitten unter den Schismatikern und gegen sie, heißt es, habe er das Concil gehalten. Aber schon hatte seine Partei die Oberhand, und der Erfolg war überaus glänzend. Es war den Pfaffen gelungen, den Sohn dem Vater zu entfremden, den jungen König Konrad. Ausgesandt, um durch seine Gegenwart als König den Anhängern des Kaisers einen Stützpunkt zu bieten, war Konrad freudig empfangen, alles ihm entgegen gekommen. Aber jetzt hatte er sich durch die Gräfin Mathilde verlocken lassen. Ihm war die Erbin des sicilischen Reiches verlobt, König Rogers Tochter; noch als Kind wurde sie ihm vermählt. Er war dazu ausersehen, das Haupt der Partei zu sein; als Werkzeug des Papstes sollte er den Musterkönig darstellen. In aller Demuth erschien er am 10. April in Cremona und hielt dem Papst den Steigbügel; er leistete ihm den Eid des Gehorsams. Unermeßlicher Jubel begrüßte die Herrschaft des Papstes und die Dienstbarkeit des Königs.

So schien das Ideal, das man erstrebte, nun wirklich erreicht zu sein. Allein so günstig blieb der Gang der Dinge nicht. Der arme Jüngling ging daran zu Grunde; in sich gebrochen, starb er nach kurzer Zeit. Welf hatte sich schon früher von seiner alten Gattin losgemacht; der Vater machte seinen Frieden mit dem Kaiser. Aber wenn auch als Ehestifter Urban nicht glücklich war, wenn nicht das ganze Ziel erreicht wurde, bleibend war das Bestehen der welfischen Partei.

Jahrhunderte lang haben sich seitdem in Italien die Parteien der Guelfen und der Ghibellinen gegenüber gestanden, wenn auch diese Namen erst später üblich wurden. Im ganzen Lande, in jeder Stadt standen sie sich in tödtlicher Feindschaft gegenüber. Die Verbindung mit den deutschen Welfen war nicht von langer

Dauer, in Italien aber blieb der Name. Die Guelfen waren immer und überall die päpstliche Partei; weil sie mit den Päpsten gegen die Kaiser stand, war sie zugleich die Partei der nationalen Unabhängigkeit und der städtischen Freiheit. An der Kraft dieses Widerstandes sind die deutschen Kaiser gescheitert. In der Opposition waren die Guelfen mächtig, aber sie haben sich durchaus unfähig erwiesen, etwas neues zu schaffen, einen Staat zu bilden. Nur um seiner selbst willen dauerte der Gegensatz der Parteien und der Kampf fort, als längst keine Kaiser mehr zu fürchten waren, als die Namen gar keinen Sinn und Inhalt mehr hatten. Die letzte Folge war gänzliche Ermattung und Verödung der Städte und des Landes, war endlich blutige und rücksichtslose Tyrannenherrschaft, und auf diese folgte die erneute Fremdherrschaft in veränderter Form.

Doch darauf werden wir noch zurückzukommen haben. Einstweilen war es Urban gelungen, alle staatliche Ordnung über den Haufen zu werfen; von da ging er weiter nach Frankreich. Da war er zu Hause; von da stammte er; von da stammte aber auch diese ganze hierarchische Richtung, deren Haupt und Führer er jetzt war. Hier fanden lange Zeit ihre Vorkämpfer immer neue Stärkung, wie Antäus durch die Berührung der Erde, seiner Mutter. Die engen Grenzen Italiens waren jetzt verlassen, der Bann der Abgeschlossenheit war durchbrochen, und Urban bewegte sich frei in ganz anderen, großartigen Verhältnissen. Die romanischen Nationen reichten sich die Hände.

Empfangen wurde Urban mit ähnlichem Jubel, wie einst Stephan II, als er die Alpen überstieg, um Pippin zu krönen. Zuerst durchzog er Reichsburgund, wo dem Namen nach Heinrich IV Herr war, wo aber niemand um den Kaiser sich kümmerte. Mit gleichem Jubel wurde er dann im eigentlichen Frankreich empfangen; freilich nicht vom König Philipp, denn der war im Bann, weil er seine Gemahlin verstoßen, die Frau des Grafen

von Anjou entführt hatte. Auch war er so gut, wie alle anderen Fürsten, durch das Verbot der Investitur empfindlich getroffen, und dachte nicht daran, sich dem Verbot zu fügen. Aber ebenso fern lag es ihm doch auch, Heinrich IV zu unterstützen, oder dessen Papst anzuerkennen. Es war nicht rathsam für den König von Frankreich, die Macht des deutschen Kaisers zu mehren, aber außerdem war sein Ansehen im eigenen Lande sehr gering, und gegen Urban war er bei der Stimmung seiner Unterthanen vollkommen ohnmächtig.

Zu Clermont in der Auvergne hielt Urban II im November 1095 gegen den Willen des Königs ein Concil, und es war von Hunderten von Bischöfen und Aebten, von Tausenden von Laien besucht, wie noch nie zuvor ein Concil besucht gewesen war. Nur Deutsche waren fast gar nicht erschienen. In rücksichtslosester Weise wurden hier wieder die Gebote der Kirche verkündet, darunter auch das Verbot der Investitur. Gegen den König von Frankreich wurde der Bannfluch verkündet. Dann erließ Urban die Aufforderung zum Kreuzzug.

Schon auf dem Concil zu Piacenza waren Boten des Kaisers Alexius erschienen. Durch das Vordringen der Seldschucken war das griechische Reich sehr ernstlich gefährdet; der Kaiser bat um Hülfe. Seine Boten suchten den Herrscher des Abendlandes; wo war er? Es gab ja einen Kaiser, aber dessen Titel war eine Lüge. Kaum beachtet weilte er mit seinem Papste in Padua und Verona, während Urban seine Triumphe feierte; unmöglich konnte er anderen Hülfe bringen. Wo der wahre Schwerpunkt des Abendlandes lag, das zeigte ihnen das Concil zu Piacenza. Urban, getragen von der schwärmerischen Begeisterung zahlloser Massen: welcher Gegensatz gegen das einsame Sterbelager Gregors VII in Salerno, gegen den machtlosen Kaiser!

Urban sagte den Griechen Hülfe zu, doch hätte auch er sie schwerlich schaffen können. Nicht zur Unterstützung der schismati-

schen Griechen, sondern von ganz anderem Gesichtspunkte aus erfolgte seine Aufforderung: sie zeigte, daß er die bewegenden Gedanken seiner Zeit richtig verstand und zu treffen wußte, richtiger als Gregor, welcher auch einst die Christenheit zu einem Kreuzzuge in's Morgenland aufgerufen und damit kaum irgend eine Wirkung erzielt hatte. Ihm war die Niederwerfung der griechischen Kirche, die Gewinnung der Armenier für die Herrschaft des heiligen Petrus die Hauptsache; von den heiligen Stätten war kaum die Rede.

Die Wallfahrten nach dem Heiligen Lande hatten mit der lebhaften Steigerung des kirchlichen Eifers an Zahl und Häufigkeit immer zugenommen; zu Tausenden zogen die Pilger auf den Straßen in's Morgenland. Auch die Araber verehrten die heiligen Stätten; gegen die Erlegung von Abgaben hatten sie die Wallfahrten gerne gestattet, und reichen Gewinn daraus gezogen. Aber jetzt waren die Seldschucken zur Herrschaft gekommen, und alle heimkehrenden Pilger erfüllten das Abendland mit der Schilderung der Bedrückungen, welche sie ertragen, der Gefahren, welchen sie ausgesetzt gewesen waren. Man ertrug das um so schwerer, weil zu der stärker angeregten Frömmigkeit auch das Gefühl größerer Macht sich gesellte. Seit der Herstellung besserer Ordnung, dem Aufhören der Verheerung durch Normannen, Sarrazenen, Magyaren, war Bevölkerung und Wohlstand gewachsen. Die fränkische Kirche hatte den elenden Zustand nicht ertragen, in den ihr römisches Haupt versunken war; jetzt war es der gesammten abendländischen Kirche unerträglich, daß alle die von ihr so hochverehrten heiligen Stätten in dem Besitze der Ungläubigen sich befanden. Umherziehende Pilger regten diese Empfindung mächtig an: da berührte es wie eine Erlösung aus tiefer Schmach, wie eine Erfüllung des innersten Herzenswunsches, als Urban das entscheidende Wort aussprach, als er aufforderte zur Befreiung des Heiligen Grabes.

Tausendstimmiger Jubelruf antwortete: Deus lo volt! Gott will es! Kreuze wurden als Zeichen des Gelübdes angeheftet. Urban verhieß als Lohn des Kreuzzuges die Vergebung der Sünden.

Das war etwas ganz neues. Wohl galt der Kampf gegen Sarrazenen und Heiden seit alter Zeit als verdienstlich, aber doch nicht eigentlich als sündentilgend. Noch wurde es mit der Kirchenzucht sehr ernstlich genommen; für die vielen argen Gewaltthaten, auch Kirchenfrevel, welche in den unaufhörlichen Kriegen und Fehden vorkamen, wurde strenge Buße verlangt, vor allem die Ablegung der ritterlichen Waffen, Ablassen vom Kriegerleben, das bis jetzt eigentlich an sich schon als sündlich betrachtet wurde. Zu Hunderten drängten sich eben damals die Ritter in die Klöster des Schwarzwaldes, um als dienende Brüder durch ein Büßerleben Vergebung ihrer Sünden zu erwerben.

Die Zeit war in hohem Grade gewaltthätig und gläubig zugleich. Schwer verstanden sich die Ritter zur kirchlichen Buße, und doch peinigte sie ihr Gewissen, war ihnen die Absolution unentbehrlich. Jetzt plötzlich eröffnete sich ihnen eine andere Aussicht. Sie brauchten ihre Waffen nur gegen die Ungläubigen zu wenden. Es eröffnete sich ihnen eine Laufbahn, die dem kühnsten Flug der Einbildungskraft genügen konnte. Aussicht auf hohen Ruhm, auf reiche Beute, wenn das Glück günstig war, auf ein Fürstenthum, bot sich dar, und der Himmel noch obendrein.

Kein Wunder, daß sie begierig zugriffen. Aber auch der niederen Volksmenge, welche vorzüglich in den romanischen Ländern arg bedrückt war, eröffnete sich hier eine Aussicht, ihrer Knechtschaft zu entkommen. Die älteren Gesetze sind voll von Geboten, die entwichenen Eigenleute ihren Herren wieder zuzuführen: jetzt konnten sie fort, und niemand durfte sie zurückhalten. Nicht einmal der Gläubiger, und viele Kreuzträger sind auf diese Weise ihren Schulden entronnen.

Bei dem ersten Kreuzzuge überwog noch die wirkliche ernstgemeinte Begeisterung; sie hat über alle Gefahren und Entbehrungen fortgeholfen. Er ist der einzige Kreuzzug, welcher sein Ziel wirklich erreicht hat. Ganz unglaublich waren die Schwierigkeiten: ohne alle vernünftige Vorbereitung, ohne Magazine, ohne Recognoscirung, zogen die Hunderttausende durch das halbfeindliche und verrätherische Griechenreich, durch das unwirthbare Kleinasien, und nur die hingebendste Begeisterung hat die Kraft bis zuletzt aufrecht erhalten, die vielfach überlegenen Feinde überwinden können, nachdem nur noch ein kleiner Theil der ausgezogenen Schaaren das Ziel erreicht hatte.

Der griechische Kaiser hatte wohl Hülfe gewünscht und verlangt, aber nicht so unzählige Schaaren, welche durchaus nicht mit der Absicht kamen, ihm zu dienen. Allen voran an Eifer sah er dabei die Normannen, welche ihm eben noch als die gefährlichsten Feinde gegenüber gestanden hatten.

Auch die niederen irdischen Leidenschaften fehlten schon bei dem ersten Kreuzzuge nicht. Die zuerst aufgebrochenen unordentlichen Massen des gemeinen Volkes stürzten sich auf die Juden, in deren Händen der Handel in den rheinischen Städten damals hauptsächlich war. Auch sie galten ja als Feinde Gottes; die Streiter Gottes waren mittellos: war es nicht billig, daß für ihren Unterhalt gesorgt wurde? Plünderung und Verheerung bezeichneten ihren Weg und in Ungarn ging der ganze Schwarm zu Grunde.

Es ist doch ein recht erfreulicher Fortschritt der Zeit, daß jetzt nicht mehr eines Priesters Wort uns solche Schaaren über den Hals schicken kann. An dem guten Willen möchte es kaum fehlen, wenn noch, wie damals, die Völker sich durch eine Predigt in Bewegung setzen ließen.

Das Heer der Ritter, welches mit größerer Muße sich gesammelt, und ernstliche Vorbereitungen getroffen hatte, trat seinen

Weg mit besserer Ordnung an, doch fehlte es auch hier nicht an Zwietracht, und nicht alle Pilgerfürsten hielten bis an's Ende aus. Boemund von Tarent zog es vor, für sich das Fürstenthum Antiochien zu erobern, und andere folgten in ähnlicher Weise ihrem persönlichen Ehrgeiz.

Doch das Ziel wurde wirklich erreicht, und nun unter dem Einfluß derselben kirchlichen Ideen ein Reich errichtet. Gotfried von Bouillon, der reinste und edelste unter den Führern, weigerte sich eine Krone zu tragen, wo sein Erlöser die Dornenkrone getragen habe; nur Vogt des Heiligen Grabes wolle er sein. Das Ideal Gregors war hier verwirklicht, die Kirche des Heiligen Grabes frei und herrschend, das weltliche Schwert nur zu ihrem Schutz und unter ihrer Leitung gezogen. Allein die kürzeste Zeit genügte, um die Unhaltbarkeit dieser Ideen zu zeigen. Schon im folgenden Jahre 1100 folgte Balduin von Edessa seinem früh verstorbenen Bruder als König.

Aber auch dieses Königthum hat nur ein trauriges Dasein geführt. Seine Geschichte hat für uns nur dadurch Werth, daß sie uns in anschaulichster Weise zeigt, wie ganz unmöglich aus den eigenthümlichen Ideen und Gebilden des Mittelalters ein lebensfähiges Staatswesen hervorgehen konnte. Hier finden wir eine fortwährende Nebenbuhlerschaft zwischen dem König und dem Patriarchen; dazu souveräne Ritterorden, deren Kraft und Heldenmuth für die Bekämpfung der Feinde unentbehrlich sind, die aber nur dem Papste unterthan sein wollen. Das Verhältniß des Königs zu seinen Vasallen, den großen Baronen, zeigt uns das Bild einer fortwährenden feudalen Anarchie. Die niedere Bevölkerung bildete sich aus den verworfensten Elementen des Mutterlandes, und findet ihren Unterhalt fast nur durch schamlose Ausbeutung der Pilger, deren fortwährendes Zuströmen allein die Möglichkeit der Existenz für das unglückliche Land gewährt. Die einheimische christliche Bevölkerung wird mit Füßen getreten, und

begrüßt die Sarrazenen, als sie endlich wieder zur Herrschaft kommen, als Befreier.

Wir haben etwas vorgegriffen, um zu betrachten, welcher Art diese Frucht des päpstlichen Aufrufes gewesen ist. Nur zu leicht läßt man sich darüber täuschen durch die romantische Außenseite der Kreuzzüge.

Aber auch daheim waren die Folgen nicht besser. Diese bequeme Art, sich seiner Sünden zu entledigen, hat die Aeußerlichkeit der kirchlichen Denkweise überhaupt sehr befördert, die eigentlichen sittlichen Forderungen ganz verdunkelt. Bald fand man aus, daß es auch in größerer Nähe noch andere Feinde Christi gebe, deren Bekämpfung nicht minder verdienstlich sei, als die Befreiung der heiligen Stätten. Für die Kriegszüge gegen die spanischen Sarrazenen, gegen Wenden und Preußen, wurden dieselben Privilegien bewilligt. Aber waren denn nicht die Ketzer eben so sehr Feinde Christi? ja noch viel schlimmer, weil sie von der Wahrheit abgefallen waren? Man predigte auch gegen die Albigenser das Kreuz, und auch gegen die Stedinger, deren Ketzerei darin bestand, daß sie sich gegen die Jurisdiction des Erzbischofs von Bremen auflehnten.

Aber der allerschlimmste Ketzer war doch offenbar, wer dem Papst nicht gehorchte, und so wurde denn auch, zwar noch nicht gegen Heinrich IV, wohl aber gegen Friedrich II das Kreuz gepredigt.

Große Massen nahmen bei der immer häufiger erneuten Predigt das Kreuz, welche für den Krieg unbrauchbar waren. Beim ersten Kreuzzug ließ man noch alles mitlaufen, empfand aber sehr lebhaft, daß diese Schwärme nur hinderten und schadeten. Der naive Glaube, daß der liebe Gott sie alle brauchen könne und auch für ihren Unterhalt sorgen werde, hielt nicht lange vor. Dagegen brauchte man immer Geld, und so kam man bald auf den Ausweg, daß denen, welche untüchtig waren, oder denen ihr

Gelübde leid geworden war, die persönliche Betheiligung gegen einen Beitrag zu den Kriegskosten erlassen wurde. Endlich wurde ein einfacher Loskauf daraus.

So ist diese Idee, welcher in ihren Anfängen ein großartiger Character nicht abzusprechen ist, im Laufe der Zeit entartet, und hat sehr verderbliche Folgen gehabt. Zunächst brachte sie Urban II den größten Gewinn. Er erschien hier an der Spitze der ersten großen gemeinsamen Unternehmung der abendländischen Christenheit. Konnte man noch bezweifeln, daß er der wahre Papst sei? Triumphirend durchzog er ganz Frankreich; König Philipp beugte sich gehorsam und leistete die verlangte Kirchenbuße. Urban aber zog mit den Kreuzfahrern in Rom ein, wo bis dahin die Wibertiner die Oberhand hatten. Niemand fragte mehr nach dem Gegenpapst, der sich nach seinem Bisthum Ravenna zurückzog.

Aber Heinrich IV ward damit doch noch nicht überwunden; das blieb Urbans Nachfolger vorbehalten. Und von der weltbeherrschenden Stellung der Kirche, welche Gregor VII erstrebt hatte, war man noch weit entfernt; nicht einmal das Verbot der Investitur hatte durchgesetzt werden können.

XI.

Paschalis II und Heinrich V. Calixt II. Arnold von Brescia.

Durch die Reise nach Frankreich war Urban II aus der bisherigen einengenden Beschränkung herausgetreten. Er war in lebendige Verbindung getreten mit seinen Landsleuten, mit der Nation, in welcher das kirchliche Leben am stärksten entwickelt war. Der Aufruf zum Kreuzzug hatte die erste große Unternehmung der gesammten abendländischen Christenheit in's Leben gerufen, und an ihrer Spitze war nicht der Kaiser, wie es doch nach der Idee des Kaiserthums sich gebührt hätte; von ihm war bei der ganzen Sache gar nicht die Rede. Unzweifelhaft mußte der Papst als das wahre Haupt der Christenheit erscheinen.

Die Deutschen waren jedoch von der Idee des Kreuzzuges wenig berührt; nur im Rheinland war einige Theilnahme. Der Mehrzahl erschien das Unternehmen thöricht. Einige unruhige Gesellen zogen fort, und verminderten die Zahl von Heinrichs Gegnern. Er herrschte fast unangefochten und war mächtiger als zuvor. Man war des langen Kampfes müde, und die Gegensätze begannen sich auszugleichen. Daß der Kaiser im Banne war, wurde kaum mehr beachtet.

Da gelang es endlich, auch den zweiten Sohn des Alten zu verführen. Die ehrzeigige kriegslustige Jugend, welche bei dem eingetretenen Frieden ihre Rechnung nicht fand, gewann ihn durch

ihre Vorspiegelungen; ihm wurde die Zeit zu lang, bis ihm die Herrschaft zufiel. Sogleich fand er sich zusammen mit den Anhängern des Papstes, welche die Hoffnung auf den Sieg ihrer Sache schon fast verloren hatten. Er trug eine ungewohnte Frömmigkeit zur Schau; wie aufrichtig sie war, hat die Folgezeit gezeigt. Im Mai 1105 versammelte sich zu Nordhausen eine Synode in Gegenwart päpstlicher Legaten; hier erschien der junge König Heinrich V in schlichter Kleidung, voll Demuth den Bischöfen gegenüber. Seine erbauliche Haltung erregte die größte Freude; er gelobte dem heiligen Petrus wie ein Sohn zu gehorchen.

Sofort strömten ihm alle die alten Feinde Heinrichs zu; für die Sachsen war er jetzt der Held der Kirche. Es ist bekannt, und bedarf hier nur der Erwähnung, mit welchem heuchlerischen Schein, wie verrätherisch er seinen Vater in seine Gewalt verlockte und vom Throne stieß.

Groß war der Jubel der Frommen im Lande. Aber nicht lange währte es, so trat eine Ernüchterung ein. Man fand, daß er gar nicht anders regierte, als sein Vorgänger. Die Investitur hatte er sogar bei jener Synode zu Nordhausen an Bischöfe ertheilt; er fuhr ruhig damit fort, als wäre sie nie verboten. Das Verbot war so unsinnig, daß es ganz von selbst immer wieder aus den Augen gesetzt wurde. Als der Papst deshalb seine üblichen salbungsvollen Ermahnungen erließ, antwortete Heinrich, daß er kein anderes Mittel wisse, die Bischöfe in den Besitz ihrer Bisthümer zu setzen. Wenn der König sie ihnen nicht übergäbe, so würden die Vasallen ihnen nicht gehorchen, ihre Rechtssprüche keine Kraft haben. Auch sei die königliche Autorität durchaus nothwendig zur Vermeidung unordentlicher Wahlen. Wie richtig diese Bemerkung war, hat die Folgezeit zur Genüge gezeigt.

Papst war damals Paschalis II (1099—1118), ein Italiener, der von den Verhältnissen der fremden Länder gar keine

Vorstellung hatte. Heinrich lud ihn nach Deutschland ein, um über die streitigen Fragen zu verhandeln; da aber der Papst dazu keine Lust bezeigte, machte Heinrich sich im Herbst 1110 auf nach Italien. Er nahm ein Heer mit, 30,000 Ritter. Kein Land konnte sich damals noch an Waffenkraft mit Deutschland vergleichen. Ob freilich diese Kraft dem Herrscher zu statten kam, das hing von der Achtung ab, in welcher er stand. Jetzt war Heinrich V noch sehr angesehen und gefürchtet; der Römerzug galt für jeden Vasallen als höchste Verpflichtung, und wenn einmal die große Masse kam, so konnte kein Fürst und kein Rittersmann es wagen, auszubleiben.

Dieses Heer war vollkommen unwiderstehlich; nur hinter festen Mauern konnte man ihm trotzen, wie die Mailänder. Aber Heinrich hielt sich hier nicht auf, sondern zog weiter nach Rom. Dem Papste wurde jetzt schwül und die Gründe des Königs erschienen ihm gewichtiger als früher. Da ist er nun auf einen gar wunderbaren Gedanken verfallen. Er schlug dem Könige vor, daß die Kirche verzichten solle auf alle Hoheitsrechte, die sie besitze, auf alle Grafschaften und Lehen, auf alle fürstliche Gewalt. Dafür solle sie vollkommen frei sein. Nur der heilige Petrus sollte seine Regalien behalten.

Gregor VII hatte einen ganz entgegengesetzten Standpunkt gehabt; nach seiner Idee sollte die Kirche alles behalten, was sie hatte, aber zugleich von aller Pflicht gegen den Staat gelöst werden. Das hatte sich als unausführbar erwiesen. Es war nun ganz consequent und vernünftig, den anderen Weg zu versuchen. Sehr oft war es beklagt worden, daß die Kirche so tief in weltliche Dinge verwickelt war: daher waren ja alle Schwierigkeiten und Uebelstände entsprungen. Die Männer der Richtung, deren Hauptvertreter Petrus Damiani gewesen war, forderten unablässig die Flucht aus der Welt, um die Seele zu retten; nur mit großem Widerstreben hatte Petrus Damiani sich

von Gregor VII für seine Pläne verwenden lassen. Jetzt sollte mit diesen Grundsätzen Ernst gemacht werden.

Einem Italiener lag dieser Gedanke besonders nahe, weil in Italien die Bischöfe fast keine Regalien mehr hatten. An sich war er ja auch sehr vernünftig, wenn er nur ausführbar gewesen wäre. Einrichtungen, die sich in Jahrhunderten ausgebildet haben und tief in alle Verhältnisse eingewurzelt sind, lassen sich nicht mit einem Schlage ausrotten. Eben daraus, daß Paschalis diese Lösung für möglich hielt, ersehen wir, daß er gar keine lebendige Kenntniß von den Verhältnissen der Kirche in den Ländern jenseit der Alpen hatte.

Heinrich kannte sie besser. Er weigerte sich, die Schenkungen seiner Vorfahren zurück zu nehmen; das liege ihm ganz ferne. Da aber der Papst auf seiner Forderung bestand, so gab er nach, doch unter der Bedingung, daß der Papst den Vertrag auch wirklich zur Ausführung bringe. Das versprach der Papst, und der Vertrag wurde in aller Form urkundlich abgeschlossen. Der Papst sollte sich praktisch von der Unausführbarkeit überzeugen. Mir scheint es zu viel verlangt, wenn man Heinrich daraus einen Vorwurf macht. Warum sollte er seine günstige Lage nicht benutzen? Mit Gründen hätte er den Papst doch schwerlich überzeugen können; das ist immer sehr schwierig, wenn nicht unmöglich gewesen, und so würde auf Heinrich V der Vorwurf haften geblieben sein, den dargebotenen Frieden vereitelt zu haben. Er hatte die Falle nicht gestellt.

Der Vertrag wurde feierlich beschworen. Am 12. Februar 1111 wurde der König mit großem Gepränge in der Peterskirche empfangen; vor der Krönung wurde der Vertrag, welcher bis dahin streng geheim gehalten war, verlesen. Da erhob sich ein wilder Tumult. Die Bischöfe erhoben ein gewaltiges Geschrei über den Kirchenraub, und als die Laien begriffen hatten, was verlangt wurde, schrieen sie noch ärger. Sie fürchteten ihre fetten

Kirchenlehne zu verlieren; sie wußten recht gut, daß des Reiches Dienst viel schwerer war, daß ihre geistlichen Lehnsherren viel nachsichtiger waren oder sein mußten.

So war es sehr bald unverkennbar, daß die Ausführung des Vertrages unmöglich war, und Heinrich verlangte nun die Kaiserkrönung. Der Papst verweigerte sie; da nahm der König ihn sammt den Cardinälen gefangen. Er hatte es mit seinem leiblichen Vater nicht anders gemacht; warum sollte er mit dem geistlichen nicht ebenso verfahren? Zwei Monate lang hielt er Papst und Cardinäle in strenger Haft; da war der Papst mürbe geworden und unterzeichnete einen neuen Vertrag, in welchem er dem König das Recht der Investitur zugestand. Dann krönte er ihn zum Kaiser, und gelobte, ihn niemals zu bannen.

Darauf zog Heinrich V nach Haus. Er hatte seinen Zweck vollständig erreicht. Wenigstens glaubte er ihn erreicht und die Frage endgültig gelöst zu haben: ebenso roh und gewaltsam, wie er sich des Thrones bemächtigt hatte. Er kannte und verstand seinen Gegner ebenso wenig, wie sein Vater ihn gekannt hatte, als er glaubte, durch die Absetzung auf der Wormser Synode mit ihm fertig werden zu können.

Das Verbot der Investitur war nicht vom Papst allein ausgegangen; es war auf einer Synode beschlossen, auf vielen Synoden wiederholt worden. Der Papst allein konnte es gar nicht aufheben. Auf der Ostersynode des folgenden Jahres 1112 wurde der Papst mit Vorwürfen überhäuft; es war nahe daran, daß er abgesetzt, für einen Ketzer erklärt wäre. Nur dadurch konnte er sich retten, daß er jenes Privileg als erzwungen zurücknahm und für ungültig erklärte. Er hielt sein eidliches Versprechen, Heinrich nicht in den Bann zu thun, aber er ließ zu, daß sein Legat es that. Der Cardinalbischof Cuno von Präneste durchzog Frankreich und Deutschland, versammelte Synoden und verkündete den Bann.

So entbrannte denn der alte Streit von neuem. Wieder empörten sich die Sachsen. Wieder vereinigte sich bei ihnen kirchlicher Eifer mit norddeutschem Particularismus, und der Abneigung gegen das fränkische Königshaus. Wieder benutzten die Fürsten die günstige Gelegenheit, sich der schärfer angezogenen Königsherrschaft zu entziehen. Am 11. Februar 1115 erlitt Heinrich V eine schwere Niederlage am Welfesholze, und die alten Zustände unentschieden hin und her schwankender Kämpfe im Reiche erneuten sich, wie unter Heinrich IV.

Als 1118 auf Paschalis II Gelasius II folgte, erhob Heinrich V gegen ihn einen Gegenpapst Burdinus, der sich Gregor VIII nannte. Er stützte sich dabei auf ein Gutachten der vier berühmtesten Rechtslehrer von Bologna. Das Studium des römischen Rechts war seit einiger Zeit mit außerordentlichem Eifer betrieben worden; darin fand man lauter Aussprüche über die schrankenlose Gewalt des Kaisers. Daß der Kaiser, den man jetzt auch wieder den römischen zu nennen anfing, der unmittelbare Nachfolger der alten römischen Kaiser, daß ihr Recht sein Recht sei, und allen jenen Aussprüchen auch jetzt noch praktische Geltung zukomme, das war im Kreise der römischen Rechtslehrer unbezweifelt. Schon Heinrich IV war eine Ausarbeitung in diesem Sinne überreicht worden. Es war eine schneidige Waffe, nur fehlte der Gerichtshof, vor welchem man sie hätte anwenden können. Das Volk wußte nichts vom römischen Recht. Die Zeit der Legisten aber war noch nicht gekommen; sie haben sich später als sehr nützliche Bundesgenossen und Vorkämpfer der fürstlichen Gewalt erwiesen; jetzt war ihr Einfluß noch nicht so bedeutend, um bei dem großen Kampfe ins Gewicht zu fallen.

Heinrichs V Gegenpapst hat so wenig zur Geltung zu kommen vermocht, wie irgend ein anderer kaiserlicher Papst seit den Zeiten Heinrichs III. Sie konnten mit Gewalt in Rom eingeführt werden, aber die Kirche kümmerte sich nicht um sie. Die Fran=

zosen, welche in diesen Dingen mehr und mehr den Ausschlag gaben, wollten von diesen Päpsten nichts wissen, und die schönsten Sätze des Corpus Juris machten auf sie keinen Eindruck.

Bei der Wahl Gelasius II, eines Italieners, waren wieder arge Gewaltthätigkeiten vorgefallen; er verließ Rom als Flüchtling und kam nach Frankreich, wo er schon am 29. Januar 1119 im Kloster Cluny starb. Hier wurde wieder ein Franzose gewählt, Guido Erzbischof von Vienne, der sich Calixt II nannte (1119—1124). Er war von fürstlicher Herkunft, mit Heinrich V selbst verwandt, und besser als sein Vorgänger mit den wirklichen Verhältnissen der Staaten vertraut.

Anfangs freilich hielt auch er das Verbot der Investitur mit voller Schroffheit aufrecht; auf einer Synode zu Reims 1119 wiederholte er die früheren Beschlüsse, und verkündete den Bann gegen Heinrich V. Aber gegen diesen war man nun auch in Deutschland schon vollkommen unempfindlich geworden, während dagegen gerade die päpstlich gesinnten Bischöfe die Erpressungen der Curie schwer empfanden. Noch mehr bedrückte alle Bischöfe und Aebte die völlige Rechtlosigkeit; von niemand mehr geschützt, war das Kirchengut allen gewaltsamen Angriffen ausgesetzt, und die eigenen Vasallen nicht in Schranken zu halten. Das ganze Reich aber litt schwer von der vollendeten Anarchie; ganze Reiterbanden durchzogen plündernd das Land, und auch die weltlichen Fürsten fühlten endlich, daß dabei das Reich zu Grunde gehe.

So traten denn im Jahre 1121 die Fürsten von beiden Parteien zu Würzburg zusammen. Sie vereinigten sich zur Herstellung der Ordnung, und auch in Bezug auf die Investitur beschlossen sie dafür zu sorgen, daß das Reich dabei nicht um seine Ehre komme.

Solche Momente sind leider sehr selten in der deutschen Geschichte; treten sie ein, so sind sie stets entscheidend. Wenn der Papst keine Verbündete mehr im Reiche findet, so muß er nach-

geben, und es wird ihm dann auch sofort klar, daß es gar nicht so unmöglich sei, wie früher behauptet war. Calixt erkannte die Nothwendigkeit, und am 23. September 1122 wurde mit seinen Legaten das Wormser Concordat abgeschlossen.

Aehnliche Abkommen waren schon früher in anderen Ländern zu Stande gekommen. Dem König von Frankreich konnte der Papst nicht so schroff entgegen treten, weil er seine unentbehrlichste Stütze war. Die Normannen und die Ungarn erhielten die Einsetzung der Bischöfe als den Preis ihrer Unterstützung; um die Form zu retten, wurden den Königen die Rechte eines apostolischen Legaten übertragen. Der König von England widerstand mit gutem Erfolg allen Versuchen, das Verbot der Investitur in seinem Lande zur Geltung zu bringen.

Ein voller Friede war es nicht, der abgeschlossen wurde; der war unmöglich, so lange die Frage noch in der Schwebe blieb, wer der höhere sei, der König oder der Priester. Es war ein Compromiß. Auf die eigentliche Ernennung zu dem kirchlichen Amt verzichten die Könige; diese Forderung war berechtigt. Er investirt nicht mehr mit Ring und Stab, den Zeichen des bischöflichen Amtes. Aber er belehnt durch das Sinnbild des Scepters mit den Gütern und Rechten der Kirche, und die Bischöfe schwören Treue; sie leisten von ihren Besitzungen, was sie dem Reiche schuldig sind. Das war es eben, was man nicht entbehren konnte, was aber bis dahin seit Gregor VII dem Staate nicht zugestanden werden sollte.

Die Wahl war jetzt der Form nach frei, aber die Weihe durfte nicht vor der Belehnung erfolgen, und der König war keineswegs verpflichtet, jeden erwählten Bischof zu belehnen. Die Wahl erfolgte in Gegenwart des Königs oder seines Machtboten, und da ein Conflict gefährlich war, so wurde doch in der Regel die Person gewählt, welche der König wünschte; thatsächlich war sein Einfluß kaum geringer als früher, wenn der König überhaupt mächtig und angesehen war.

So versuchte man also, das geistliche und das weltliche Element im Bisthum zu trennen. Ein Theil wenigstens von dem, was die alten Kaiser unbestritten besessen hatten, wird gerettet, und schon das mußte als ein großer Erfolg betrachtet werden. Von der Papstwahl aber ist gar nicht mehr die Rede; schon versteht es sich von selbst, daß diese völlig frei ist. Der Papst mit seinem Kirchenstaat ist vollkommen unabhängig, und auch die italienischen Bischofswahlen wurden im Concordate preisgegeben.

Am 23. Mai 1125 starb Heinrich V. Seine letzten Jahre waren wieder von Kämpfen erfüllt. Nicht lange hatte die Eintracht vorgehalten; der alte Haß der Sachsen war wieder ausgebrochen. Ihr Führer und Herzog war Lothar, fromm und particularistisch zugleich, ein treuer Diener des Papstes.

Erbe des kinderlos verstorbenen Kaisers war Herzog Friedrich von Schwaben, ein Enkel Heinrichs IV, der Vater des Barbarossa. Er erbte die Eigengüter oder Alode, die vom Reichsgut zu trennen unmöglich war. Denn bis jetzt hatte man einen solchen Unterschied nicht gemacht. Das Erbrecht galt auch im Reiche; auch nach dem Tode Heinrichs II hatte man auf die Verwandtschaft Rücksicht genommen. Die Königswahl war nur eine Anerkennung des vorhandenen Anrechtes, oder die Auswahl der geeignetsten Persönlichkeit innerhalb der königlichen Familie. Jetzt zuerst ist man davon abgegangen, und später wurde es zum Grundsatz erhoben, daß nicht nur die Wahl frei sei, sondern auch der nächste Erbe nicht gewählt werden dürfe. Die Folgen ließen sich leicht voraussehen; es gab fast unvermeidlich Kampf mit der vom Thron verdrängten Familie, und Verlust an Reichsgütern.

Auch das war eine Folge der Ueberwucherung altgermanischer Rechtsanschauung durch kirchliche Gesichtspunkte. Den Bischöfen, welche fortwährend für die Freiheit ihrer eigenen Wahl kämpften, erschien die Erbfolge als eine Art von Simonie. Sie betrachten eben die Königswahl wie eine Bischofswahl, und ihr Einfluß in

den Angelegenheiten des Reiches war durch die Politik der Ottonen überwiegend geworden. Die weltlichen Fürsten bekümmerten sich wenig um das Reich; sie waren zufrieden, wenn sie ungehindert ihrem Vortheil nachgehen konnten, und ein ohnmächtiger König war ihnen der liebste.

Schon Rudolf von Rheinfelden, der erste Pfaffenkönig, hatte bei seiner Wahl ausdrücklich auf die Erbfolge verzichten müssen; jetzt zuerst kam die klerikale Opposition wirklich zur Herrschaft. Heinrich V hatte das einst verhindert, indem er sich selbst an die Spitze dieser Opposition stellte. Jetzt wurde eben jener Lothar von Sachsen erwählt, erwählt durch Ueberraschung und Eigenmacht, mit Verletzung der herkömmlichen Rechtsformen. Den geistlichen Fürsten, welche ihn erhoben, scheint er versprochen zu haben, auch das noch preiszugeben, was im Wormser Concordat von der alten Königsgewalt noch gerettet war, doch haben wir über diese Vorgänge keine sichere Nachricht. Seiner Parteistellung entspricht es durchaus, aber als König hat er selbst bald genug gelernt, daß sich so nicht regieren lasse; er hat sogar die Rückgabe der Investitur gefordert, aber vergeblich.

Die Schwächung der Königsgewalt, welche mit seiner Erhebung nothwendig verbunden war, wurde weniger empfunden, weil er ein Mann von hohem Ansehen und großer persönlicher Tüchtigkeit war; die Anhänglichkeit der Partei, welche ihn erhoben hatte, unterstützte ihn, und es gelang ihm, sich im Besitz der Krone zu befestigen, obgleich ihm von den Staufern Konrad als Gegenkönig entgegengestellt wurde. Es kam ihm auch zu Statten, daß einmal wieder die Päpste der weltlichen Hülfe bedurften.

Bei aller Weltherrschaft empfanden die Päpste stets von neuem ihre Schwäche in Rom selbst. Schon bei den letzten Wahlen waren wieder ärgerliche Streitigkeiten und Gewaltthaten vorgefallen; als im Februar 1130 Papst Honorius II im Sterben lag, standen die beiden mächtigen Familien der Frangipani und

der Perleoni sich kampfbereit gegenüber. Kaum war er gestorben, so wurde mit Verletzung aller kanonischen Formen von einer Minderzahl der Cardinäle der Cardinaldiakon Gregorius von Sant Angelo gewählt und als Innocenz II auf den päpstlichen Thron erhoben. An demselben Tage wählte die Mehrzahl ordnungsmäßig den Cardinal Perleoni, der sich Anaclet nannte. Beide Päpste bewarben sich nun um die Anerkennung Lothars; die Rechtsfrage war kaum zweifelhaft, sie lag ohne Zweifel günstig für Anaclet. Aber nicht diese gab den Ausschlag, sondern die Parteistellung. Innocenz war vor den Perleoni nach Frankreich geflüchtet, wie das nun schon ganz üblich war; und auf einer französischen Synode war er als Papst anerkannt. Bernhard von Clairvaux, die Zierde der Cisterzienser, und Norbert, der Stifter des Prämonstratenser Ordens, hatten sich für ihn erklärt; er gehörte zu ihnen, und es wird wohl auch zuzugeben sein, daß seine Persönlichkeit ihn zu der hohen Würde geeigneter erscheinen ließ. So hatte denn auch Lothar keine Wahl. Er zog für Innocenz nach Italien und bekämpfte für ihn siegreich die Normannen, welche sich für Anaclet erklärt hatten. In Bari feierte am Pfingstfest 1137 Innocenz II die Messe, und schon die Zeitgenossen erzählten, daß der Heilige Geist in Gestalt einer Taube dabei erschienen sei. Sie sahen hier die volle Eintracht von Kaiserthum und Papstthum; spätere Chronisten feiern diesen Moment als den Höhepunkt der Geschichte. Allein sie kannten nicht den inneren Zusammenhang der Dinge. Schon hatte es Streit gegeben über das Eigenthumsrecht an Monte Cassino. Als ein neuer Herzog von Apulien eingesetzt wurde, kam die Belehnungsfrage zur Sprache, und mit Mühe einigte man sich endlich dahin, daß Papst und Kaiser gemeinsam die Fahne anfaßten, mit welcher er belehnt wurde. Den kirchlichen Eiferern that Innocenz noch lange nicht genug; Lothar aber forderte nicht nur bei seiner Kaiserkrönung vergeblich das Investiturrecht zurück, sondern er fühlte

sich auch sonst, so vollständig auch damals der Papst von seinem Schutze abhing, doch so sehr eingeengt, daß auf längere Eintracht selbst mit diesem Schooßkind der Clericalen nicht zu rechnen war.

Aber Lothar war schon ein sehr alter Mann, und auf dem Rückzuge starb er am 3. December 1137. Seine Hauptstütze war der Herzog Heinrich von Baiern, sein Schwiegersohn; ihn betrachtete er, da er keinen Sohn hatte, als seinen Erben. Aber wiederum wich man von der Erbfolge ab. Wieder ist es die kirchliche Partei, welche durch Ueberraschung jetzt Konrad von Staufen erhebt. Gelingen konnte es ihr, weil schon immer deutlicher das Streben der Fürsten hervortritt, die Wahl eines starken Königs, der ihre Macht einschränken könnte, zu vermeiden.

Die nächste Folge war natürlich ein erneuter Kampf mit den Welfen. Das Reich war durch dieses wiederholte Uebergehen von einem Hause zum andern so zerrüttet, daß Konrad niemals zu einer gesicherten und geordneten Regierung kam.

Niemand hatte darunter mehr zu leiden, als der Papst. Immer wieder rief er den König Konrad zu Hülfe und immer wieder war dieser, bei dem besten Willen, nicht im Stande, die gewünschte Hülfe leisten zu können.

Die Römer wollten es nämlich auch nicht schlechter haben, als die Lombarden und andere bischöfliche Städte in Frankreich und in Deutschland. Sie thaten, was dort überall geschehen war, sie wählten sich einen Stadtrath, wollten die Regierung selbst in die Hand nehmen, und den Papst auf das kirchliche Gebiet beschränken.

Schon Innocenz II in seinen letzten Jahren, dann Lucius II (1144—45) hatten mit den Auflehnungen der Römer zu kämpfen. Eugen III (1145—1153), ein Cisterzienser Mönch ohne hervorragende Eigenschaften, von geringer Thatkraft, mußte gleich

nach seiner Weihe Rom verlassen und sich dann zu einem Abkommen mit dem neuen Senat der Römer verstehen.

Oft genug war verkündet worden, daß der Geistliche mit den Dingen dieser Welt nichts zu schaffen haben solle. Gregor VII hatte freilich selbst nicht nach diesem Grundsatz gehandelt, aber den lombardischen Bischöfen gegenüber hatte er ihn geltend gemacht. Die ganze Lehre der Pateriner ging von dieser Anschauung aus; ebenso die Ansichten eines Peter Damiani. Paschalis II hatte mit dieser Lehre Ernst machen wollen, aber es war mißlungen. Der Grundsatz aber war darum noch nicht vergessen.

Für die Reform der Kirche war der ganze Kampf begonnen; jetzt aber war die Kirche mehr verweltlicht als je zuvor. Die Curie erregte das größte Aergerniß durch Pracht und Hoffart, und von allen Seiten ertönten Klagen über die Erpressungen der Legaten. Die Bischöfe aber waren genöthigt alle Einkünfte auf Mittel zur kriegerischen Gegenwehr zu verwenden; ja bei der Wahl mußte man auf die kriegerischen Eigenschaften und auf vornehme Verwandtschaft mehr Gewicht legen, als auf kirchliche Tüchtigkeit.

Gerade die eifrigst kirchlich Gesinnten klagten am lebhaftesten über die Verweltlichung der Kirche und jammerten über ihre Verflechtung in weltliche Angelegenheiten; sie verlangten laut, daß es anders werden müsse. Dazu gehörte Arnold von Brescia, dieser merkwürdige Mann, über welchen wir erst seit kurzem durch eine neu entdeckte Quellenschrift und die Untersuchungen von W. von Giesebrecht genauere Kunde erlangt haben. Aus Brescia gebürtig, hatte er, wie damals alle Welt, in Paris seine Studien gemacht und war ein Schüler des berühmten Abälard. Ganz erfüllt von dem Streben, die apostolische Einfachheit und Reinheit der Kirche herzustellen, fand er mit seiner Predigt großen Anklang beim Volk, um so mehr, da er durch seinen streng ascetischen Wandel seiner Lehre von der evangelischen Armuth Nachdruck gab,

erregte aber natürlich den Haß der vornehmen und reichen Geistlichkeit. In Brescia, wo er einem Kloster regulärer Canoniker vorstand, kam es zu Unruhen, und der von Innocenz II eingesetzte Bischof wurde vertrieben. Dieser wandte sich klagend an den Papst, und auf dem lateranischen Concil 1139 verurtheilt, mußte Arnold Italien verlassen. Wieder begab er sich nach Paris zu seinem Lehrer Abälard, und theilte hier dessen Verdammung (1140). Doch fuhr er fort bei Sanct Genovefa zu lehren; er griff jetzt namentlich auch Abälard's Gegner Bernhard an, und beschuldigte ihn der Ruhmsucht und des Neides gegen alle, welche sich seinem Ansehen nicht unbedingt unterwarfen. Niemand wagte ihn anzutasten, bis endlich doch auf Bernhards dringende Mahnung der König von Frankreich ihn vertrieb. Nun begab er sich nach Zürich, wo er wieder großen Einfluß gewann. Bernhard von Clairvaux verfolgte ihn auch hier, und setzte bei dem Bischof von Constanz seine Vertreibung durch, allein der Cardinallegat Guido gewährte ihm trotz Bernhards Abmahnung seinen Schutz, und nahm ihn mit sich nach Mähren und Böhmen. Mit ihm kam er auch 1145 nach Rom, wo er sich dem Papst Eugen unterwarf und Absolution erhielt. Er widmete sich nun eine Zeit lang in der Stille einem Leben der Buße und Kasteiung; als aber Eugen 1147 nach Frankreich zog, predigte er wieder apostolische Einfachheit und gewann bald einen großen Anhang, den man als die Secte der Lombarden bezeichnete. Jetzt verdammte ihn auch der Papst Eugen und verhängte den Bann über ihn; Arnold aber ging über zu offener Widersetzlichkeit und schloß einen Bund zu gegenseitigem Schutz mit dem Senat, den das römische Volk sich wieder eigenmächtig erwählt hatte. Jetzt predigte er unumwunden und ohne alle Rücksicht gegen die Cardinäle, ihren Geiz, ihre Heuchelei und Lasterhaftigkeit, die aus dem Tempel des Herrn ein Kaufhaus und eine Räuberhöhle gemacht hätten. Er schonte auch den Papst nicht mehr, der nicht ein Hirt der Seelen sei, sondern

ein Mann des Blutes; man schulde ihm weder Gehorsam noch Ehrfurcht. Auch dürfe man Menschen nicht dulden, welche Rom, den Sitz des Kaiserthums, den Born der Freiheit, die Herrin der Welt, der Knechtschaft unterwerfen wollten.

Im Jahre 1149 bekriegte der Papst die Stadt Rom mit dem König Roger von Sicilien; da richteten die Römer ein Schreiben an König Konrad, welches vielleicht Arnold verfaßt hat. Der König wird darin aufgefordert, gemeine Sache mit dem römischen Volke zu machen, damit in Zukunft ohne seinen Befehl und seine Beistimmung kein Papst mehr eingesetzt werde, wie es ja bis zu den Zeiten Gregors VII gehalten sei. „Und das halte ich deshalb für nützlich, damit nicht durch die Priester Krieg und Blutvergießen in die Welt komme. Denn sie sollen nicht Schwert und Kelch zugleich tragen, sondern predigen und ihre Predigt durch gute Werke bekräftigen, nicht aber Kampf und Streit hervorrufen."

Konrad war nicht in der Lage, aber auch schwerlich geneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen. Der Papst aber vertrug sich mit den Römern und kehrte 1149 nach Rom zurück, wo jedoch auch Arnold blieb, vom Senat geschützt. Lange hielt das der Papst nicht aus; er verließ Rom wieder und hoffte seinerseits auf Hülfe von Konrad, der aber bald darauf starb. Der neue König Friedrich verhieß ihm die erbetene Hülfe. Auch die Römer wandten sich an ihn mit einem Schreiben, in welchem über die Priester wieder sehr richtige und treffende Worte vorkamen; zugleich aber sehr thörichte über die Berechtigung des römischen Volkes, dem die gesetzgebende Macht zukomme, das allein das Kaiserthum übertragen könne. Ganz befangen in dem Wahne, daß sie noch die alten Römer seien, drohen sie am Schlusse, daß sie, wenn Friedrich auf ihre Forderungen nicht eingehen wolle, sich selbst einen Kaiser wählen würden.

Diese Ueberhebung war nur lächerlich. Man dachte wirklich an eine Kaiserwahl, aber die gemäßigte Partei behielt die Ober=

hand; es wurde ein Abkommen mit Eugen getroffen. Auf diesen folgte 1153 Anastasius IV, und auch er mußte die Anwesenheit Arnolds ertragen.

Schon 1154 folgte Adrian IV, der sehr nachdrücklich von Friedrich die Erfüllung dessen forderte, wozu er sich verpflichtet hatte, und Friedrich war schon unterwegs. Vom Senat aber forderte Adrian die Entfernung Arnolds, und als darüber Unruhen entstanden, verhängte er das Interdict. Das wirkte endlich. Die Einstellung des Gottesdienstes in den Osterwochen ertrug das Volk nicht, und Arnold sah sich verlassen. Nun flüchtete er, gerieth aber in Friedrichs Hände, und dieser ließ an ihm die Todesstrafe vollstrecken.

Doch wir sind vorausgeeilt, um das Geschick dieses merkwürdigen Mannes im Zusammenhang zu verfolgen. Wir haben versäumt zu betrachten, wie derselbe Eugen, der in seiner Hauptstadt kaum des geringsten Ansehens genoß, die ganze Christenheit durch die Aufforderung zum zweiten Kreuzzug in Bewegung setzte. Das werden wir in der nächsten Vorlesung nachzuholen haben.

XII.

Der zweite Kreuzzug. Alexander III.

Immer wieder hat das Papstthum bei den größten Ansprüchen, den größten Erfolgen, mit der Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, daß es ihm nicht gelang, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, in Rom selbst eine gesicherte Herrschaft einzurichten. Innocenz II hatte der Hülfe Lothars bedurft, Eugen III hatte mit den Römern, mit Arnold von Brescia nicht fertig werden können. Der durch die kirchliche Partei erhobene König Konrad war selbst zu schwach, um ihm helfen zu können. Paschalis II hatte die Lehre angenommen, daß das Reich der Kirche nicht von dieser Welt sei; nur auf ihn selbst und seinen Kirchenstaat sollte der Satz keine Anwendung finden. Jetzt hatten die Römer das doch gethan; sie hatten des Papstes Bischofstadt säcularisirt wie die lombardischen.

Aber dieser Eugen, welcher so hülflos den Römern gegenüberstand, rief in der ganzen abendländischen Christenheit eine Bewegung hervor, wie sie in diesem Umfange noch niemals dagewesen war.

Wohl waren immer viele Pilger nach dem Heiligen Lande gezogen und hatten sich an den dortigen Kämpfen betheiligt, aber eine größere Unternehmung war nicht nothwendig gewesen. Jetzt kam die Nachricht, daß Edessa gefallen sei, das Bollwerk des Reiches von Jerusalem. Hülfe wurde dringend verlangt, und Papst Eugen forderte zu einem neuen Kreuzzuge auf. Bernhard von Clair-

vaux übernahm die Predigt des Kreuzes. Die Wirkung überstieg alle Erwartungen; sie war weit größer, als die Wirkung des ersten Aufrufes von Urban II. Auch Deutschland wurde jetzt vollständig von dem Taumel ergriffen. Die Macht der religiösen Ideen war noch sehr bedeutend gewachsen. Der König von Frankreich, König Konrad nahmen das Kreuz; auch Tausende von Räubern. Ein ungekannter Frieden folgte plötzlich dem unerträglichen Kriege aller gegen alle. Eben schrieb der Bischof Otto von Freising an seiner Chronik: er verzweifelte an der Welt; ihr Ende könne nicht mehr fern sein, es sei denn, daß es der Frömmigkeit und den Gebeten der Mönche gelinge, sie zu retten. Und wirklich von einem Mönche kam das Wort, welches in einem Augenblick die Lage der Dinge umgestaltete. Voll Demuth pries der Bischof das Werk der Hand des Höchsten, welches er darin erkannte.

Der Papst hätte lieber ein kleines ausgesuchtes Heer gehabt, aber das konnte er nicht erreichen. Er konnte die Bewegung entflammen, nicht beherrschen. Er wollte nicht, daß König Konrad das Kreuz nehme, weil er seiner Hülfe gegen die Römer bedurfte, aber auch das war vergeblich. Die Masse der Kreuzfahrer war so groß, daß man nicht den zweckmäßigeren Seeweg wählen konnte; der Landweg, dessen Schwierigkeiten nur die Begeisterung des ersten Kreuzzuges hatte überwinden können, mußte eingeschlagen werden.

Es ist hier nicht am Orte zu erzählen, wie in Kleinasien die beiden Heere des deutschen und des französischen Königs fast vollständig zu Grunde gingen, wie gar nichts erreicht wurde. Die Zeitgenossen sahen in dem unerhörten Sündenleben der Kreuzfahrer den Grund ihres Unglücks. Diejenigen, welche auf dem Seewege das Heilige Land erreichten, fanden die dortigen Christen abgeneigt, den eben geschlossenen Frieden zu brechen; niemals, meinten sie, habe man ihrer Hülfe weniger bedurft. Nur auf das Geld der Pilger sei es abgesehen gewesen; man habe den etwas

erkalteten Eifer wieder anfeuern wollen. Man lebte ja nur von dem Gelde, welches die Pilger hinbrachten.

Die Kirche hielt eine reiche Ernte. Vieles Gut, welches ihr für die Ausrüstung verpfändet war, behielt sie nach dem Tode der Besitzer. Aber weit überwiegend war doch der Nachtheil durch die Verstimmung, welche der klägliche Ausgang hervorrief. Nicht nur wollte man lange nichts wieder von einem Kreuzzuge hören, sondern auch das Vertrauen zu der clericalen Leitung überhaupt war tief erschüttert. Die kirchliche Leitung der Gemüther auf ihrer Höhe hatte hier ihr Meisterstück geliefert. Wohl blieb trotzdem ihre Macht noch lange sehr groß, ließen noch immer die Geister sich durch sie bethören, aber die Gemüther des Volkes begannen doch sich abzuwenden.

Sehr bitter sind die Aeußerungen der gleichzeitigen Chronisten; um so mehr, je mehr sie vorher die hochgespannten Erwartungen getheilt hatten.

Jener plötzliche Friede war natürlich nur von kurzer Dauer gewesen; bald wurde es ärger als zuvor. Der König Konrad war nach seiner Heimkehr nur noch machtloser als früher. Nach seinem Tode (1152) hatte man nicht übel Lust, das frühere Spiel fortzusetzen, und wieder zu einem anderen Hause überzugehen. Aber Friedrich von Hohenstaufen, der Neffe des verstorbenen Königs, nahm eine sehr entschlossene und drohende Haltung an; es war ganz klar, daß jeder andere König, den man etwa wählen würde, den Kampf mit ihm aufnehmen müsse, und diesem Kampfe fühlte sich niemand gewachsen.

So wurde denn Friedrich gewählt, und es gelang ihm, durch die Aussöhnung mit seinem Vetter Heinrich dem Löwen dem langen Hader mit den Welfen für jetzt ein Ende zu machen. Das Reich war endlich einmal wieder einig. Standen die mächtigsten Führer zusammen, so konnte nicht leicht jemand wagen sich gegen sie aufzulehnen oder auch nur sich dem Reichsdienste zu entziehen. An

Menschenkraft, das war allgemein anerkannt, konnte kein Land sich mit dem deutschen Reiche messen, und das reiche staufische Hausgut kam jetzt ungetheilt dem Reiche zu. Während ein geregeltes Steuerwesen nicht zu erreichen gewesen war, eröffneten sich doch einem angesehenen und mächtigen König vielerlei Hülfsquellen, welche bei einer Schwächung seines Ansehens versiegten. Friedrich Barbarossa hat es nie an Mitteln gefehlt.

Im Jahre 1155 holte Friedrich sich die Kaiserkrone. Arnold von Brescia überlieferte er dem Papste und dem römischen Burggrafen; unzweifelhaft hatte er nach dem geltenden Recht das Leben verwirkt. Die Ansprüche der Römer auf die Erbschaft des alten römischen Volks, ihre Anmaßung als Gebieter der Welt aufzutreten, verlachte Friedrich. Er war durchaus legitimistisch, und entschlossen seiner Pflicht als Schutzherr des Papstes zu genügen.

Dagegen aber war Friedrich ebenso fest entschlossen, den Papst nicht nach der neuerdings eingerissenen Weise in seinem Reiche schalten zu lassen; das gebieterische Auftreten der Legaten ließ er sich nicht gefallen. Die Bisthümer besetzte er nach seinem Gutdünken, wie die alten Kaiser. Und dabei waren auch die Bischöfe auf seiner Seite, weil sie des römischen Druckes müde waren. Unter diesen Umständen, wenn die Bischöfe zum Kaiser hielten, waren alle päpstlichen Beschwerden wirkungslos.

Im Herbst 1157 treffen wir den Kaiser in Bisanz (Besançon). Er hatte im Reiche den Frieden hergestellt, in Italien sein Ansehen neubegründet und einen glänzenden, siegreichen Feldzug nach Polen ausgeführt. Jetzt huldigten ihm die stolzen Großen Burgunds, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Da nahten ihm päpstliche Legaten; sie überbrachten ein Schreiben voll von Beschwerden, in dem bekannten Tone eines Vaters, der seinem ungerathenen Sohne ins Gewissen redet: ein Ton, den auch nur anzuhören, Friedrich gewiß nicht leicht war. Adrian erinnerte ihn

aber auch daran, daß er als seine Wohlthat die Kaiserkrone erhalten habe.

So sah man in Deutschland die Kaiserkrönung nicht an, sondern als eine Pflicht des Papstes. Aber was die Sache noch viel schlimmer machte, das war der Umstand, daß im gewöhnlichen geschäftlichen Sprachgebrauch der Zeit das Wort beneficium ein Lehen bedeutete. Nun war von römischer Seite schon oft der Anspruch erhoben, daß der Kaiser ein Lehensmann des Papstes sei. Darin gipfelt die römische Theorie, die später auch in Deutschland Anerkennung fand. So heißt es im Schwabenspiegel, daß Gott die zwei Schwerter dem h. Petrus, d. h. dem Papste, verliehen hat: „das weltliche Schwert des Gerichtes, das leihet der Papst dem Kaiser". Von Lothar dem Sachsen behaupteten die Römer, daß er den Lehenseid geleistet habe. Er bezog sich nur auf die Erbschaft der Gräfin Mathilde, aber die Römer machten den Unterschied nicht, und im Lateran war ein Gemälde angebracht, wo die Belehnung dargestellt war; die Unterschrift besagte, daß hier der Kaiser des Papstes Mann geworden sei. Kaiser Friedrich hatte das Gemälde mit großem Unwillen gesehen und dessen Tilgung verlangt. Es war der empfindlichste Punkt, welcher durch dieses Wort berührt war. Auf die zornige Frage Friedrichs antwortete der Cardinal Roland keck und trotzig: „Von wem hat er denn die Krone, wenn nicht vom Papste?"

Es war eben die römische Auffassung, daß der Papst über die Kaiserkrone als über sein Besitzthum frei verfügen könne, welche hier zu Tage trat. Der Kanzler Rainald und der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach entbrannten darüber in solchem Zorn, daß die Legaten fast das Leben verloren hätten. Friedrich aber gab eine entschieden abweisende Antwort und schickte die Legaten mit einem Zwangspaß heim.

So entbrannte denn der alte Streit von neuem, der Streit, für welchen es jetzt kein Stichwort gab, wie einst die Investitur.

Es handelte sich darum, ob das Kaiserthum unabhängig auf eigenem Rechte fuße, oder ob es ein Lehen des Papstes sei, aber offen ausgesprochen wurde dieser Satz nicht.

Unter dem Eindruck jenes Vorganges sind in Deutschland merkwürdige Schriftstücke entstanden, in welchen uns ein Gedanke begegnet, der sonst niemals vorkommt, der Gedanke, daß man nicht nöthig habe, nach Rom zu laufen. Die Römer, heißt es da, kümmern sich gar nicht um den Bann und können es nicht begreifen, daß die tapferen Deutschen, deren Arm die ganze Erde fürchtet, sich den Geboten des Papstes unterwerfen. Sie verspotten und verlachen sie deshalb. Und ob denn Trier nicht ebenso gut sei wie Rom, oder gar wie Viterbo, wo Eugen seinen Hof aufgeschlagen hatte, Trier, welches den ungenähten Rock Christi und den Stab des heiligen Petrus besitze, wo nicht, wie in Rom, alles um Geld feil sei.

Darin eben zeigt sich die Schwäche dieser Declaration, welche in Trier entstanden ist. Was hätten die anderen Erzbischöfe dazu gesagt, wenn sie sich Trier hätten unterordnen sollen? Dann würden sie es doch sicher vorgezogen haben, Rom zu gehorchen. Es bleibt immer merkwürdig, daß dieser Gedanke einmal sich regte, aber ernstlich gemeint war es nicht; nur eine Stilübung liegt uns vor.

Aber, so müssen wir fragen, wie kam denn der Papst dazu, so kühn und keck dem Kaiser entgegen zu treten, ihm, dem allein er die Herstellung seiner Autorität in Rom verdankte? Das war damals noch verborgen, aber es ist später offenbar geworden. Im Juni 1156 war Adrian IV in Benevent; er belehnte den König Wilhelm von Sicilien. Dieser war der hartnäckigste Feind und Gegner Friedrichs, welcher die alten Ansprüche des Reiches auf das südliche, von den Normannen eroberte Italien erneuerte. Wilhelm selbst war früher von Adrian gebannt; er belagerte Benevent, das dem Papste gehörte, es war offener Krieg zwischen ihnen. Das Recht zur Belehnung mit Apulien war einst von

Nicolaus II usurpirt, vom Reiche aber niemals anerkannt worden. Innocenz hatte es mit Lothar gemeinsam ausgeübt. Jetzt aber befand sich Adrian in des Königs Wilhelm Gewalt, mit seinen Cardinälen, von denen viele, und namentlich Roland, erbitterte Feinde der Deutschen waren. Da ist nun zwischen ihnen ein förmlich beschworener Vertrag errichtet worden, an welchem auch die Mailänder, die trotzigsten Feinde des Kaisers, theilnahmen. Sie gaben das Geld, woran es Adrian immer fehlte, und nur durch Geld war es möglich, die Römer ruhig zu erhalten. Adrian versprach dagegen, einen Anlaß zu suchen, um den Kaiser zu bannen, und ihn nicht zu absolviren ohne die Zustimmung der Mailänder und des Königs von Sicilien. Er versprach ferner mit den Cardinälen, daß nach seinem Tode nur ein Genosse dieser Verschwörung zum Nachfolger erwählt werden solle.

Das ist die Darstellung, welche Kaiser Friedrich nach der Kunde, welche er erhalten hatte, von diesen Vorgängen gegeben hat. Ob alle Einzelheiten richtig sind, ist zweifelhaft, die Thatsache des Bündnisses aber vollkommen sicher. Wie so häufig, ist hier die päpstliche Politik durch die italienische bestimmt worden. Der Kirchenbann wurde zu einem politischen Schachzug entwürdigt.

Im Jahre 1158 zog Friedrich nach der Lombardei, um den Trotz der Mailänder zu brechen. Diese hielten sich hinter ihren festen Mauern für unüberwindlich, aber schon nach vier Wochen waren sie überwältigt. Friedrich war unbestritten Herr in ganz Oberitalien. Immer höher stieg die Wuth der Curie; jede Uebung eines Regierungsrechts in Italien und gar in Rom wurde als Uebergriff bezeichnet. Immer anzüglicher wurden die gewechselten Briefe; schon dutzte der Kaiser den Papst und stellte gegen das Herkommen seinen Namen voran; da starb Adrian IV am 1. September 1159. Er war von Geburt ein Engländer, der einzige englische Papst; hochfahrend und anspruchsvoll, wie nur je ein

Papst gewesen ist. Mit Berufung auf die Constantinische Schenkung hat er Irland an den König von England geschenkt.

Nach seinem Tode erfolgte eine ganz tumultuarische Wahl. Jede der beiden Parteien, welche sich schon lange mit großer Schroffheit gegenübergestanden hatten, erhob ihren Führer zum Papst. Die Verschworenen von Benevent erwählten den Cardinal Roland, die Kaiserlichen den Cardinal Octavian; sie nannten sich Alexander III und Victor IV. Wie damals, als Anaclet und Innocenz II gewählt waren, entsandten sie ihre Manifeste in alle Welt; wie damals, überhäuften sie sich gegenseitig mit den ärgsten Beschuldigungen; wie damals, stellte jede Partei die gegnerische Wahl mit den schwärzesten Farben als unordentlich, gewaltthätig und ungültig dar. Erbaulich war das in keinem Falle zu lesen, denn alle betheiligten Personen gehörten ja doch der römischen Curie an; daß auf einer Seite unerhört und schamlos gelogen wurde, war außer Zweifel; aber wohl schon damals lag die Vermuthung nahe, welche den Thatsachen entspricht, daß auf beiden Seiten gelogen wurde.

Noch lesen wir in Handschriften der Zeit auf leergebliebenen Blättern die Schreiben beider Päpste und ihrer Cardinäle, wie sie von den Empfängern damals eingetragen wurden. Mit deutscher Gründlichkeit machten sich die Bischöfe und Aebte an das Studium, in tiefer Unwissenheit über die wirkliche Sachlage. Vielen schien doch Alexander formell das bessere Recht zu haben; schon war die Majorität auf seiner Seite. Aber auch sie waren doch der Meinung, daß die Frage einem Concil vorzulegen sei. So war es immer gehalten worden; wie sollte man auch sonst Klarheit gewinnen? Nur nach eigenem Gutdünken verfahren, das hieß ja sich selbst zum Richter machen. Noch Alexander II hatte die Prüfung durch ein Concil als sein Recht verlangt und war von dem Concil zu Mantua anerkannt; ebenso auch Innocenz II.

Für den Kaiser war Rolands Wahl die ärgste Herausforderung;

doch verlangte er nichts als unparteiische Prüfung. Ohne Zweifel war es sein Recht und seine Pflicht, so zu verfahren.

Aber Alexander verweigerte trotzig jede Untersuchung; er forderte als Papst unbedingte Anerkennung und Unterwerfung. Und doch war es ja eben zweifelhaft, ob er wirklich der Papst sei. Seine eigenen Anhänger waren über seine Weigerung betreten. Es ist auch wohl kein anderer Grund zur Erklärung dieses auffallenden Benehmens zu finden, als daß Alexander jenen Pact von Benevent, den die gegnerischen Cardinäle kannten, von dem Friedrich genau unterrichtet war, nicht öffentlich zur Sprache kommen lassen wollte.

Friedrich that was seines Amtes war; er berief ein Concil nach Pavia (1160). Alexander stellte sich nicht und Victor wurde demgemäß anerkannt. Damit beginnt denn nun der große Kampf; bedeutender als der frühere, weil beide Gegner sich mehr gewachsen, beide in ihrer Art hervorragend waren, und weil viel weitere und größere Kreise davon berührt wurden. Mehr noch als der Kaiser trat sein Kanzler Rainald von Dassel in den Vordergrund, der jetzt zum Erzbischof von Cöln erhoben war. Die beiden Gegner von Bisanz, Rainald und Roland, maßen ihre Kräfte.

Friedrich hatte vollkommen loyal gehandelt, und er wäre auch mit Alexander wohl fertig geworden, wenn es sich allein um sein Reich gehandelt, wenn der Begriff des Kaiserthums der Wirklichkeit entsprochen hätte. Aber thatsächlich waren auf dem Concil von Pavia doch nur deutsche und lombardische Bischöfe gewesen. Wie oft hatten diese früher zusammen in Angelegenheiten entschieden, welche die ganze Kirche angingen! Aber die Zeiten waren jetzt anders geworden. Die ganze französische Kirche war auf Alexanders Seite; da hielt man sich nicht lange mit Prüfung der Formalien auf, sie wußten, daß Alexander zu ihnen gehörte. Paris war schon lange der Mittelpunkt der theologischen Studien und wurde es in immer höherem Grade. Das Uebergewicht, welches

Deutschland eine Zeit lang gehabt hatte, war verloren seit dem Investiturstreit, welcher Deutschland mehr als irgend ein anderes Land verwüstet, die dortigen Kirchen schwer getroffen hatte.

Paris war die eigentliche Heimath, der Brennpunkt der hierarchischen Richtung, die jetzt dem Kloster entwachsen war. Alexander hatte dort studiert, und in allen Ländern, in England, Deutschland, Ungarn, waren seine Genossen und Universitätsfreunde auf den Bischofstühlen. Sie fühlten sich eins mit ihm.

Rainald sah eine unerträgliche Anmaßung darin, daß die Königlein (reguli) mitreden wollten, wo der Kaiser allein zu entscheiden habe. Aber eben diese Auffassung und diese Sachlage wollten die Könige und die Völker sich nicht mehr gefallen lassen. Die Zeiten waren vorüber, in welchen Ottonen und Heinriche über die Kirche verfügten, und niemand sich berufen fühlte, darein zu reden.

Frankreich jedoch war damals sehr klein; während das burgundische Reich fester als je mit dem deutschen Reiche verbunden war, Lyon, Marseille dazu gehörten, war die westliche Hälfte fast ganz im Besitze des Königs von England. Heinrich II, König von England und Herzog der Normandie, war Erbe der Grafschaften Anjou und Maine, und dazu hatte er sich vermählt mit der von Ludwig VII verstoßenen schönen, aber leichtfertigen Alienor, der Erbtochter von Poitou und Guienne. Alle diese Länder waren freilich Lehen der französischen Krone, aber der übermächtige Vasall war im offenen Kriege gegen seinen Lehnherrn. Vor Heinrichs II Krönung war England durch einen langen Thronstreit zerrissen worden, und solche Zustände waren immer die günstigsten für die Ansprüche der Kirche. König Stephan hatte alles bewilligt, was von ihm verlangt wurde, und Heinrich II war eifrigst bemüht, die alten Rechte der Krone wieder zur Geltung zu bringen. Um so eifriger trat er auf des Kaisers Seite, doch wurde es auch ihm schwer, gegen die Stimmung der Kirche in seinen englischen und französischen Landen anzugehen.

Im Jahre 1162 hatte Friedrich noch einmal Mailand erobert, und alles fürchtete sich vor seiner wachsenden Macht. Da haben Heinrich II und Ludwig VII sich vertragen, und das Concil von Toulouse erklärte sich 1163 für Alexander. Im folgenden Jahre 1164 starb Victor. Friedrich war geneigt jetzt nachzugeben, um so mehr da auch die Mehrzahl der deutschen Kirche auf Alexanders Seite war. Aber Rainald litt es nicht; er griff eigenmächtig vor, stellte einen neuen Gegenpapst Paschalis III auf und riß den Kaiser mit sich fort. Noch einmal trat auch Heinrich II auf diese Seite; er hatte seinen Kanzler Thomas Becket zum Erzbischof von Canterbury erhoben, aber von diesem Augenblick an war derselbe aus einem Gegner der kirchlichen Ansprüche ihr eifrigster Vorkämpfer geworden. Der König ließ sich eben jetzt 1164 zu Clarendon von den englischen Großen ein Weisthum, ein Zeugniß über die altherkömmliche Berechtigung der Krone gegen die Kirche geben und trat von neuem in den Kampf ein. Mit aller Anstrengung wurde der Krieg wieder begonnen. Der Feldzug des Jahres 1167 war überall siegreich; es sind uns Berichte der Kaiserlichen voll der kühnsten und frischesten Siegesfreudigkeit erhalten. Da ergriff des Kaisers Heer eine furchtbare Seuche. Viele Fürsten, auch Rainald, wurden hinweggerafft, das ganze Heer löste sich auf, flüchtig mußte der Kaiser Italien verlassen. Bald darauf verlor er auch seinen wichtigsten Bundesgenossen. Heinrich II, im höchsten Grade gereizt durch die kühne und rücksichtslose Opposition seines Erzbischofs, ließ sich im Unwillen zu einer Aeußerung verleiten, welche die greuelvolle Ermordung Thomas Beckets in seiner eigenen Kirche (29. Dec. 1170) zur Folge hatte. Von dem Augenblick an war seine Kraft gebrochen, er mußte sich unterwerfen.

Wiederum war Friedrich geneigt nachzugeben. Nicht in der kirchlichen Frage lag jetzt die Schwierigkeit, sondern in dem politischen Bündniß des Papstes mit dem lombardischen Städtebund

und dem König von Sicilien. Deshalb nahm Friedrich nun alle Kraft zusammen zur Ueberwältigung der Lombarden. Aber von Heinrich dem Löwen im Stich gelassen, unterlag er auch hier in der Schlacht bei Legnano am 30. Mai 1176. Damit war der Kampf entschieden, und im Juli 1177 kam der Friede zu Venedig zu Stande.

Friedrich war durchaus nicht besiegt, die Gegner ebenso friedensbedürftig wie er. Die Venetianer haben diese Vorgänge mit der lächerlichsten Ruhmredigkeit ausgeschmückt, sie fabeln von einer großen Seeschlacht, welche sie über den Kaiser gewonnen haben wollen, und Tintoretto hat sie im Dogenpalast gemalt. Daran ist kein wahres Wort. Freilich hat Friedrich Alexander III als Papst anerkannt. Er ließ den Anspruch fahren, der nicht mehr zu halten war, als wirklicher Kaiser die Angelegenheiten der Kirche zu regeln. Aber sein Gegenpapst und die Bischöfe, welche auf seiner Seite gewesen waren, wurden nicht den Gegnern geopfert. Christian von Mainz, der nicht minder tapfere und energische Nachfolger Rainalds als Kanzler, behielt sein Erzbisthum.

Uebrigens aber hat Alexanders Anerkennung allerdings die Bedeutung, daß seine Partei in der Kirche die Oberhand behauptet hatte. Von der Reform war sie ausgegangen, und noch hielt sie auch den Gedanken fest. Die strengeren und ernsteren Charactere gehörten zu ihr. Alexander III versammelte 1179 ein großes lateranisches Concil, wo viele Mißbräuche abgeschafft wurden. Aber eine tiefergehende Reform wurde nicht erreicht, und immer mehr trat das Streben nach der Herrschaft über den Staat in den Vordergrund; immer mehr auch die Ausbeutung aller Länder für die Curie, um deren unersättliches Geldbedürfniß zu befriedigen.

Mit den übrigen Feinden wurde in Venedig ein Waffenstillstand geschlossen, dem 1183 der Friede mit den Lombarden zu Constanz folgte. Auch hier entsagte Friedrich übermäßigen Ansprüchen, behielt aber ansehnliche Rechte, und es gelang ihm jetzt

einen befriedigenden Zustand herbeizuführen. Die Selbstverwaltung blieb den Städten ungeschmälert, aber die höhere Regierungsgewalt wurde willig dem Kaiser überlassen. Die Lombarden selbst empfanden sie als eine Wohlthat, und dachten auch noch gar nicht daran, sich ganz vom Reiche loszureißen. Sich selbst überlassen zerfielen sie unrettbar in innere Parteiung und Bürgerkriege; nur die Zusammenfassung unter einer höheren Leitung konnte einen gedeihlichen Zustand des Friedens herbeiführen.

So kam es, daß nach dem Frieden Friedrich bald mächtiger dastand, als zuvor, nachdem, und eben weil er unhaltbare Ansprüche hatte aufgeben müssen. Im Jahre 1184 erschien er in dem einst von ihm zerstörten Mailand, friedlich, ohne Heer, und wurde festlich und freudig empfangen. Ein förmliches Bündniß wurde abgeschlossen, welches die Grundlage seiner Machtstellung in der Lombardei wurde. Auch über Spoleto und Tuscien war seine Herrschaft gesichert.

In Deutschland wurde sein Sohn Heinrich VI zum König gewählt, und damit war die gefährliche Unsicherheit der Nachfolge beseitigt, das Reich der Dynastie gesichert. Aber auch der lange Kampf mit dem sicilischen Reiche fand eine unerwartete Lösung. Heinrich vermählte sich mit der Erbtochter Constanze, der Tochter des Königs Roger. Damit war endlich die so lange und immer vergeblich erstrebte Herrschaft über Unteritalien erreicht; es war erreicht, was die Päpste immer als das Ende ihrer Machtstellung betrachteten, die Vereinigung der Herrschaft über ganz Italien in einer Hand. Ihr Rückhalt war ihnen genommen.

Die Mailänder erbaten sich als eine besondere Gnade die Vergünstigung, daß die Hochzeit in ihrer Stadt gefeiert werden möge, und es geschah im Jahre 1186. Heinrich wurde zum König von Italien gekrönt.

Alexander III war am 30. August 1181 gestorben; sein Nachfolger Lucius III schon wieder einmal von den Römern

verjagt. Ihm folgte 1185 Urban III. Der war ein Mailänder, aus einer Familie, welche im Kampfe gegen den Kaiser ruinirt war. Er war Erzbischof von Mailand gewesen, und brachte den ganzen Haß der früheren Zeit mit auf den päpstlichen Stuhl. Kein Wunder, daß ihn die eben erwähnten Vorgänge in eine sehr unapostolische Wuth versetzten. Er suspendirte alle Bischöfe, welche an Heinrichs Krönung theilgenommen hatten. Aber er vermochte nicht dem rein politischen Kampfe einen kirchlichen Character zu geben. Die große Mehrheit der Bischöfe war auf Friedrichs Seite, der deshalb den Papst ruhig toben lassen konnte. Nur einer, der früher immer kaiserlich gewesen war, verließ ihn, Philipp von Cöln. Er war von Stolz und Ehrgeiz bethört, und hatte sich jetzt mit dem jungen König Heinrich überworfen; deshalb ging er über zur welfischen Partei. Denn nach dem Sturze Heinrichs des Löwen hatte diese sich wieder gebildet und eine feindliche Haltung angenommen. Schon war es nahe daran, daß ein neuer Bürgerkrieg ausbrach, da starb Urban, da kam die Nachricht, daß Jerusalem gefallen sei (2. October 1187).

Der Eindruck dieser Nachricht war ein außerordentlich großer. Ueber all den Kämpfen daheim hatte man des Heiligen Landes fast vergessen, die Hülferufe überhört. Man empfand nicht nur den Verlust als ein schweres Unglück, man faßte es als eine schwere Schuld auf, daß keine Hülfe geleistet war. Der neue Papst Gregor VIII vertrug sich mit dem Kaiser; seine ganze Sorge war auf einen neuen Kreuzzug gerichtet. Kein anderer Kreuzzug ist so sorgfältig vorbereitet worden, hat so gegründete Aussicht auf Erfolg erregt. Der alte Kaiser selbst übernahm die Führung. Alle Schwierigkeiten wurden, wenn auch mit großen Verlusten, überwunden: da ertrank der Kaiser in einem Flüßchen an der Grenze Kleinasiens (10. Juni 1190). Dadurch wurde auch dieser Zug vereitelt, und hatte keine nennenswerthen Erfolge.

Aber in der Heimath war Heinrich VI zurückgeblieben. Die

erstaunlich gewachsene Kraft und Volkszahl des Abendlandes zeigt sich darin, daß, trotz dieser ungeheueren Einbuße an Menschenleben im zweiten und dritten Kreuzzuge, doch keine Spur von Erschöpfung sichtbar wird. Vielmehr wurden nach allen Seiten die Grenzen überschritten und Colonien begründet. Es war eine Zeit der kraftvollsten, lebensfrischesten Entwickelung und Entfaltung in jeder Richtung materieller und geistiger Thätigkeit. Heinrich VI aber stand mächtig da, wie kein Kaiser vor ihm. Er schaltete als weltlicher Herr auch im Kirchenstaat. Die Päpste konnten sich nicht regen; wieder waltete in Rom ein kaiserlicher Präfect. Die Idee des Kaiserthumes schien nach so vielen Wechselfällen nun doch in die Wirklichkeit zu treten; es schien, als ob die Päpste wieder auf ihre geistliche Thätigkeit beschränkt werden sollten.

Sicher freilich war der Boden nicht, auf dem man stand. Schon hatte sich, wie J. Ficker nachgewiesen hat, eine weitverzweigte Verschwörung gebildet, die ihren Mittelpunkt in Rom hatte, an der, wie kaum zu bezweifeln ist, die Kaiserin selbst betheiligt war, welche sich nur als Sicilianerin und getreue Tochter der Kirche fühlte. Der Zweck war, die Deutschen zu vertreiben, das sicilische Königreich vom deutschen Reiche zu trennen, das mittlere Italien für den Kirchenstaat zu gewinnen. Als dieser Schlag schon vorbereitet war, starb Heinrich VI am 28. September 1197. Zerrissen, zwieträchtig blieb das Reich zurück. Und dagegen kam das Papstthum an Innocenz III.

Es war eine Lage der Dinge, wie bei Heinrichs III Tod, ein ebenso plötzlicher und vollständiger Umschwung.

XIII.

Innocenz III.

Die Geschichte der Päpste und der Kaiser und ihres Verhältnisses zu einander bietet uns wiederholt die stärksten Contraste, den jähesten Umschwung. Ein solcher Umschwung trat ein bei dem Tode Heinrichs VI.

Es war geschehen, was die Päpste am meisten fürchteten: ganz Italien war mit Deutschland in einer Hand vereinigt. Heinrich herrschte fast unumschränkt. Alles beugte sich vor ihm, auch die Päpste. England war durch Richards Gefangenschaft und den gemeinsamen Gegensatz gegen Frankreich in Abhängigkeit gebracht, der König Vasall des Kaisers. Frankreich war fast ohnmächtig. Auch im Orient fürchtete man die Macht des Kaisers; weitreichende Pläne knüpften sich daran. Das Ideal des Kaiserthums schien seiner Verwirklichung nahe zu sein.

Es ist begreiflich, daß man später sehnsüchtig nach dieser verlorenen Herrlichkeit zurückblickte, daß auch unsere Geschichtschreiber sich dadurch blenden ließen. Aber sehr treffend bemerkt Otto Abel: „Dem deutschen Volk blieb das glänzende Unglück einer Weltherrschaft erspart". Nur durch einen eisernen Despotismus hätte sich eine solche Stellung behaupten lassen, und doch wäre ganz sicher früher oder später ein Rückschlag erfolgt.

Da starb Heinrich VI am 28. September 1197, erst 32 Jahre alt. Ein kleines Kind war sein Erbe. Allgemeine Zerrüttung war

die unmittelbare Folge. In Italien wurden die deutschen Befehlshaber vertrieben; in Deutschland erhob die welfische Partei wieder ihr Haupt. Es muß aber bemerkt werden, daß die Welfen mit Baiern und Schwaben, von wo sie stammen, damals nichts mehr zu schaffen hatten. Das Fürstenhaus war durch Kaiser Lothar in Sachsen heimisch geworden; es hatte durch Heinrichs des Löwen Sturz die Herzogthümer Baiern und Sachsen verloren, und nur in Braunschweig hatte es noch festen Boden behalten. Der Zwiespalt, welcher uns jetzt begegnet, beruht auf dem Gegensatz von Norddeutschland und Süddeutschland. Dieses ist in lebhafter Verbindung mit Italien und kann davon nicht lassen; man darf nicht vergessen, daß sie noch unmittelbar an einander grenzen, noch die Schweiz zu Schwaben gehört, und Tirol durch keine künstliche Schranke getrennt ist. Noch sind hier die Straßen des orientalischen Handels, der die lombardischen Städte reich und mächtig macht, und die süddeutschen auf diesem Wege erreicht.

Norddeutschland dagegen hat ganz andere Lebensbedingungen; sehr lebhaft und einflußreich ist schon der Handelsverkehr mit England, der seinen Mittelpunkt in Coeln hat. Der kirchliche Sinn ist hier durchaus nicht eifriger entwickelt als bei den Schwaben; nur äußere Umstände führen die eine dieser Parteien der päpstlichen Bundesgenossenschaft zu.

Dem schon erwählten Königskind konnte der Thron unmöglich erhalten bleiben; so erhob denn die Mehrzahl der Reichsfürsten Philipp von Schwaben, den Bruder des verstorbenen Kaisers. Die Gegner aber erhoben Otto von Braunschweig, den Sohn Heinrichs des Löwen; der Erzbischof Adolf von Coeln hatte seine Wahl betrieben. Otto war durch seine Mutter ein Enkel Heinrichs II von England; er hatte von König Richard die Grafschaft Poitou und das Herzogthum Aquitanien zu Lehen erhalten, und war also ein Vasall des englischen Königs.

Während nun hier der innere Zwist entbrannte, war am

8. Januar 1198 der alte Papst Celestin gestorben, über neunzig Jahre alt. Noch an demselben Tage wurde Lothar, Graf von Segni, erhoben, der sich Innocenz III nannte, ein junger Mann von 37 Jahren; mit 29 Jahren war er Cardinal geworden. Er hatte sich sehr eifrig mit theologischen und vorzüglich auch mit juristischen Studien beschäftigt; als Cardinal schrieb er ein Werk von der Verachtung der Welt. Die überlegene Kraft seines Geistes tritt uns lebhaft entgegen aus der uns erhaltenen Sammlung seiner Briefe. Ein Göttinger Student hat sich einst in dieselbe vertieft; von wachsender Bewunderung des großen Papstes erfüllt, schrieb er die Geschichte desselben, und wurde endlich der katholischen Kirche zugeführt: es war Friedrich Hurter.

Innocenz war ganz erfüllt und durchdrungen von dem Glauben an die Berechtigung der Kirche zur Herrschaft, und er war entschlossen, sie dazu zu bringen. Nicht minder stark fühlte er sich aber auch als Italiener, und ebenso entschlossen war er, Italien von der Herrschaft der Fremden zu befreien.

Gleich am folgenden Tage nach seiner Erhebung nöthigte Innocenz den kaiserlichen Präfecten von Rom, ihm zu huldigen; überall wurden die deutschen Befehlshaber vertrieben. Das mittlere Italien gehorchte der Herrschaft des Papstes.

Im November desselben Jahres starb auch in Sicilien die Kaiserin Constantia. Auch hier waren die Deutschen vertrieben, unter den Italienern verschiedene Parteien, welche sich bekämpften. In ihrem Testamente ernannte die Kaiserin Innocenz III zum Vormund des vierjährigen Friedrich und zum Reichsverweser.

So jäh und vollständig war die ganze Lage der Dinge verändert. Sie hatte sich so günstig wie möglich für den Papst gestaltet.

Des „Kindes von Apulien“ nahm sich Innocenz sorgfältig und energisch an; schon sein eigener Vortheil erforderte es. Natürlich war die päpstliche Lehnshoheit über dieses Reich jetzt außer Frage.

Deutschland gegenüber stand er als Schiedsrichter da; beide Parteien bewarben sich um seine Gunst, suchten bei ihm die Bestätigung ihrer erwählten Könige nach. Es ist uns ein sehr merkwürdiges Schriftstück erhalten, in welchem Innocenz die Gründe abwägt, welche bei der Entscheidung in Betracht kommen. Daß er die Verbindung des sicilischen Reiches mit Deutschland nicht wünschte, verstand sich von selbst; auch konnte er Friedrich um so leichter fallen lassen, da ja die Fürsten selbst statt seiner Philipp gewählt hatten.

Philipp hatte das beste Recht und die günstigsten Aussichten; das verhehlte auch Innocenz sich nicht. Aber, sagte er, wenn wie einst der Sohn auf den Vater, so jetzt der Bruder dem Bruder folgen würde, so hätte es den Anschein, als ob das Reich nicht ein Wahlreich, sondern erblich wäre, und der Mißbrauch würde zum Gewohnheitsrecht. Vorzüglich aber hat er gegen Philipp den Grund, daß er aus dem Stamm der Verfolger der Kirche ist. Das ist der verhängnißvolle Irrthum: in der Abstammung und in der Person wird gesucht, was im Amte liegt. Kein König, woher er auch stammt und wer er auch ist, kann sich die Herrschaft des Papstes gefallen lassen. Gerade die Creaturen der Kirche haben sich gegen dieselbe am rücksichtslosesten aufgelehnt. Das hat auch Innocenz erfahren müssen.

Von Anfang an zeigte Innocenz III sich Otto geneigt. Nachdem er zuerst noch eine abwartende Stellung bewahrt hatte, entschied er sich endlich offen für Otto, welcher bereitwillig alles versprach, was er von ihm verlangte. Freilich war König Philipp trotzdem siegreich, und der Erfolg schien ihm vollständig gesichert zu sein, als er durch die Hand Otto's von Wittelsbach ermordet wurde (1208). Nun fand Otto IV allgemeine Anerkennung, er wurde am 4. October 1209 in Rom zum Kaiser gekrönt, und schwor die kirchlichen Besitzungen zu beschützen.

Allein sehr bald schon gab es Streit. Otto trat im mittleren

Italien mit Nachdruck und Erfolg als Herr auf; er behauptete durch seinen Krönungseid verpflichtet zu sein, keine Reichsrechte aufzugeben, und wollte auch Friedrichs unteritalisches Reich erobern. Der Bannfluch konnte nicht ausbleiben, und nun vernahm man von Otto die bedenklichsten Aeußerungen. Er fand es überflüssig und schädlich, daß die Geistlichkeit so großen Landbesitz habe: den werde er ihr abnehmen und unter seine Vasallen vertheilen. Die Zehnten und die freiwilligen Gaben der Gläubigen genügten vollkommen für den Unterhalt der Geistlichkeit. Bei den Worten scheint es geblieben zu sein, aber ihn zu bekämpfen, war für Innocenz offenbar geboten; mit Erfolg konnte es nur geschehen, wenn man einen neuen König ihm entgegen stellte. Das konnte aber jetzt kein anderer sein, als der junge Friedrich.

Friedrich II war ganz in der kirchlichen Denkweise der Zeit unter der Leitung des Papstes erzogen, und Innocenz völlig ergeben. Bereitwillig machte er dieselben Versprechungen, wie vorher Otto. Er gestand die völlige Freiheit der Wahlen zu, gestattete ungehinderte Appellation nach Rom, und verzichtete auf das Spolienrecht. Das war ein Recht auf die Einziehung des beweglichen Nachlasses der Bischöfe, welches aufgekommen und vom König ausgeübt war, seitdem diese sich den früher üblichen Verpflichtungen gegen das Reich mehr und mehr zu entziehen gewußt hatten.

Dem gewichtigsten Bedenken, daß nämlich Deutschland und Italien in eine Hand kommen würden, wurde begegnet durch das Versprechen, sie so bald wie möglich zu trennen. Italien sollte Friedrichs Sohn erhalten.

So zog denn im Jahre 1212 Friedrich II als Schützling und Vorkämpfer des Papstes nach Deutschland. Hier hatte Innocenz vollen Erfolg, Friedrich war siegreich, der abgefallene und verworfene Kaiser unterlag. Unter den folgenden Päpsten ist dann freilich auch mit Friedrich der Kampf entbrannt.

Wie dem deutschen Reiche so stand nun Innocenz auch den

andern Reichen gegenüber, hochfahrend, herrisch, immer gleich zu den äußersten Maßregeln bereit.

In England herrschte König Johann, brutal, räuberisch, gewissenlos, dabei feige wenn ihm wirkliche Gefahr entgegentrat. In Canterbury hatte bei Erledigung des Erzbisthums eine Doppelwahl stattgefunden; Innocenz um Entscheidung angegangen, verwarf alle beide, und ernannte aus eigener Macht seinen Pariser Universitätsfreund Stephan Langton. Da der König diesen nicht anerkennen wollte, und mit Gewalt seine Einführung hinderte, verhängte Innocenz das Interdict über England und den Bann über den König. Noch fügte dieser sich nicht, da setzte Innocenz ihn ab (1209) und übertrug die Ausführung des Spruches dem König Philipp August von Frankreich.

Philipp August zeichnete sich durchaus nicht durch Frömmigkeit aus; schon war er wegen Verstoßung seiner Gemahlin Ingeburg im Bann gewesen. Doch war er den äußeren Gebräuchen der Kirche ergeben, und jetzt führte sein Vortheil ihn auf die Seite des Papstes. Mit König Johann war er ohnehin schon im Kriege, weil dieser seinen Neffen Arthur, den Erben der Bretagne, hatte ermorden lassen. Philipp hatte ihn als Lehnsherr vorgeladen, ihn aller seiner Lehen verlustig erklärt, und sie auch, bis auf Guienne, alle erobert. Es war die erste große Verstärkung der königlichen Gewalt in Frankreich; das jetzt erst sich regende französische Nationalgefühl hatte den König bei seinen Feldzügen mächtig unterstützt. Jetzt rüstete Philipp August eine Flotte, um den Spruch des Papstes auszuführen; König Johann aber verlor den Muth und unterwarf sich dem Cardinal Pandulf; aus seiner Hand empfing er 1213 die englische Krone als Lehen des Papstes.

Dem König von Frankreich verbot nun der Cardinal die Fortsetzung des Krieges, was jedoch um so weniger möglich war, weil Kaiser Otto IV mit den Mannschaften von Brabant und Flandern zur Unterstützung seines Oheims ein großes Heer nach

Frankreich führte. Siegesgewiß, voll Uebermuth überschritt es die Grenze. Philipp aber gewann am 27. Juni 1214 den großen Sieg bei Bovines, durch welchen er sich den Besitz der englischen Lehen sicherte, und zugleich den Streit um den deutschen Thron entschied. Die verbündete englische und niederdeutsche Macht war geschlagen.

Schon früher hatte Innocenz III auch im Orient Triumphe gefeiert. Was frühere Päpste vergeblich erprobt hatten, die Unterwerfung der griechischen Kirche, ihm war sie gelungen. Seitdem Jerusalem in die Hände der Ungläubigen gefallen war, hatte die Kreuzpredigt nicht geruht. Die Könige von Frankreich und von England waren ausgezogen, sie hatten Akkon erobert, aber Jerusalem blieb verloren. Immer neue Kreuzfahrer sammelten sich, aber niemand führte sie zum Ziel. Große Massen lagen in Venedig, verzehrten ihr Geld, und konnten nicht weiter. So mußten sie der venetianischen Politik dienen, mußten für sie die christliche Stadt Zara erobern, und statt nach Jerusalem, nach Constantinopel fahren.

Eben damals suchte Alexius, der Sohn des gefangenen und geblendeten Kaisers Isaak, Hülfe im Abendland. Er machte die größten Versprechungen, und gelobte auch, die griechische Kirche dem römischen Papste zu unterwerfen. Für den Zweck der Kreuzzüge bot ja auch diese Aussicht große Vortheile; so zogen die Kreuzfahrer denn mit ihm aus, und setzten ihn wieder auf den Thron. Als aber Alexius nun versuchte, seine Zusagen zu halten, da brach ein Aufstand aus, welcher endlich zu der Eroberung von Constantinopel durch die Lateiner führte (1204). Darauf wurde ein lateinisches Kaiserthum gestiftet, Balduin von Flandern war der erste Kaiser. Zwar hat dieses Kaiserthum nur kurze Zeit bestanden und kläglich geendet, aber für den Augenblick war es doch ein großer Erfolg.

Innocenz war mit der Richtung, welche dieser Kreuzzug ge-

nommen hatte, nicht zufrieden, denn Jerusalem lag ihm ernstlich am Herzen; aber willkommen war ihm doch die Unterwerfung der schismatischen Kirche. Sein Legat, der Cardinal Pelagius schloß die griechischen Kirchen, Duldung war Innocenz vollkommen fremd. Daß er damit die eben neu gegründete Herrschaft von Anfang an untergrub, davon hatte er wohl selbst keine Ahnung. Gewinn von dem Feldzug hatten nur die Venetianer.

Unaufhörlich aber mahnte nun Innocenz zu einem wirklichen Kreuzzuge, um Jerusalem zu befreien, und diese Bemühungen blieben trotz seiner so hoch gesteigerten Macht erfolglos. Darin mußte er die Grenzen seiner Macht erkennen.

Den Fürsten seiner Zeit gegenüber war er stark, weil überall Zwietracht war, und er ein mächtiges Gewicht in die eine Wagschale werfen konnte. Selbst von strenger sittlicher Haltung und überlegenem Geiste, stand er ihnen in ähnlicher Weise gebietend gegenüber, wie einst Nicolaus I dem König Lothar II. Aber wenn auch persönlich sittenrein und vorwurfsfrei, verlor er doch die eigentliche sittliche Aufgabe der Kirche aus den Augen über dem Streben nach Herrschaft. Ganz allgemein sehen wir diesen Beruf der sittlichen Einwirkung in den Hintergrund treten; im Vordergrund steht der Besitz und die Macht. Wie der Papst um Königreiche, so kämpft jedes Stift, jeder Pfarrer um Grundbesitz, um Zehnten, um die geistliche Jurisdiction. Das kanonistische Studium hat längst das theologische überwuchert, denn überall giebt es Prozesse zu führen. Jede Specialgeschichte geistlicher Stifter ist von diesem Geiste angefüllt, jedes Archiv enthält die Urkunden welche davon zeugen.

Von der Reform ist die Richtung ausgegangen, welche in der Kirche die Oberhand behalten hatte; darin bestand ihre Stärke, aber nur fanatische Orthodoxie und hierarchisches Streben blieben übrig. Daher kam es, daß diese Kirche wahrhaft frommen Gemüthern keine Befriedigung mehr bieten konnte. Wir begegnen

jetzt zuerst der Erscheinung, daß nicht nur Ungläubige, sondern gerade Gemeinden von innig und aufrichtig frommen Mitgliedern sich von der Kirche abwenden, und von ihr als abtrünnig verfolgt werden. Die Lehren Arnolds von Brescia wirken fort in der Lombardei. Sehr zahlreiche Gemeinden verbinden sich zu gemeinsamer Arbeit und apostolischem Lebenswandel; die Bibel ist ihnen die einzige Autorität. Sie halten fest an jenem Lehrsatze der Pataria, den Hildebrand gebilligt hatte, daß die Sacramente unwürdiger Priester werthlos seien, und entziehen sich gänzlich der Gemeinschaft mit den Priestern der Kirche, deren Sündenleben sie verabscheuen. Diese Armen, wie sie sich nennen, treten in Verbindung mit den Armen von Lyon, die im Rhonethal weit verbreitet sind, gestiftet in den letzten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts von Valdesius, nach welchem sie sich Valdesier nennen. Bei gleicher Grundlage und Tendenz, haben sie doch in manchen Stücken verschiedene Meinungen, und vertragen sich schwer. Im Mai 1218 haben sie eine Zusammenkunft bei Bergamo, um ihre Differenzen auszugleichen, und senden einen Bericht darüber an die sehr zahlreichen Brüder im Passauer Sprengel. Diese, weit verbreitet in Oesterreich und Steiermark, und nördlich durch Böhmen, Mähren, Meißen, und bis nach Pommern, werden später eifrig verfolgt von der Inquisition, erhalten sich aber dennoch, und bereiten den Boden für die hussitische Bewegung. Erst ganz kürzlich hat Wilhelm Preger mit Hülfe neu entdeckter Documente hierüber helleres Licht verbreitet.

Während nun diese „Armen im Geiste" viel von der Kirchenlehre verwerfen und die äußerliche Kirche nicht als die wahre anerkennen, bleiben sie doch auf gemeinsamer Grundlage. Andere aber entfernen sich gänzlich, indem sie der dualistischen Ansicht der Manichäer folgen. Schon früh werden Ketzer erwähnt in Frankreich und den Rheinlanden; schon früh werden sie verbrannt; vom elften Jahrhundert an mehren sich die Nachrichten. Die

Kreuzzüge befördern die Verbreitung dieser Lehren; vorzüglich in Bulgarien sind sie heimisch; in Frankreich nennt man deshalb ihre Anhänger bougres. Das südliche Frankreich war ganz erfüllt von ihnen. Hier in dem schönen Languedoc war nach allen Richtungen hin das Leben in reichster und üppigster Weise entfaltet: ein überaus glänzendes Ritterthum, ein betriebsames, reiches, selbstbewußtes Bürgerthum, die früheste Blüthe einheimischer Poesie in der Sprache des Volkes. Die Geistlichkeit ist auch sehr reich, aber in hohem Grade entartet. Gegen diese vorzüglich wendet sich die Dichtung; sie ist von beißendem Spott erfüllt, und wieder sind Geistliche, wie Pierre Cardinal, allen voran in der Satire und Verspottung. Im Gau von Alby war die Ketzerei besonders eingewurzelt, man nannte sie deshalb Albigenser. Ihr Leben war vorwurfsfrei und musterhaft; Innocenz rechnet ihnen das als eine besondere Bosheit an, um die Gläubigen irre zu führen.

Uebrigens fehlte es nicht an sittlicher Ausartung, und für die lehrende Thätigkeit der Kirche lag hier ein weites Feld offen. Aber davon ist kaum die Rede, nur von Verfolgung. Da Graf Raimund von Toulouse die Albigenser schützte, so ließ Innocenz im J. 1205 das Kreuz gegen die Albigenser und ihre Beschützer predigen. Es ist das erste Beispiel dieser Art. Von den entsetzlichsten Greueln war dieser Krieg erfüllt; als Beziers nach tapferer Gegenwehr eingenommen war, frugen die Kriegsleute woran sie die Ketzer erkennen sollten. „Tödtet alles, rief der Abt von Cisterz, der Herr wird die Seinen schon erkennen.“ Erst lange nach Innocenz III (1226) wurde der heldenmüthige Widerstand überwunden. Die offene Ketzerei verschwand, aber auch das ganze reiche Leben, welches diese Länder erfüllt hatte, war vernichtet, ihr Geistesleben für Jahrhunderte geknickt.

Der Gewinn von dieser Eroberung fiel dem Königthum zu, welches jetzt zuerst in diesem fernen Süden des Landes festen Fuß faßte, nicht der Kirche. Zugedacht war die Herrschaft einer päpst-

lichen Creatur, dem Führer der Kreuzfahrer, Simon von Montfort; ihm hatte Innocenz mit der rücksichtslosesten Anmaßung die Besitzungen des gebannten Grafen von Toulouse übergeben, als wenn er hier zu regieren hätte. Aber Simon fiel im Kampfe, und der König trat an seine Stelle.

Innocenz selbst war nicht ohne Gefühl für die höhere Aufgabe der Kirche. Auch er hielt, wie Alexander III nach seinem Siege im J. 1215 ein reformatorisches Concil im Lateran. Wieder wurden viele Mißbräuche abgeschafft. Auch wurde es verboten, neue Orden zu stiften, wozu in der Regel nur Eitelkeit und Ehrgeiz den Anlaß gaben. Aber zwei neue Orden wurden doch auf eben diesem Concil bestätigt, die der Bettelmönche. Vergeblich hatten Eiferer, wie Arnold von Brescia, immer wieder versucht, die Kirche zu apostolischer Einfachheit und Besitzlosigkeit zurückzuführen. Das war unmöglich, aber das Ideal, welches in der ganzen Kirche nicht zu verwirklichen war, strebten nun diese Orden innerhalb derselben darzustellen. Ihre Hingebung und Aufopferung war in der That bewunderungswürdig, und dem entsprechend auch die Verehrung des Volkes, welche ihnen entgegen kam. Dasselbe Gefühl, welches die „Armen“ aus der Kirche hinaustrieb, rief hier noch einmal eine mächtige Schöpfung innerhalb der Kirche ins Leben.

Die alten Mönche hatten die Einsamkeit gesucht, nur ihre eigene Seele wollten sie retten. Einwirkung auf das Volk war gar nicht ihr Zweck. Nun waren inzwischen überall die Städte erwachsen; in raschem Aufschwung mehrte sich ihre Zahl und die Zahl ihrer Bewohner. Da war ein reiches Arbeitsgebiet, dem die ganz verweltlichte Pfarrgeistlichkeit unmöglich genügen konnte. Hier drangen die neuen Bettelmönche ein, hier widmeten sie sich der Seelsorge, nach welcher ein großes Bedürfniß vorhanden war. Es ist ganz unglaublich, wie rasch sie sich bis in die entferntesten Länder verbreiteten. Die frischesten und strebsamsten Kräfte strömten ihnen zu, bald beherrschen sie die ganze Litteratur. Bald sind die Do-

minicaner im Besitz der wichtigsten Lehrstühle in Paris, die Franziscaner beherrschen die Universität Oxford.

Aber nicht lange dauerte es auch, bis sie entarteten. Sie wurden mißbraucht zu Werkzeugen der päpstlichen Herrschsucht, wie schon Gregor IX den Dominicanern die Inquisition im Languedoc übertrug; eine Beschäftigung, welcher die Dominicaner sich von nun an mit besonderer Vorliebe widmeten. Bei den Franziscanern war mehr eine mystisch schwärmerische Frömmigkeit heimisch, welche sie schon bald selbst in Opposition zum päpstlichen Stuhl und zur Hierarchie überhaupt brachte.

Während also die Kirche wohl noch lebenskräftiger Bildungen fähig war, aber doch vielfach schon ihren Halt in den Gemüthern des Volkes verlor, so wurde es andrerseits auch immer klarer, daß eine Regierung, ein Staat überhaupt gar nicht denkbar sei, bei solchen Eingriffen, wie sie sich Innocenz in Frankreich, England, Deutschland erlaubt hatte. Früher hatten nur die Könige sich im einzelnen Falle widersetzt, das Volk folgte noch blindlings der kirchlichen Führung oder widersetzte sich doch nicht thatsächlich derselben. Jetzt wird doch allmählich das Bewußtsein allgemeiner, daß es so nicht gehe. In jeder Gemeinde sind geistliche Güter, welche fortwährend anwachsen, und dabei jeder Besteuerung und öffentlichen Last sich entziehen. Cleriker erlauben sich jede Unthat und man kann sie nicht fassen. Sätze des bürgerlichen Rechts werden als dem kanonischen widersprechend einfach für aufgehoben erklärt, und die großen weiten Gebiete des Erbrechts und Eherechts werden in immer größerem Umfang von den geistlichen Gerichten in Anspruch genommen. Berührt irgend etwas den Clerus, seinen Besitz, seine Vorrechte, so verlangt dieser in eigner Sache Richter zu sein.

Schon wird in sehr vielen Gemeinden gekämpft, und immer gegen denselben Feind; aber es ist zunächst der einzelne Pfarrer, Abt oder Bischof, gegen den man sich wehrt. Der stärkste Zu-

sammenstoß, der erste von größerer Bedeutung, erfolgte da, wo Innocenz am vollständigsten gesiegt hatte, in England. Johann, jetzt des Papstes Schützling, überließ sich um so ungescheuter seiner Neigung zu willkürlicher Gewaltherrschaft, während er allen Anspruch auf Achtung bei seinen Unterthanen eingebüßt hatte, die großen Verluste schwer empfunden wurden. Da war es eben jener ihm aufgezwungene Erzbischof Stephan Langton, welcher die geistlichen und die weltlichen Großen mit den Städten zu gemeinsamem Widerstand vereinigte. Innocenz III trat zu Gunsten des Königs dazwischen; er versuchte Drohungen, Bannflüche: vergebens! er mußte das Wort hören, daß die Kirche sich um weltliche Dinge nicht zu kümmern habe. Trotz seiner Verbote wurde 1215 dem Könige die Magna Charta abgerungen. Innocenz cassirte sie, er suspendirte Stephan Langton, er excommunicirte die Barone, die Stadt London, es war alles umsonst und völlig wirkungslos.

Könige konnte Innocenz entsetzen, aber nicht den Widerstand eines freien Volkes brechen. Ueberhaupt konnte er viel Unfug, Zwietracht, Blutvergießen anstiften, Cultur zerstören; aufgebaut hat er nichts. Nur das kanonische Recht verdankt ihm eine große Fülle von Decretalen; auf diesem Gebiete ist er als Gesetzgeber thätig gewesen, und hat sich durch große Klarheit und Folgerichtigkeit ausgezeichnet.

Am 16. Juli 1216 ist Innocenz in Perugia gestorben. Er entging dadurch mancher Enttäuschung, namentlich dem Kampf mit Friedrich II, seiner Creatur, der früher oder später unvermeidlich ausbrechen mußte. Die Curie hinterließ er in dem Zustande großer Erschöpfung; ein Kreuzzug war von dem großen Concil beschlossen und der Termin festgesetzt, aber selbst Innocenz hätte ihn schwerlich zur Ausführung bringen können.

Einst hatte die Kirche den Völkern die Cultur gebracht, sie hatte sich ihrer auch gegen Unterdrückung angenommen. Jetzt

wandelt sie sich um in eine culturfeindliche Macht, welche die Völker gewaltsam in Unwissenheit erhält.

Reformatorische Bestrebungen finden innerhalb der Kirche keinen Raum mehr, sie wenden sich gegen dieselbe. Die alte von der Kirche gepflegte Wissenschaft erlahmt und erlischt, da ihr jede freie Fortentwicklung genommen, die Beschäftigung mit dem profanen Alterthum verfehmt wird. Der neuen wissenschaftlichen Regung, welche an die erneute Vertiefung in die römische Litteratur anknüpft, stellt sich die Kirche bald feindlich gegenüber. Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts vollzieht sich dieser Umschwung, die Richtung dahin ist schon von Innocenz III eingeschlagen. In England aber finden wir zuerst das häßliche Bündniß von weltlichen und kirchlichen Despoten, das uns von nun an öfter begegnen wird.

XIV.

Der Untergang des Kaiserthums.

Am 16. Juli 1216 war Innocenz III in Perugia gestorben. Alles athmete freier, wie von einer schweren Last befreit; man hatte ihn gefürchtet, nicht geliebt. Stürmisch verlangte das Volk die unverzügliche Wahl eines neuen Papstes, und groß war der Jubel, als noch an demselben Tage der Cardinal Cencio Savelli gewählt wurde. Er war ein schwacher hinfälliger Greis von mildem Character; vorzüglich mit der Ordnung der Finanzen hatte er sich beschäftigt.

Innocenz war eine großartige glänzende Persönlichkeit gewesen, die noch heute blendend wirkt. Er war nicht ohne Sinn für die sittlichen Aufgaben der Kirche, aber in dieser Richtung hat er wenig ausgerichtet, weil doch die Herrschaft ihm über alles ging, und alle Mittel diesem Zwecke dienen mußten. Große Erfolge hatte er errungen, und doch war es mehr der Schein der Macht als wirkliche Herrschaft. Er konnte die Welt nicht nach seinem Willen lenken; seine Creatur Otto IV hatte sich am rücksichtslosesten gegen ihn aufgelehnt. Seinem Schützling Johann von England konnte er weder die französischen Lehen erhalten, noch auch die absolute Gewalt in der Heimath bewahren. Friedrich II hatte er zum deutschen König gemacht, aber gerade mit diesem stand der härteste Kampf bevor.

Der neue Papst Honorius III hatte seinen ganzen Sinn auf die Befreiung des Heiligen Landes gerichtet. Das latera=

nensische Concil hatte den Kreuzzug beschlossen, Friedrich II schon 1215 bei der Krönung zu Aachen das Kreuz genommen. Es war der eifrig kirchliche Sinn, in dem er erzogen war, der ihn dazu trieb, dazu wohl jugendlicher Ehrgeiz und Unternehmungslust. Schwer hat sich das thörichte Gelübde an ihm gerächt, daran eigentlich ist er zu Grunde gegangen. Auf Schritt und Tritt hat es ihn gehindert und gehemmt, ihn abgehalten sich ganz den Aufgaben zu widmen, welche allein schon übergroß waren.

Honorius, der einst Friedrichs Erzieher gewesen und ihm mit väterlicher Neigung zugethan war, sah wohl ein, daß der angesagte Kreuzzug für jetzt unmöglich war, daß Friedrich sein eben gewonnenes Reich nicht gleich verlassen konnte. Aber immer neuen Aufschub mußte sich Friedrich vom Papst erbitten und durch Nachgiebigkeit erkaufen, zwölf Jahre lang. Viele schlimmen Folgen waren damit verbunden. Die Kreuzfahrer sammelten sich im Vertrauen auf seine Führung in großen Massen; viele erlagen den Krankheiten, viele kehrten voll Erbitterung in die Heimath zurück. Sich selbst belastete Friedrich mit unnützen Ausgaben, und im Heiligen Lande hoffte man vergeblich auf seine Hülfe. Das schon mit großer Anstrengung gewonnene Damiette, ein sehr werthvoller Stützpunkt, ging darüber verloren.

Einigen Vortheil hatte Friedrich davon, daß Honorius klar erkannte, vor allen Dingen müsse der König seine Macht daheim sichern, um übers Meer ziehen zu können. Es kamen wohl gelegentlich Klagen und Vorwürfe von der Curie, aber persönliche Zusammenkünfte stellten den Frieden bald wieder her. Im J. 1220 krönte er Friedrich zum Kaiser. In demselben Jahre wurde auch Friedrichs Sohn Heinrich, der schon 1212 als einjähriges Kind zum König von Sicilien gekrönt war, zum deutschen König erwählt. Das widersprach der Zusage, welche Friedrich vor seinem Auszuge gegeben hatte. Allein dieser machte mit gutem Grunde geltend, daß die Fürsten es so gewollt hätten, weil sie

sonst Gefahr für das Reich befürchteten, wenn der Kaiser hinauszöge. Der Besitz des sicilischen Reiches aber war gerade für den Kreuzzug so unentbehrlich, daß Honorius, wenn er den Kreuzzug wollte, unmöglich auf der versprochenen Abtretung desselben an Friedrichs Sohn bestehen konnte.

In Sicilien war Friedrich aufgewachsen, er war fast mehr Italiener als Deutscher. Hier in seinem schönen Erbreich hatte er allein festen Fuß: sollte er darauf verzichten für den unsicheren Besitz der deutschen Krone? In Deutschland war er überall gehemmt durch die Mitregierung der Fürsten; gerade auch um da mit Nachdruck auftreten zu können, bedurfte er des Reiches, welches ihm wirklich gehörte, und der reichen Hülfsquellen desselben. Es war eine unglückliche Verkettung der Umstände; gewiß möchten wir wünschen, daß er seine ganze Thatkraft auf die Herstellung des tief zerrütteten deutschen Königthums ungetheilt hätte wenden können, aber das war nun einmal unmöglich.

Honorius gewährte einen neuen Aufschub; er selbst betrieb die Vermählung Friedrichs mit Jolante, der Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johann von Brienne. Friedrich nannte sich nun König von Jerusalem, und war als solcher besser im Stande, dort mit dem nöthigen Nachdruck aufzutreten. Alles war vorbereitet. Nur noch einer Zusammenkunft mit den deutschen Fürsten bedurfte es; sie war auf Pfingsten 1226 zu Cremona angesetzt. Da erhoben sich die Lombarden in Aufruhr und hinderten die Zusammenkunft.

Die lombardischen Städte waren übermüthig geworden durch die Zeit des Thronstreites; die einst bereitwillig zugestandenen Bedingungen des Constanzer Friedens erschienen ihnen jetzt drückend, und sie entzogen sich jeder Regierungsgewalt. Der jetzt plötzlich aufflammende Widerstand ging von der guelfischen Partei aus, aber Honorius konnte sich doch der Forderung nicht entziehen, den Frieden herzustellen, der allein den Kreuzzug möglich machte.

Endlich war auch dieses Hinderniß beseitigt; im August 1227 kam Friedrich nach Brindisi, wo das Kreuzheer sich gesammelt hatte. Daß hier unter der Sonne der Hundstage Seuchen ausbrachen, kann uns nicht Wunder nehmen. Der Landgraf von Thüringen, der Bischof von Augsburg starben. Friedrich selbst, der sich schon eingeschifft hatte, erkrankte. Er kehrte um. Wer Italien und seine Fieber kennt, wird das sehr begreiflich finden. Ganz undenkbar dagegen ist es, daß Friedrich ohne Noth, zu seinem eigenen großen Schaden, den so lange vorbereiteten Zug im letzten Augenblick sollte aufgegeben haben.

Inzwischen war Honorius gestorben am 18. März 1227, und an seine Stelle trat der Bischof von Ostia, Ugolin Graf von Segni, der sich Gregor IX nannte. Er war ein Verwandter Innocenz III, war dessen Caplan gewesen, und war ganz erfüllt von demselben hochfahrenden und rücksichtslosen Sinn. Er kannte keine anderen Mittel, seine Zwecke zu erreichen, als Kampf und Gewalt. Bei Friedrich sah er nichts als Lüge und bösen Willen: er that ihn in den Bann.

Das konnte noch gerechtfertigt erscheinen. Friedrich selbst hatte sich dem Bannspruch unterworfen, wenn er den Termin noch einmal versäume. Auch war der Bann ja längst zu einer gar nicht mehr seltenen Maßregel der Disciplin erniedrigt; wegen der geringfügigsten Dinge wurde er verhängt, und man machte sich nicht gar viel daraus. Einen ordentlichen Kaiser ohne Kirchenbann kannte man gar nicht mehr. Die Kreuzfahrer aber waren sehr aufgebracht gegen Friedrich, und hatten schon längst dem alten Honorius Mangel an Strenge und Energie vorgeworfen.

Aber im Jahre 1228 zog nun wirklich der Kaiser ins Heilige Land, und auch jetzt hob Gregor den Bann nicht auf. Der Patriarch von Jerusalem, die Templer und Johanniter versagten dem Kaiser jede Gemeinschaft und Hülfe, nur die Deutschen, der kürzlich erst gestiftete deutsche Orden, die Genuesen und Pisaner hielten zu

ihm. Trotz dieser widrigen Umstände erlangte er durch Unterhandlungen die Ueberlassung der Stadt Jerusalem; mit den Sarrazenen wurde ein zehnjähriger Waffenstillstand abgeschlossen. Dringend bedurfte das Land, der Rest der christlichen Besitzungen, des Friedens; man kann doch auf die Dauer nicht in einem ewigen Kriegszustande mit seinen Nachbarn leben. Aber auch das wurde dem Kaiser zum Vorwurf gemacht, und die Ritterorden hatten ja auch ohne Krieg keine Bedeutung, während sie ihren Unterhalt von ihren reichen Besitzungen im Abendlande bezogen.

Der Patriarch scheute sich nicht, Jerusalem während Friedrichs Anwesenheit mit dem Interdikt zu belegen, und in Italien fielen die Söldlinge des Papstes, seine Schlüsselsoldaten, in das Land des Kaisers ein.

Nimmermehr würde Honorius so gehandelt haben. Mit Staunen und Schrecken vernahm es die Christenheit; die allgemeine Stimmung war sehr erregt gegen Gregorius. Wie einst Heinrich IV in Canossa, hatte Friedrich II jetzt alles gethan, was man mit Billigkeit von ihm verlangen konnte, wie damals Heinrich IV hatte jetzt Friedrich II die gemäßigte Partei innerhalb der Kirche für sich gewonnen. Deutsche Fürsten kamen, um zwischen den beiden Gegnern zu vermitteln; Gregor konnte sich dem Druck der nach Frieden verlangenden Christenheit nicht entziehen, und im Juli 1230 wurde zu San Germano der Friede zwischen Papst und Kaiser geschlossen. Beide trafen persönlich zusammen, und bezeugten sich die wärmste Freundschaft. Aeußerlich wenigstens war Liebe an die Stelle des Hasses getreten, die Chronisten berichten voll Freude und Rührung davon, und von allen Seiten vernehmen wir den Jubel über die endlich beendigte Zwietracht.

Wäre es denn nicht möglich gewesen, daß dieser Friede Dauer gewonnen hätte? Es war nicht möglich, es hing auch nicht von den Persönlichkeiten ab. Diese konnten den Zusammenstoß mildern oder schärfen, und Zeiten der Ruhe möglich machen, aber Friede

war nicht möglich, seitdem der Papst beide Schwerter in Anspruch genommen hatte und in der Curie der Grundsatz herrschte, daß der Staat der Kirche zu gehorchen habe. Vollends aber in Italien stießen überall die beiderseitigen Ansprüche so unvereinbar auf einander, daß hier der Kampf immer wieder ausbrechen mußte.

Friedrich II widmete sich nun der dringend nöthigen Ordnung seines Erbreiches; hier hat er gezeigt, daß er ein wirklicher Regent war. Nur nach dem, was er hier that, wo er freie Hand hatte, dürfen wir ihn als König beurtheilen; in Deutschland mußte er den Rest einer wirklichen Regierungsgewalt aufopfern, um seinem Sohn Heinrich, der sich empört hatte, den Beistand der Fürsten zu entziehen. In Apulien veröffentlichte er 1231, den alten normannischen Einrichtungen sich anschließend, sein Gesetzbuch, welches allen ähnlichen Arbeiten vorauseilt. Der Erzbischof Jakob von Capua hat vorzüglichen Antheil an der Arbeit gehabt; schon daraus können wir schließen, daß es nicht kirchenfeindlich war. Aber zu den Ansprüchen der Curie stimmte es freilich nicht, und Gregor IX gerieth in großen Zorn. Doch sein Ingrimm war ohnmächtig, vergeblich suchte er gegen Friedrich Feinde zu erwecken, nur die lombardischen Städte erneuten ihren Aufstand. Schon empfand Friedrich überall die noch verdeckte Feindschaft der Päpstler, da erfocht er 1237 den glänzenden Sieg von Cortenuova; die Cremoneser und Paveser standen ihm gegen ihre alten Feinde tapfer zur Seite. Den erbeuteten Fahnenwagen der Mailänder schickte er als Siegeszeichen an die Römer; dem Papst und den Cardinälen meldete er den Sieg, und forderte sie auf, sich zu freuen und Gott dafür zu danken.

Sie thaten es nicht. Gregor konnte seinen Grimm nicht mehr zügeln; er verkündete 1239 den Bann gegen den Kaiser. Offen suchte er nun überall die Fürsten gegen ihn in Bewegung zu bringen, die Völker aufzuregen, die Aufstellung eines Gegenkönigs

zu bewirken. Ehe er es hatte erreichen können, starb er, angeblich fast hundert Jahre alt, am 21. August 1241.

Derselbe Papst ist es gewesen, welcher den Dominicanern die Inquisition im Languedoc übergab; dieses heillose Verfahren, in welchem ohne die Formen des Rechts (sine strepitu judicii) jede geheime Anklage angenommen wurde, von dem schutzlosen Opfer durch die Folter Geständnisse erpreßt, und der angeblich Ueberführte endlich dem Feuertode überliefert wurde. Auch in Deutschland wurde diese entsetzliche Erfindung eingeführt, und Konrad von Marburg wüthete in furchtbarster Weise. Als er aber auch an vornehmen Personen sich vergriff, wurde er erschlagen; er fiel als ein Opfer der aufs höchste erregten Volkswuth, und dadurch wurde hier die Befestigung dieser neuen Segnung der Kirche verhindert. Doch hat später auch hier die Inquisition, namentlich unter den oben S. 190 erwähnten „Armen" zahlreiche Opfer gefordert.

Derselbe Papst ließ auch das Kreuz, wie gegen den Kaiser, so auch gegen die Stedinger (1234) predigen, welche gegen die geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Bremen sich aufgelehnt hatten. Große Massen von räuberischem Gesindel sammelten sich unter den Kreuzesfahnen, und das Bauernvölkchen wurde endlich überwältigt, mit der schonungslosesten Grausamkeit ihr Land verheert. Gegen die armen Bauern war der Papst siegreich, er ließ das Kreuz aber auch predigen gegen die Tataren, welche 1241 die ganze abendländische Cultur mit wilder Zerstörung bedrohten. Den Zustand der Zerrissenheit, welcher das deutsche Reich ihnen gegenüber wehrlos erscheinen ließ, hatte er selbst hervorgerufen, dem Kaiser hatte er selbst es unmöglich gemacht, dem furchtbaren Feind mit Nachdruck entgegen zu treten. Seine Kreuzfahrer würden ihn nicht besiegt haben. Die Tapferkeit der Grenzländer, die Mauern ihrer Städte und die eisengerüsteten Ritter, der Opfertod des Herzogs Heinrich von Breslau mit seinen tapferen Schlesiern, ret=

teten das Reich, nicht die Predigt des Papstes und seiner Abgesandten.

Nachdem nun einmal der Kampf auf Leben und Tod zwischen Kaiser und Papst entbrannt war, ging alle Thätigkeit der Kirche in der Bekämpfung der Staufer auf, bis sie vertilgt waren bis auf den letzten Mann. Wieder suchte man den Grund der Feindschaft in dem vermeintlich kirchenfeindlichen Geschlecht, während es doch in Wirklichkeit die Idee des auf eigner Grundlage ruhenden weltlichen Staates war, die der Kirche im Wege stand, und ihr stets neue Gegner erweckte.

Nur drei Monate war Celestin IV Papst, dann konnte man sich lange über keine Wahl einigen. Endlich wurde am 25. Juni 1243 der Genuese Sinibald Fieschi erwählt, der sich Innocenz IV nannte. Er war nicht Friedrichs Feind gewesen, und Villani erzählt, daß Friedrich bei der Nachricht von der Wahl geäußert habe, er verliere dadurch einen Freund unter den Cardinälen, als Papst werde er nun sein Feind werden. In dieser Geschichte stellt sich uns wohl nur eine treffende Reflexion der nächsten Generation dar. Friedrich hoffte, wie es scheint, mit Innocenz einen vernünftigen Vertrag abschließen zu können, und unterhandelte darüber. Aber inmitten der Verhandlungen, ohne irgend eine dringende Noth, entwich der Papst heimlich zu Schiff aus Rom; er flüchtete nach Genua und von da nach Lyon, damals noch einer Stadt des deutschen Reichs. Er verkündete von neuem den Bann und eröffnete den Krieg mit vermehrtem Nachdruck. Nach Lyon berief er ein Concil, und hier wurde 1245 der Kaiser abgesetzt.

Es war nur der Schein eines Rechtsverfahrens. Einer der Anwesenden hat seiner Entrüstung über dieses Gaukelspiel Ausdruck gegeben in einem langen Gedicht. Er nennt es den Pfau, denn zu gefährlich erscheint es ihm, die Wahrheit offen zu sagen, und er stellt demnach das Concil dar als eine Versammlung der Vögel.

Der Pfau ist der Papst, wegen seines bunten Gefieders von den Vögeln zur Herrschaft erhoben, der nun über den königlichen Adler mit allen Feinden und Neidern desselben herfällt.

Wir werden wohl, ganz abgesehen von der Art des Verfahrens, uns entsetzen über einen Zustand der Dinge, welcher es dem Papste möglich machte, mit einer Versammlung von Bischöfen den deutschen Kaiser abzusetzen. Es würde das ja auch heutigen Tages wahrscheinlich geschehen, wenn ein Concil noch jetzt dieselbe Macht hätte, die ihm damals beiwohnte. Die Sentenz ist wirklich später als rechtsgültig betrachtet, Friedrichs Regierungshandlungen von da an als ungültig angesehen worden. Zur Zeit als die Absetzung verkündet wurde, war freilich der Eindruck kein bedeutender, und Friedrichs Lage wurde dadurch nicht wesentlich verschlechtert. Er drohte sogar mit einem Angriff auf Lyon. Aber jetzt traf ihn ein Unfall nach dem andern. Den aus Parma vertriebenen Guelfen gelang es sich ihrer Stadt wieder zu bemächtigen; durch einen glücklichen Ausfall wurde das Lager des Kaisers überrascht und verbrannt. Des Kaisers Sohn Enzio unterlag im Kampfe gegen die Stadt Bologna, und gerieth in Gefangenschaft. Schon hatte der Papst mehr als einen Mörder gegen Friedrich gedungen, da ließ auch der Kanzler Petrus de Vinea sich verführen. Aus seiner Feder waren alle die beredten Manifeste entflossen, durch welche Friedrich immer wieder die Gerechtigkeit seiner Sache aller Welt vor Augen führte. Schon gab es eine öffentliche Meinung, auf welche durch Schriften zu wirken möglich war, und von beiden Seiten wurde alle Kunst der Beredsamkeit aufgeboten, um sie für sich zu gewinnen. Endlich aber, man kann es wohl kaum mehr bezweifeln, ließ Petrus de Vinea, bis dahin der zuverlässigste und tüchtigste Minister seines Herrn, durch gekränkte Eitelkeit und unbefriedigten Ehrgeiz sich verleiten, an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers theilzunehmen.

Mehr und mehr seiner Hülfsquellen, seiner Freunde und Die-

ner beraubt, mußte Friedrich sich in sein Erbreich zurückziehen, wo allein er noch unerschüttert dastand. Da starb er am 13. December 1250, und seine getreuen Sarrazenen geleiteten ihn zum Grabe.

Man hat von Friedrich gesagt, daß er beabsichtigt habe, sich als Kaiser an die Stelle des Papstes zu setzen, und nicht ganz mit Unrecht. Es ist charakteristisch für die veränderten Verhältnisse, daß er gar nicht einmal versucht hat, einen Gegenpapst aufzustellen. Aber er hat sich lange ernstlich bemüht, mit dem Papst in ein Verhältniß zu treten, welches den Frieden möglich machte, oder die Wahl eines Papstes zu bewirken, welcher auf seine Absichten einging. Das glückte ihm nicht, und wurde ihm vielmehr als äußerste Anmaßung ausgelegt.

So nahm er denn den Kampf mit aller Entschiedenheit auf, den Kampf gegen diese verderbte Kirche, welche ihre eigentliche Pflicht ganz versäumte. Er versuchte Rom zu erobern und sich ganz zum Herrn zu machen, aber auch das gelang ihm nicht. Dagegen verkündete er in seinen Manifesten aller Welt die Entartung dieser Kirche, welche größer war, als wir es uns vorstellen können. Sehr verbreitet war die Ansicht, daß Reichthum und Macht die Kirche verdorben hätten, daß man sie zu apostolischer Einfachheit zurückführen müsse, um sie zu bessern.

In Frankreich und in England ist damals lebhaft von der Säcularisation der Kirche die Rede gewesen. In Deutschland war der völlige Ungehorsam gegen päpstliche Befehle weit verbreitet. Die Folge des rücksichtslos geschleuderten Interdicts war Gleichgültigkeit, zuletzt gänzliche Entfremdung von der Kirche. Die bessern Bischöfe, welche es noch gab, waren selbst in Opposition gegen die Curie.

Ein Dominicaner Arnold kam zu Friedrich und stellte ihm die Unverbesserlichkeit des Clerus vor; er sieht das Heil nur in den Bettelmönchen, welche auf alle weltliche Habe verzichtet haben, und verkündet diese seine Ansichten in einem Sendschreiben. Ein

anderer weist aus der Offenbarung Johannis mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit nach, daß Innocenz IV der prophezeite Antichrist sei.

Friedrich hat sich dergleichen als Mittel im Kampf gefallen lassen. Man erzählte auch von ihm Aeußerungen, daß die Kirche zu apostolischer Einfachheit zurückgeführt werden müsse. Aber danach gehandelt hat er nicht, auch nicht da, wo er die Macht dazu vollkommen besaß. Er hat sogar die Ketzer verfolgt, wohl nicht allein, um die Welt an seine Rechtgläubigkeit glauben zu machen. Die Kirche selbst, ihre Lehre, die ganze Einrichtung, wollte er aufrecht erhalten. Aber um so entschiedener sprach er auch aus, daß er die Sorge für dieselbe übernehmen müsse, da der Papst, welcher eigentlich die Pflicht habe, sie versäume. Von dem Kaiserthum hat er die höchste Vorstellung, es ist ihm nicht minder heilig und von Gott gesetzt, als das Papstthum. Unmöglich kann er die reichen Einkünfte und die politische Macht den schlechten Prälaten, seinen schlimmsten Feinden, lassen. Er kann auch nicht die Verbindung mit der römischen Curie zugeben, welche den erbittertsten Krieg gegen ihn führt; mit den strengsten Strafen belegt er jeden Verkehr mit ihr, und in seinem Erbreiche entzieht er auch wirklich die Kirche völlig dem Einfluß der Curie.

Aber Friedrich war ein wirklicher Regent; er konnte sich nicht wie andere Fürsten, mit der bloßen Negation begnügen. So nimmt er denn die Sorge, welche der Papst versäumt, auf sich selbst. Er setzt eine Verwaltungsbehörde ein, und errichtet eine förmliche Staatskirche. Auch andere Reiche suchte er zu einem ähnlichen Verfahren zu bewegen, und es schien eine Zeit lang, daß man schon einem solchen Zustande nahe sei. Aber mit seinem Tode ist alles wieder zerfallen. Er war auch hierin seiner Zeit voraus; Jahrhunderte lang beschränkte man sich wieder darauf, nur nach der drängenden Noth des Augenblicks zu handeln.

In Deutschland war mit dem Verfall von Friedrichs Macht

die äußerste Zerrissenheit eingetreten; es war endlich gelungen, Gegenkönige aufzustellen, aber sie blieben ohne Macht und Bedeutung. Endlich wurde von der einen Partei Richard von Cornwallis, der Bruder des Königs von England, erwählt; von der andern Alfons von Castilien, welcher Deutschland nie gesehen hat. Die Fürsten thaten, was sie wollten, und die Städte schützten sich durch Bündnisse, so gut sie konnten.

Friedrichs Sohn Konrad IV gab den hoffnungslosen Kampf in Deutschland nach des Vaters Tode auf, um sein Erbreich zu retten. Nach seinem frühen Tode gelang es König Manfred, nicht nur als König des sicilischen Reiches, sondern auch als Haupt der Gibellinen in ganz Italien eine mächtige Stellung zu gewinnen. Schon waren auch in Toscana die Guelfen bei Monte aperto (1260) geschlagen, und das Blatt schien sich zu wenden.

Papst war damals (1265—1268) Clemens IV, ein Provenzale. Schon war mehreren Fürsten die apulische Königskrone angetragen, waren erfolglose Versuche gemacht. Ihm gelang es Carl von Anjou, den Grafen der Provence, zu gewinnen, den Bruder Ludwigs des Heiligen. Er wurde 1266 in Rom gekrönt, und gewann den Sieg bei Benevent; Manfred selbst verlor das Leben. Nun machte Konrads IV Sohn Konradin sich auf, um sein Erbe zu gewinnen, aber bei Tagliacozzo erlag der unglückliche Jüngling dem kriegserfahrenen Gegner, und mit seinem Freund und Vetter Friedrich von Oesterreich endete er sein junges Leben am 29. October 1268 auf dem Blutgerüst zu Neapel.

So war das Ziel erreicht, der verhaßte Stamm war ausgerottet. Aber nicht im Stamme lag die Feindschaft. Auch Karl von Anjou, kirchlich fromm wie er war, hatte doch durchaus keine Neigung, den Papst zum Mitregenten anzunehmen. Als Haupt der Guelfen in ganz Italien übte er einen starken Druck auf Rom, und die Herrschaft über Italien schien ihm in Aussicht

zu stehen, womit denn für die Päpste gar nichts gewonnen war. Schon Nicolaus III (1277—1280) sah sich zum Widerstand gegen Karls bedenklich wachsende Macht gedrängt. Da wurde die neue Herrlichkeit der Anjou erschüttert durch die sicilische Vesper (1282). Rücksichtslos hatten die französischen Ritter ihren Sieg ausgebeutet und mißbraucht, da erhob sich gegen sie die Wuth des mißhandelten Volkes. Sicilien kam an Peter von Aragon, Manfreds Schwiegersohn, und Jahrhunderte lang bekämpften sich nun die beiden Häuser. Die Blüthe des Landes war geknickt, es hat sich bis jetzt nicht davon erholt.

Wie es aber in der Lombardei aussah, das lese man nach in der Chronik des Salimbene. Jedes gemeinsame staatliche Band fehlte. In jeder Stadt zerfleischten sich die Parteien der Guelfen und Gibellinen, bis endlich die gänzliche Ermattung einem klugen Tyrannen zur Herrschaft verhalf. In den fruchtbarsten Gegenden verödete das Land so, daß die wilden Thiere überhand nahmen, und die Existenz der Menschen gefährdeten.

In solche Zustände waren die Länder durch die Politik der Curie gerathen, die überall zerstörte, nirgends etwas schaffen konnte. Mit der Kirche aber stand es nicht besser. Von der Reform war gar nicht die Rede; alle ihre Einrichtungen, aller Einfluß auf das Volk, waren nur zu den Zwecken des Kampfes im äußersten Grade angestrengt und mißbraucht. Bischöfe und Aebte mußten alle ihre Mittel zu kriegerischer Ausrüstung verwenden; man wählte Kriegsleute, welche nur der Form wegen die niederen Weihen annahmen, und in voller Rüstung in den Krieg zogen. Mit feinster Klugheit ausgebildet waren nur alle Mittel und Wege, um der stets geldbedürftigen und geldgierigen Curie immer neue Einkünfte zuzuführen; den Staatslasten waren die geistlichen Güter glücklich entzogen, aber um so schwerer lastete auf ihnen die römische Besteuerung.

Auch die Reue trieb jetzt aus der Kirche. Im Jahr 1261,

kam eine ganz neue Form der Buße auf. Das Elend und die Noth der Zeit hatten eine verzweiflungsvolle Stimmung hervorgerufen; Hunderte von Menschen fanden sich zusammen, welche sich mit Geißelhieben kasteieten, und dabei die Barmherzigkeit Gottes anriefen. Dergleichen Bußübungen waren der Zeit nicht fremd, und die Kirche billigte sie, hier aber entzogen sich die Büßer jeder Einwirkung der Kirche. Sie beichteten sich ihre Sünden unter einander, man nannte es die Buße der Laien. Das konnte der Kirche nicht gefallen, und sie unterdrückte die Sache, welche ein Jahrhundert später in größerem Umfang sich wiederholte.

Frankreich war von dem letzten großen Kampfe unberührt. Vergeblich hatte Friedrich wie allen Königen, so auch dem französischen vorgestellt, daß seine Sache die Sache aller Könige sei. Aber auch für Innocenz IV rührte Ludwig IX keine Hand; sein Treiben gefiel ihm nicht. Den Aufenthalt in seinem Lande verweigerte er ihm nach dem Beschluß der französischen Pairs. Er wahrte entschieden die Rechte des Staates, und widersetzte sich der Besteuerung seines Clerus durch den Papst. Andererseits riefen die Pracht und Ueppigkeit der französischen Prälaten und der Mißbrauch ihrer Vorrechte und Gerichtsbarkeit 1246 eine starke Verbindung französischer Barone hervor, bei welcher man wieder das Stichwort der Zeit vernahm von der apostolischen Armuth, zu welcher der Clerus zurückgeführt werden müsse. Doch scheiterten diese Bestrebungen an dem Widerstand des Königs. Es war derselbe König, den seine schwärmerische Frömmigkeit zweimal zu einem Kreuzzug verleitete. Als 1250 sein Unternehmen gegen Damiette gescheitert, er selbst in Gefangenschaft gerathen war, da war die Rückwirkung auf die Stimmung des Volkes noch stärker, als nach dem zweiten Kreuzzuge. Sie lästerten selbst den heiligen Namen Christi, sagt Salimbene, und wenn Bettelmönche kamen und im Namen Christi Almosen heischten, so riefen sie einen andern Armen herbei, gaben ihm Geld und sagten voll Hohn:

„Nimm das Geld im Namen Mahomets, der stärker ist als Christus.“

Nach dem Sturze des Kaiserthums blieb Frankreich als das mächtigste Reich im Vordergrunde. Der Rückschlag, welcher nicht ausbleiben konnte, kam von hier. Das Volk, welches der päpstlichen Macht bisher immer den sichersten Rückhalt geboten hatte, übernahm es die Staufer zu rächen.

XV.

Bonifaz VIII.

Das Kaiserthum war gefallen, Italien und Deutschland befanden sich in einem Zustande unerträglicher Auflösung und Zerklüftung, wie ihn eben der Sieg kirchlicher Politik über den Staat zur Folge hat. Niemand litt darunter mehr als die Kirche, welche keinen Hort und Schützer hatte, deren Einrichtungen und Mittel nur für den Kampf und Gelderwerb mißbraucht waren. Ihre sittliche Aufgabe versäumte sie fast vollständig, und von Reform oder auch nur der nothdürftigsten Zucht war kaum noch die Rede.

Allgemein war im Volke das Gefühl, daß es so nicht länger mehr gehen könne. Man empfand die Nothwendigkeit einer Reformation an Haupt und Gliedern, und trug sich mit allerhand Prophezeiungen. Ein kommender Held sollte vollbringen, wozu man sich selbst zu schwach fühlte. Auch die Curie war durch ihren eigenen Sieg erschöpft; von den Staufern befreit, verfiel sie der Abhängigkeit von den Anjou.

Doch kam dabei noch kein Zweifel an der Richtigkeit des ganzen Systems auf; noch mehr als zwei Jahrhunderte lang suchte man die Besserung auf dem alten Boden. Wer sich davon entfernte, wurde von der ganz überwiegenden Mehrzahl ausgestoßen. Die Geistlichkeit war ungeheuer reich und zahlreich. Man klagte über ihre Entartung, ihre Vorrechte, über die Ungerechtigkeit und die Uebergriffe der geistlichen Gerichte, aber man machte noch immer neue Stiftungen. Die größten und schönsten Kirchen wurden ge-

baut. Die Masse des Volkes war noch der Kirche blind ergeben, und es darf nicht vergessen werden, was allein diese Erscheinung begreiflich macht, daß es doch auch noch immer viele Priester gab, welche ihrer hohen Aufgabe wirklich nachzukommen strebten, selbst Bischöfe: nur an der päpstlichen Curie war von solchen Regungen kaum etwas zu spüren.

Am 29. November 1268 starb Clemens IV. Jetzt zeigten sich auch hier die Folgen der freien Wahl, welche im Reich wie in den Bisthümern Zwietracht und Anarchie zur Folge hatte. Drei Jahre lang konnten die Cardinäle sich nicht einigen. Auch unter ihnen waren Guelfen und Gibellinen, italienisch und französisch gesinnte. Endlich am ersten September 1271 kam es zur Wahl des Papstes, von dem es hieß, daß ihn die Zwietracht der Brüder zum Vater der Väter gemacht habe (Quem patrem patrum fecit discordia fratrum). Thedald von Piacenza wurde gewählt, Archidiaconus der Lütticher Kirche. Wie die deutschen Kurfürsten die Krone keinem Fürsten gaben, so wählten die Cardinäle keinen Cardinal. Niemand gönnte dem andern die Würde, und man dachte vielleicht an die Fabel von den Fröschen: lieber noch wollte man einen Klotz als den Storch. Thedald war ein frommer und gelehrter Herr; er befand sich eben auf einer Pilgerfahrt im heiligen Lande.

Heimgekehrt erhielt er die Weihe und nannte sich Gregor X. Wider Hoffen und Erwarten zeigte er große Thatkraft, und nahm die Reform der Kirche ernstlich in Angriff. Er berief auf das Jahr 1274 ein Concil nach Lyon; sehr gründlich ging er zu Werke, und verlangte von allen Seiten Denkschriften über den Zustand der Kirche. Erhalten ist uns eine dieser Denkschriften von dem vortrefflichen Bischof von Olmütz, Bruno von Schaumburg. Traurige Zustände sind es, die uns darin geschildert werden, während dagegen der Bischof selbst einen vollgültigen Beweis von der unerschöpflichen Kraft der Kirche giebt, doch

auch unter diesen ungünstigen Verhältnissen treffliche Männer hervorzubringen, er und auch der Papst Gregor selbst. Bruno's Wirksamkeit hat unvergängliche Spuren in seinem Sprengel zurückgelassen und sein Andenken ist noch heute in Ehren. Aber des Papstes Wirken war vergeblich. Wohl sind auf dem Concil wieder einige Mißbräuche abgeschafft, aber eine tiefgreifende und bleibende Wirkung hatten diese Beschlüsse nicht. Eine Vereinigung mit der griechischen Kirche kam zu Stande, aber sie blieb durchaus folgenlos. Ein Edict über die Papstwahl erließ Gregor, um solche Wirren, wie sie seiner eigenen Wahl vorangegangen waren, für die Zukunft zu verhüten, aber dieses Edict wurde nach seinem Tode wieder aufgehoben.

Das eigentliche Ideal, der Herzenswunsch des Papstes, war ein neuer Kreuzzug. Begreiflich ist ein solcher Wunsch, so lange Akkon noch von den Christen behauptet wurde, aber er zeigt uns doch, daß der Papst von den wirklichen Zuständen seiner Zeit keine klare Vorstellung hatte; sonst würde er nicht mehr an die Ausführbarkeit dieser Idee geglaubt haben.

Die Völker durch ein Wort in Bewegung zu setzen, wie zur Zeit des ersten Kreuzzuges, das ging schon lange nicht mehr. Ein König mußte sich an die Spitze stellen, wenn irgend eine Aussicht auf Erfolg sein sollte. Da empfand nun der Papst den Mangel eines deutschen Königs, denn in Frankreich hatte man nach Ludwigs IX unglücklichen Unternehmungen zu Kreuzzügen keine Neigung mehr. Das Kaiserthum hatte der Papst zertrümmern können, aber das war ja sein Zweck nicht gewesen. Er wollte einen Kaiser, oder doch einen deutschen König, der nach seinem Willen und Geheiß regierte, und das war es eben, was nie zu erreichen war. Die päpstlichen Creaturen konnten nicht regieren, und waren deshalb zu nichts nütze. Auch für die Reform der Kirche, die ihm sehr am Herzen lag, konnte Gregor des Königs nicht entbehren; es fehlte jeder Rechtsschutz, die Stifter waren zu kriegerischer Haltung

gezwungen. Auch in Italien fehlte jetzt der König, der Papst war da nirgends sicher, seine Herrschaft fast ganz verloren. Nachdem von den deutschen Kaisern nichts mehr zu fürchten war, hörten die Italiener auf, den Papst als ihren Vorkämpfer zu betrachten und zu unterstützen. Jede Ortschaft trachtete danach, sich überhaupt von jeder Herrschaft frei zu machen, vorzüglich auch von der päpstlichen. Als Rudolf auf die Einsetzung kaiserlicher Vicare in Toscana und der Romagna verzichtete, hatte der Papst keinen Vortheil davon. Er empfand, wie in alter Zeit, den Mangel eines Schutzherrn.

So betrieb denn Gregor sehr eifrig die Wahl eines Königs, nachdem Richard 1272 gestorben war; Alfons bewog er nicht ohne Mühe zum Verzicht auf die imaginäre Krone, welche seiner Eitelkeit schmeichelte. Rudolf von Habsburg wurde gewählt, und vom Papste sehr ernstlich unterstützt; er gewann mehr Ansehen und Macht, als irgend jemand erwartet, als die Fürsten gewünscht hatten. Aber soweit kam er nie, daß er nach Italien hätte ziehen, geschweige denn daß er einen Kreuzzug hätte unternehmen können.

Am 10. Januar 1276 starb Gregor X. Er hinterließ den Ruf eines wohlmeinenden Mannes, was für einen Papst in damaliger Zeit schon viel war, aber nachhaltige Wirkung hatte sein Pontificat nicht. Er hatte nur den Beweis geliefert, daß auch mit dem besten Willen der Papst zur Reform der Kirche ohnmächtig war.

Höchst abgeneigt, einem aus ihrer Mitte zur höchsten Würde zu verhelfen, fanden die Cardinäle häufig einen Ausweg, indem sie einen hinfälligen Greis erwählten, dessen baldiges Ableben Aussicht auf eine neue Wahl eröffnete.

In demselben Jahre, 1276, folgten aufeinander Innocenz V, Adrian V, Johann XXI, ein Franzose, ein Genuese, ein Portugiese. Von Deutschen war längst keine Rede mehr, aber die guten

Deutschen ließen es sich gefallen, und dachten es müsse so sein, damals wie noch heute. Wieder haderten französische und italienische Cardinäle. Die Bürger von Viterbo sperrten sie endlich ein, und da wählten sie Nicolaus III (1272—1280), einen Orsino, einen Römer. Der versuchte die päpstliche Herrschaft im Kirchenstaate herzustellen; er fühlte sich bedrängt durch die Uebergriffe des Königs Karl von Neapel, dem er kühn genug war, die Würde des Senators von Rom zu nehmen, aber nicht minder bedenklich war ihm von der andern Seite das Herannahen des Königs Rudolf, welchen seine Vorgänger gerufen hatten. Rudolf bereitete seinen Römerzug jetzt ernstlich vor, und sogleich gab es Streit mit seinen Boten, welche die alten Reichsrechte geltend machten. Es gelang dem Papst, Rudolf fern zu halten und einen Frieden zwischen ihm und Karl von Anjou zu Stande zu bringen. Dessen Enkel Karl Martell heirathete Rudolfs Tochter Clementia. Dann starb Nicolaus am 22. August 1280.

Auf ihn folgte Martin IV (1281—1285), wieder ein Franzose. Er hatte einen besonderen Haß gegen die Deutschen, und man erzählte sich in Deutschland seltsame Aeußerungen von ihm: wenn alle Deutschen Frösche wären, möchte er ein Storch werden, oder ein Hecht, wenn sie Fische wären. Es muß hart sein, einen Mann, dem man solche Gesinnung zutraut, im Besitz der Himmelsschlüssel zu wähnen. Die Franzosen aber erzählten von Wundern, die an seinem Grabe geschähen.

Ich übergehe Honorius IV, Nicolaus IV; als dieser am vierten April 1292 gestorben war, konnten wieder die Cardinäle sich über den Nachfolger nicht einigen. König Karl kam persönlich, machte ihnen heftige Vorwürfe, aber es war vergeblich. Endlich am 5. Juli 1294 wählten sie Petrus de Murrone, einen Einsiedler, der im Geruch der Heiligkeit in den Abruzzen hauste, und nun Celestin V hieß. Es war die reine Farce und ging natürlich nicht lange gut. Man erzählte freilich, daß er Wein in

Wasser verwandelt habe, aber die Kirche regieren konnte er nicht. Schon im December dankte er ab.

Einst soll Celestin V von dem Cardinal Benedict von Gaeta um eine Prophezeiung gebeten sein, da man ihm die Gabe zuschrieb, die Zukunft zu erkennen. Anfangs verweigerte er die Antwort; als aber der Cardinal nicht abließ, sagte er zu ihm: „Du wirst eindringen wie ein Fuchs, du wirst herrschen wie ein Löwe, du wirst sterben wie ein Hund.“ Das war der Spruch, in welchem man den Pontificat Bonifaz VIII (1295—1303) zusammenfaßte, denn er war jener Cardinal. Man erzählte auch von ihm, daß er mit schlauem Kunstgriff nächtliche Stimmen veranstaltet habe, welche den einfältigen Papst beunruhigten, und ihn in dem Entschlusse, seine Würde niederzulegen, bestärkten. Als Bonifaz sein Ziel erreicht hatte, ließ er seinen Vorgänger einsperren, weil das Volk ihn wie einen Heiligen verehrte. Er war ihm unbequem. Später hat Johann XXII ihn canonisirt; als todter Heiliger war er unschädlich, aber bei Lebzeiten vertrugen Heiligthum und Papstthum sich nicht mit einander.

Kein Papst ist herrischer aufgetreten als Bonifaz VIII. Den Gesandten des deutschen Königs Albrecht, den er zu seiner Verantwortung vorgeladen hatte, sagte er: „Ich, ich bin der Cäsar, ich bin der Imperator.“ Er war Canonist, wie es auch Innocenz III und Innocenz IV gewesen waren. Die künstliche Organisation der Hierarchie, die große Ausdehnung der geistlichen Gerichtsbarkeit, und der fortwährende Kampf über ihre Befugnisse mit dem weltlichen Recht führten zu einem sehr verderblichen Uebergewicht dieser Studien, gegen welche die Theologie ganz in den Hintergrund trat. Aus dem canonischen Recht waren längst die Folgerungen gezogen, welche den Papst hoch über alle weltlichen Regenten stellten. Bonifaz handelte danach; in die Verhältnisse aller Staaten griff er ein: überall war Zwietracht, und die mächtige Unterstützung der Kirche gab in der Regel den Ausschlag. Alle waren

genöthigt, sich um die Gunst des Papstes zu bemühen, und so kam die Entscheidung in seine Hand. Wie ein Löwe herrschte er, aber wer würde wohl einen Löwen zum geistlichen Vater wählen?

Bonifaz ist auch der Erfinder des Jubeljahres, des für das Jahr 1300 gewährten vollkommenen Ablasses. L. Tosti, der begeisterte Biograph des Papstes, sieht darin nach seiner idealistischen Auffassung den größten und schönsten Gedanken dieses erhabenen Geistes. Der unerschöpfliche Gnadenschatz der Kirche sollte einmal am Beginn des neuen Jahrhunderts einer möglichst großen Zahl ihrer Kinder zu Theil werden. Auch wollte Bonifaz, da er mit Trauer eine Abnahme des kirchlichen Geistes bei den Völkern wahrnahm, daß die Kirche ihre Kinder für kurze Zeit an ihr Herz drücken solle, um sie neu gestärkt und gekräftigt in der Liebe zu entlassen.

Außer dieser Stärkung seines wankenden Ansehens war aber Bonifaz doch wohl nicht gleichgültig gegen die reichen Opfergaben, welche die Pilger mitbrachten. Unzähliges Volk strömte nach Rom; noch niemals seit den Zeiten des alten Kaiserreiches hatte man so gute Tage gehabt. Täglich, das ganze Jahr hindurch, sagt Giovanni Villani, der zugegen war, sind 200,000 Pilger anwesend gewesen und alle Römer wurden reich. Für unsere Betrachtung muß diese ungeheure Wirkung des verkündeten Ablasses eine Warnung sein, daß wir den Einfluß der Kirche nicht zu niedrig anschlagen, trotz der Anzeichen, welche für das Gegentheil sprechen, und der Klagen über wachsenden Unglauben. In der Ferne glaubte man noch, während die Italiener gleichgültig geworden waren. Ueberhaupt aber war der Glaube an die Kirche und ihre Einrichtungen unerschüttert, auch wenn man die Person ihres Oberhauptes und ihrer Diener nicht achtete; dadurch ließ man sich nicht stören. Man verjagte oft genug seinen Bischof oder Pfarrer, aber man miethete sich Bettelmönche oder wen man sonst bekommen konnte, um trotz des Interdicts das kirchliche Amt zu versehen. Und

schließlich kehrte man doch immer gern zur alten Autorität zurück. Es mußte noch viel ärger kommen, um diese zu erschüttern, und es kam viel ärger.

Persönlich finden wir nirgends viel Verehrung für Bonifaz. Dante schildert uns im 19. Gesang die Strafe der Simonisten. Er findet da den Papst Nicolaus III, welcher mit den Früchten der Kirche seine Orsini bereichert hat; der wartet auf Bonifaz VIII, der seine Stelle einnehmen solle, so lange bis ein noch ärgerer kommen werde, nämlich Clemens V. Alle seine Verwandten und viele Landsleute des Papstes aus Anagni wurden mit Kirchenpfründen überreich versorgt. Geld mußte auf alle Weise geschafft werden, um den hoffärtigen Prunk des päpstlichen Hofes zu unterhalten, und die politischen Zwecke zu verfolgen. In dieser Auffassung sind die Zeitgenossen einig, und daraus erklärt sich die Hülflosigkeit des Papstes, trotz aller großen Erfolge, als ihm ein ernstlicher Widerstand entgegentrat.

Frankreich war seit alter Zeit eng verbündet mit den Päpsten. Nur vorübergehend war dieses gute Verhältniß unterbrochen; wesentlich mit Hülfe dieser Bundesgenossenschaft war die königliche Gewalt zu einer großen Ausdehnung und Festigkeit gelangt. Seit der Berufung der Anjou nach Neapel war das Band noch fester geworden; nach der sicilischen Vesper waren die Könige von Frankreich dadurch in lange Kriege mit Aragonien verwickelt. Auch Bonifaz war in gutem Verhältniß mit König Philipp.

Die neue Geschichte wird, wie Michelet sich ausdrückt, für Frankreich eröffnet durch die odiöse Figur Philipps des Schönen. Er ist der Typus einer ganzen Reihe von Regenten, welche den modernen Staat begründet haben. Aller Schimmer der Romantik ist abgestreift, sie sind rein realistisch; im Kampfe mit der feudalen und hierarchischen Anarchie scheuen sie kein Mittel, auch kein Verbrechen. Sie erscheinen abstoßend, hassenswerth. Auch ist es zunächst ihre eigene Macht, welche sie zu vergrößern trachten. Aber

diese Macht fällt ihnen zusammen mit der Macht des Staates; die Mächte, von welchen sie sich frei zu machen streben, sind dieselben, welche den Staat gefesselt halten. So fest aber ist dieser Zustand eingewurzelt, daß auf geradem und gesetzlichem Wege herauszukommen nicht möglich ist. Man kann deshalb diesen Fürsten eine gewisse Anerkennung ihrer Handlungsweise nicht versagen.

Philipp hatte in verschiedenen Kriegen seine Mittel erschöpft; er brauchte Geld und es war nirgends mehr zu finden. Nur an einer Stelle war es noch, da aber auch sehr viel, beim Clerus. Unermeßlich reich, war er von allen Staatslasten frei, abgesehen von den Hülfsgeldern, welche der Papst gelegentlich bei guter Laune den Königen überwies. Das war die Frucht der früheren Kämpfe, aber es war ein vollkommen unerträglicher Zustand, um so mehr, da das üppige Leben des Clerus ihm die Achtung und Ehrfurcht entzogen hatte, welche die Quelle der reichen Gaben gewesen waren. Ein Rückschlag konnte nicht ausbleiben.

Philipp legte 1296 dem Clerus eine Steuer auf. Darauf antwortete Bonifaz mit der Bulle Clericis laicos; man benennt nämlich die Bullen nach ihren Anfangsworten. In schärfster Weise wird darin die Besteuerung des Clerus untersagt; auch nicht als Darlehen, nicht als Geschenk darf Geld von ihm entnommen werden, ohne Erlaubniß des Papstes. So hat also der Papst die Entscheidung über die Bedürfnisse des Landes. Als völlig unabhängige Macht steht die Kirche, auch die des eigenen Landes, dem König gegenüber. Das entspricht vollständig den gregorianischen Grundsätzen, sie sind nach und nach zur Anerkennung und Herrschaft gekommen. Aber eben dadurch erwiesen sie sich nun als unerträglich.

Für Philipp trat noch das hochfahrende Verlangen des Papstes hinzu, in seinen Händeln mit Deutschland und mit England als Richter die Entscheidung in die Hand zu nehmen. Er antwortete, indem er die Ausfuhr von Gold und Silber verbot. Das war

ein schwerer Schlag gegen die Curie, welche aus Frankreich ihre reichsten Einnahmen bezog. Er faßte sie an ihrer empfindlichsten Seite. Er störte aber durch dieses Verbot auch das sehr bedeutende Wechselgeschäft der Italiener, welches im südlichen Frankreich seinen Hauptsitz hatte, und erregte dadurch eine große Aufregung der Italiener gegen Bonifaz.

So tritt nun der Hierarchie der moderne Staat entgegen; es dauert nicht lange, bis ein Herzog von Oesterreich offen ausspricht: „In meinem Lande will ich selbst Papst, Bischof, Archidiaconus sein."

In roher gewaltsamer Weise werden diese Ansprüche geltend gemacht, aber der Kern der Anschauung, welcher zu Grunde liegt, ist richtig und gesund.

Es sind zwei unvereinbare Anschauungsweisen, welche sich gegenüber stehen. Der Kampf war unvermeidlich; nach dem Sturze des Kaiserthums war Frankreich der mächtigste Staat: es war in der Ordnung, daß dieses den Kampf aufnahm. Friedrich II hatte für dieselben Grundsätze gekämpft, aber da war durch das Kaiserthum und durch die verwickelten italienischen Verhältnisse der einfache Gegensatz verdunkelt gewesen. Erst jetzt trat es klar hervor, daß der feindliche Gegensatz zur Hierarchie nicht im Kaiserthum, sondern im Staat überhaupt lag. Die Gegner, welche jetzt den Kampf aufnahmen, sind weit weniger großartig, aber bedeutende Kräfte stehen sich auch hier gegenüber.

Alle diese Fürsten, welche als Vorkämpfer des Staates in die Schranken treten, sind sich darin ähnlich, daß sie vollkommen unempfindlich sind gegen Kirchenstrafen, theils weil dieselben auf das Volk keinen Eindruck mehr machen, theils aber auch, weil sie die immer äußerlicher ausgebildete Kirchenlehre zu ihrem Vortheil benutzen. Denn sie sind nicht etwa ungläubig, sondern vielmehr sehr devot, sehr abergläubisch. Sie gründen oder beschenken Kirchen und Klöster, wie eben jener Rudolf IV von Oesterreich die Ste-

phanskirche, und bringen möglichst viele und kräftige Reliquien zusammen. Da wird nun für sie Messe gelesen, gebetet, gefastet, gebüßt. Damit sind sie für ihr Seelenheil gesichert. Die altrömische, oder eigentlich etruskische Denkungsart, nach welcher man durch bestimmte Formeln und Handlungen den göttlichen Willen zwingen kann, ist wieder aufgelebt und von Rom aus der Kirche eingeimpft worden. Man muß, um das recht lebhaft zu empfinden, in den Archiven der Klöster die besiegelten Urkunden sich ansehen, worin diesem oder jenem Wohlthäter die Theilnahme an allen guten Werken zugesichert wird, welche in dem Kloster verrichtet werden. Es ist ein Geldgeschäft wie jedes andere, ähnlich wie man noch heut zu Tage Personen miethet, welche Wallfahrten verrichten, oder an den Gräbern ihre Rosenkränze abbeten.

Diese ganz geschäftsmäßige Einrichtung hatte den Vortheil, daß sie von den höheren kirchlichen Personen ganz unabhängig war. In solcher Weise gefeit, gingen nun Fürsten und kleinere Machthaber rücksichtslos vor, auch gegen Bischöfe, auch gegen den Papst. Der Mißbrauch, der um Gelderwerbswillen in die Kirche eingeführt war, erwies sich auch in entgegengesetzter Weise brauchbar.

Auf der kirchlichen Seite aber erscheinen nicht mehr Männer von imposanter sittlicher Größe, wie einst Petrus Damiani, Bernhard von Clairvaux. Philipp fragte in sehr einleuchtender und verständlicher Weise: „Besteht die Kirche etwa bloß aus Geistlichen? Geben die Freiheiten, welche diese voraus haben, ihnen etwa das Recht, den Herrschern die Mittel zur Regierung und zur Vertheidigung ihrer Reiche zu entziehen? Und sollten Pfaffen befugt sein in Ueppigkeit und ärgerlichem Aufwande zu schwelgen, wenn das Vaterland zu seiner Erhaltung ihres Geldes bedarf?" Thatsächlich hatte schon Karl Martell nach denselben Grundsätzen gehandelt.

Bonifaz mußte nachgeben, wie eben die Kirche nachgiebt, wenn sie bedrängt ist: er erklärte, daß die Bulle sich nicht auf Frankreich beziehe.

Aber bald entbrannte der Krieg von neuem. Bonifaz ernannte eigenmächtig einen Bischof von Pamiers, noch dazu einen Mann, welcher Philipp persönlich verhaßt war. Er schickte ihn 1301 als seinen Legaten. Philipp jagte ihn fort und ließ ihn wegen Majestätsbeleidigung verklagen. Die Sachwalter des Königs waren Peter Flotte und Wilhelm Nogaret.

Nogaret war Rechtslehrer in Montpellier. Nicht mehr war jetzt der Clerus der einzige gebildete Stand; es gab gelehrte Laien, welche den Königen als Rathgeber und Beamte zur Seite standen. Die Legisten, welche schon Kaiser Heinrich V zu Hülfe gerufen hatte, waren doch jetzt erst, da das Ansehen des Clerus schwand, zu solcher Stellung und Bedeutung gekommen, daß sie einen wirksamen Beistand leisten konnten. Die Befugnisse der alten römischen Kaiser übertrugen sie auf die Fürsten ihrer Zeit, die strengen Bestimmungen des altrömischen Gesetzes über Majestätsbeleidigung wandten sie auf die Gegenwart an. Nach diesen wurde gegen den Bischof von Pamiers verfahren.

Nogaret war aus dem südlichen Frankreich, wo noch der Haß von dem Albigenserkriege her unter der Asche glühte, und durch die Inquisition lebendig erhalten wurde. Von da kam die Nemesis. Nogarets eigener Großvater soll als Ketzer verbrannt sein.

Schon 1291 hatte Nogaret für Philipp geschrieben; jetzt 1301 erhob er die Anklage gegen den Bischof von Pamiers. Bonifaz erließ dagegen die Bulle Ausculta fili. Der härteste Tadel wird darin ausgesprochen. Der König möge nicht wähnen, keinen Oberen zu haben: der Papst sei auch in weltlichen Dingen der höchste Richter. Von dieser Bulle erklärte Philipp, daß sie gegen die Rechte der Nation, gegen das Königthum verstoße. Er ließ sie im Februar 1302 in Paris öffentlich verbrennen.

Im April desselben Jahres 1302 berief Philipp die erste Versammlung der Generalstände (États généraux), zu welcher auch von

den Städten je zwei Abgeordnete geladen waren. Es war viel Unzufriedenheit mit seiner Regierung vorhanden, aber es gelang ihm, sie zu beschwichtigen, und sein Auftreten gegen den Papst fand Beistimmung. Der geistliche Stand mußte trotz seines Sträubens eine Vorstellung an den Papst richten und zum Frieden mahnen.

Bonifaz hatte seinerseits die französischen Prälaten zu einem Concil geladen, welches Philipp durch die Berufung seines Parlamentes hinderte; etwa die Hälfte der französischen Bischöfe kam. Der Papst erging sich in leidenschaftlichen Schmähungen, und sprach den Bann aus gegen alle, welche die Prälaten hinderten, nach Rom zu kommen. Daß Philipp damit gemeint sei, war unzweifelhaft. Zugleich erließ er eine neue Bulle, die berühmte und berüchtigte Bulle Unam sanctam. Er erklärt darin, daß es nur eine Kirche gebe, ein Haupt derselben, Christus und Christi Statthalter Petrus und Petri Nachfolger, wo also diese zu einer Person zusammengezogen werden. Zwei Schwerter seien demselben übergeben, das geistliche und das materielle; aber dieses muß für die Kirche, jenes von der Kirche gehandhabt werden, das eine mit der Hand des Priesters, das andere mit der Hand der Könige und Krieger, jedoch letzteres auch nur auf den Wink und die Zulassung des Priesters. Es zieme sich aber, daß die weltliche Autorität der geistlichen Gewalt unterworfen sei; sie müsse von dieser gerichtet werden, diese aber, die geistliche, von niemand als von Gott selbst. In feierlichster Weise erklärt er sodann, daß es für alle menschliche Creatur zur Nothwendigkeit des Heiles gehöre, dem Papste unterthänig zu sein. Dieser Ausdruck aber „alle menschliche Creatur“ ist aus 1 Petri 2, 13 entlehnt, und bedeutet alle menschliche Obrigkeit, wie das eben vom Bischof Reinkens nachgewiesen ist in seinem Werke „Revolution und Kirche,“ wo diese Bulle einer vernichtenden Kritik unterzogen ist.

Die in derselben aufgestellten Behauptungen, gegen welche

Dante sein Werk von der Monarchie geschrieben hat, waren in Italien von den Gibellinen schon längst bekämpft worden, indem sie die selbständige und unabhängige Berechtigung des Staates neben der Kirche behaupteten. Der Anspruch auf die unbedingte Unterordnung aller weltlichen Staaten war nicht neu, es waren die Worte des Thomas von Aquino, aber hier zuerst waren sie in keckster und herausforderndster Weise als Glaubenssatz formulirt. Die Bulle ist in das canonische Recht aufgenommen, von Leo X in feierlicher Weise bestätigt, und wie Reinkens sich ausdrückt, in vollem Umfang für die Unterworfenen des Vaticans Gottes Wort; und dieselbe ist auch jetzt noch in unerschütterter Gültigkeit.

Philipp der Schöne ließ sich diese Bulle nicht gefallen; er berief 1303 eine Versammlung nach Paris, zu welcher nur wenige Bischöfe kamen. Hier trat im Namen des Königs Nogaret auf; er appellirte vom päpstlichen Bann an ein Concil, klagte den Papst der Simonie und anderer Verbrechen an, und verlangte, daß der König zur Verhaftung des Papstes ermächtigt würde. Und das geschah.

Natürlich antwortete hierauf der Papst mit dem Bann, mit der Lösung der Unterthanen von ihrem Eid. Philipp aber erhob auf einer neuen Versammlung weitere Anklagen gegen den Papst; darunter auch die, daß er sich mit dem deutschen König Albrecht gegen Frankreich verbunden habe. Er legte Protest ein gegen alle Schritte des Papstes. Das Manifest, worin er dieses dem Volke verkündete, fand allgemeine Zustimmung. Nun wurde Nogaret nach Italien geschickt, mit Geld reichlich versehen, womit dort immer am meisten auszurichten war. Aber er fand auch sehr bereitwillige Bundesgenossen an den Colonna, welche der Papst mit unversöhnlichem Hasse verfolgt, zwei ihrer Cardinäle entsetzt hatte; sogar das Kreuz hatte er gegen sie predigen lassen.

In Anagni überfielen sie den Papst am 7. September 1303. Als er sah, daß er verlassen und hülflos war, sagte er, da

er nun einmal sehe, daß er sterben müsse, wolle er als Papst sterben. Er legte den päpstlichen Mantel an, setzte die dreifache Krone auf, nahm Kreuz und Schlüssel in die Hände: so saß er, ein Greis von mehr als 80 Jahren, auf dem päpstlichen Throne. Nogaret drohte ihn gefangen nach Lyon zu bringen, und Sciarra Colonna vereinigte sich mit ihm in Beschimpfung des Papstes, der ihnen unerschrocken antwortete, und niemand wagte Hand an ihn zu legen. Nach drei Tagen wurde er durch einen Aufstand der Einwohner von Anagni, seine Landsleute, die früher von den Colonna sich hatten gewinnen lassen, befreit, und kehrte nach Rom zurück, wo er in Raserei verfallen sein soll, und nach wenigen Tagen am 11. October 1303 gestorben ist.

Was hier geschah, war weit ärger, weit roher, als Heinrichs V Verfahren gegen Paschalis II, und es geschah zur Zeit, als die hierarchische Macht scheinbar auf ihrer größten Höhe war, als eben die schrankenlosesten Ansprüche als Glaubenssatz verkündet waren.

Wird nicht das Martyrium des Papstes das Signal eines neuen Triumphes der Kirche werden? wird nicht die ganze Kirche, die ganze Christenheit sich in gerechtem Zorn gegen die Frevler erheben?

Nichts dergleichen geschah. Der Vorfall hat fast keinen Eindruck gemacht. Mit wunderbarer Gleichgültigkeit wird er berichtet. In einer Chronik aber lesen wir, daß Schiffer im sicilischen Meere, wo man glaubte, daß auf den liparischen Inseln der Eingang zur Hölle sei, die Teufel frohlocken hörten, und rufen: „Macht auf! Macht auf! Empfangt den Papst Bonifaz zur ewigen Höllenstrafe!"

Der neue Papst Benedict XI verkündete zwar den Bann gegen die Theilnehmer an der That, aber dem König Philipp gegenüber lenkte er zur Nachgiebigkeit ein.

XVI.

Clemens V. Die Päpste in Avignon.

Wir haben die große Krisis und Katastrophe der Papstgeschichte betrachtet. Dem Kaiserthum war das Papstthum über den Kopf gewachsen; es war noch immer aufwärts gestiegen, und hatte die maßlosesten Ansprüche nicht ohne Erfolg erhoben. Da zeigte sich, daß doch keine ausreichende Kraft, weder materielle noch geistige, vorhanden war, um eine solche gebietende Stellung zu behaupten. Nur nach Macht und Herrschaft hatte der Papst mit allen Mitteln getrachtet, aber sein jäher Sturz, durch brutale Gewalt bewirkt, rief keine Gegenwirkung hervor. Die frühere Höhe wurde nicht wieder erreicht.

Schon Benedict XI (1303—1304) widerrief, was Bonifaz gegen den König von Frankreich verordnet hatte. Er war aus dem Dominicaner Orden, gebürtig aus Treviso, von geringer Herkunft; ein frommer Mann, der eine Reform des üppigen päpstlichen Hofes erstrebte. Als er nun schon am 7. Juli 1304 starb, sagte man deshalb, daß er auf Anstiften der italienischen Cardinäle vergiftet sei. Die Strafe dafür, wenn sie es gethan hatten, ereilte sie bald genug, wie Villani bemerkt.

Diese Strafe bestand in der Verlegung der Curie nach Frankreich, dem babylonischen Exil, wie man es schon früh genannt hat. In Italien fanden die Päpste nirgends mehr eine gesicherte Stätte, in Rom selbst am wenigsten, aber ihre Abwesenheit wurde sehr bald schmerzlich empfunden. Die Curie gab

den Italienern die alte römische Weltherrschaft in anderer Gestalt zurück. Ihre Angehörigen traten in den fernsten Ländern als gebieterische Machthaber auf, und verzehrten die Einkünfte zahlloser, zu ganz anderen Zwecken gestifteter kirchlicher Pfründen, die ihnen zu großer Beschwerung der betreffenden Kirchen verliehen wurden. Von allen Seiten kamen hohe und niedere Cleriker zur Curie mit Gesuchen, Beschwerden, oder um dem Papste ihre Aufwartung zu machen; sie brachten alle mehr oder weniger Geld mit, welches in Rom zurückblieb. Eine immer wachsende Quelle von Einkünften waren die Prozesse, welche an der Curie geführt wurden; zu den hohen Kosten und Sporteln kamen die noch größeren Summen, welche die notorische Bestechlichkeit der Richter und Sachwalter verschlang. Die ganze Kirche in allen Ländern wurde in sinnreichster Weise von der päpstlichen Curie besteuert und ausgebeutet, und alle diese Goldströme befruchteten italischen Boden. Ganz ausgebildet freilich ist dieses System erst in Avignon, und oft genug war der Genuß dieser Segnungen unterbrochen durch Unruhen, Sedisvacanzen und längere Abwesenheit der Päpste. Dafür aber hatte man auch noch in ganz frischem Andenken die Herrlichkeit des Jubeljahres.

Als das nun alles aufgehört hatte, und die Curie ganz überwiegend französisch geworden war, da trauerte man in Italien über den Verlust so guter Dinge, und wie es zu gehen pflegt, man erzählte sich wunderbare und geheimnißvolle Dinge von dem bösen Papste Clemens, wie er sich dem König von Frankreich verkauft, und durch schwarzen Verrath die Tiara erlangt habe. Der Florentiner Chronist Villani hat in seiner anmuthigen Darstellungsweise uns einen ganzen Roman überliefert; er kennt alles ganz genau, wie es zugegangen ist, die allergeheimsten Verhandlungen. So zuversichtlich und treuherzig erzählt er alles, daß Jahrhunderte lang niemand daran gezweifelt hat; er beherrscht die ganze geschichtliche Ueberlieferung.

Dennoch ist es nur eine ganz unbegründete Klatschgeschichte, wie erst kürzlich (1858) der französische Gelehrte Rabanis in einer ausgezeichneten Abhandlung durchaus überzeugend erwiesen hat. Er bemerkt mit vollem Recht, daß die Lage der Dinge zur Erklärung der Thatsache, welche den Italienern so unbegreiflich war, vollkommen ausreicht. „Bonifaz VIII," sagt er, „war ohne allen politischen Verstand, und hatte sich in der seltsamsten und bedauerlichsten Weise über den Vortheil und die Lage des heiligen Stuhles getäuscht. Er bildete sich ein, daß er Herr von Rom sei, Herr von Italien, Herr der ganzen Welt, weil der kaiserliche Adler den Vatican nicht mehr bedrohte. Er that alles mögliche, um sich gewaltsam von dem einzigen Staate loszureißen, der für die Größe, die Macht des heiligen Stuhles ein Interesse hatte. Er, der nicht einen Zoll breit Erde besaß, wo er vor seinen zahllosen Feinden in Sicherheit war, hielt sich für um so unabhängiger, je isolirter er war, und er unternahm es, die Universalmonarchie Gregors VII zu verwirklichen; er vergaß, daß diese Theorie oder dieser Traum nur ein Werkzeug gewesen war, um den Clerus in die Hand des Papstes zurückzubringen. Ein Coloß auf thönernen Füßen, der vor dem Stab des Häschers und Sciarra Colonna's Handschuh hinstürzte, um sich nie wieder zu erheben!"

Das Conclave in Perugia, wo Benedict XI gestorben war, dauerte fast ein Jahr. Nur eine kleine Minderheit hielt, wie es scheint, an der Politik und den Grundsätzen Bonifaz VIII fest; die überwiegende Majorität erkannte von Anfang an die Nothwendigkeit, das französische Bündniß herzustellen, nur konnten Colonna und Orsini sich über die Person nicht einigen. Endlich wählte man den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand del Got, den man irriger Weise für einen Gegner Philipps des Schönen gehalten hat. Er nahm die Wahl an, aber nach Rom kam er nicht: er fürchtete sich hinzugehen, heißt es, und dazu hatte er allen Grund wegen der wetterwendischen Natur der Römer, und

der unaufhörlichen Gewaltthätigkeiten und Fehden der großen Familien. Waren schon die vorigen Päpste mehr in Viterbo, Orvieto, Anagni, Perugia gewesen als in Rom, er als ganz fremder Ankömmling konnte nirgends auf Sicherheit rechnen. Außerdem aber hatte er gar kein Geld; seine und seiner Kirche Besitzungen waren in dem englisch-französischen Kriege ausgeplündert, und eben jetzt befand er sich auf einer Visitationsreise, um auf Kosten seiner Untergebenen leben zu können. Der päpstliche Schatz aber war bei jenem Ueberfall in Anagni ausgeraubt worden. So ließ er denn die Cardinäle nach Lyon kommen, sehr gegen ihre Neigung, und da wurde er am 14. November 1305 in Gegenwart des Königs Philipp geweiht, und nannte sich Clemens V.

Die Macht des französischen Königshauses war damals auf ihrer Höhe; von Neapel kam es auch nach Ungarn, welches unter den Anjou seine glänzendste Zeit gehabt hat. Daß mit ihm zu ringen verderblich war, hatte man eben erst erfahren. Clemens hatte auf der Welt keinen andern Halt; er hat sich ihm unbedingt unterworfen. Es fehlt nicht an Klagen und Vorstellungen in seinen Briefen, aber der erdrückenden und rücksichtslos gehandhabten Gewalt muß er sich schließlich fügen.

Clemens V überließ dem Könige auf fünf Jahre den Zehnten aller geistlichen Einkünfte in Frankreich, was von da ab zur Gewohnheit wurde, und ernannte eine Menge französischer Cardinäle. Er gab den beiden Cardinälen der Familie Colonna ihre Würden zurück, und hob, nach einer Scheinbuße, den Bann gegen Nogaret und seine Genossen auf: Nogaret war jetzt Kanzler des Königs.

Philipp verlangte noch mehr: er wollte, daß Bonifaz VIII als Ketzer verdammt und verbrannt würde. Aber das soll an dem Widerstand der Cardinäle gescheitert sein.

Nach längerem Umherziehen verlegte Clemens im J. 1309 den päpstlichen Hof vorübergehend, sein Nachfolger Johann XXII im J. 1316 bleibend nach Avignon, einer Stadt des Königs Karl

von Neapel als Grafen der Provence, dem Namen nach ein Reichslehen. Später hat Clemens VI die Stadt von der vertriebenen Königin Johanna gekauft.

So beginnt also dieses siebenzigjährige Exil, dieses Papstthum von Avignon, mit der knechtischen Unterwerfung unter den Willen des französischen Königs, dessen Gunst und Beistand man nicht entbehren kann. Das Papstthum ist ein Werkzeug der französischen Politik, tritt aber dafür um so herrischer nach allen anderen Seiten auf, und findet darin Trost und Entschädigung. Den besten Trost jedoch gewährt das Geld, welches mit allen Mitteln den Kirchen abgepreßt wird; immer neue Wege dazu werden erfunden, die Bischöfe immer schwerer belastet. Pfründen aller Arten werden den Curialen vorbehalten, und immer mehr Processe kommen aus allen Ländern zur Entscheidung nach Avignon. Man weiß, daß da für Geld alles feil ist, aber man kann sich dem Zauberkreis nicht entziehen. Auch die Ablaßlehre, welche Thomas von Aquino theoretisch ausgebildet hat, erweist sich immer erfreulicher als reichste Goldquelle.

Wohl mag man staunen, daß die Welt diese Wirthschaft, welche ganz allgemein bekannt und niemand verborgen war, so lange ertragen hat. Aber wenn man auch über die Mißbräuche klagte, die Kirche wollte man doch behalten wie sie war, und hatte auch nichts anderes an die Stelle zu setzen. Auch war die Hierarchie trefflich organisirt; sie bildete den einzigen wirklich wohlgeordneten Staat durch alle Länder hindurch. Auflehnung gegen sie, Ungehorsam ihrer eigenen Glieder, kommt oft genug vor, aber zuletzt ist sie doch immer siegreich. Ketzer giebt es sehr viele, aber ohne genügende Kraft zum Widerstand, und der Menge sind sie ein Gegenstand des äußersten Abscheus.

Clemens V ist also, wie wir wohl sagen müssen, entlastet von dem Vorwurf, das Papstthum erkauft zu haben durch die Verheißung äußerster Entwürdigung desselben. Aus Schwäche

mag er gehandelt haben, aus Hülflosigkeit. Aber sehr viel besser wird seine Lage dadurch nicht, namentlich in der Sache der Templer. Diese waren in Frankreich sehr reich und mächtig, ihr Großmeister eine unabhängige Macht neben dem König. Er hatte diesen einmal gerettet bei einem Auflauf, aber er konnte sich auch einmal gegen ihn wenden. Philipp war entschlossen, den Orden, welcher keinen Zweck mehr erfüllte, und durch seinen Uebermuth der übrigen Geistlichkeit verhaßt war, zu verderben. Zu diesem Zweck wurde 1306 der Großmeister Jacob von Molay unter den Vorwand einer Berathung über eine neue Kreuzfahrt geladen. Er kam mit 60 Rittern und wurde plötzlich am 13. October 1307 verhaftet. Gewiß waren in den Ordenshäusern manche Ausschweifungen vorgekommen, mochte auch manche ketzerische Meinung eingedrungen sein, aber die Geständnisse, welche jetzt durch die Tortur erpreßt wurden, haben keinerlei Gewicht. Zuerst hier diente die Inquisition den eigennützigen Absichten des weltlichen Staates, ein System, welches später in Spanien weiter ausgebildet wurde. Clemens V ordnete am 12. August 1308 eine allgemeine Untersuchung an, und schon am 12. Mai 1310 wurden 54 Ritter verbrannt, später noch dreizehn. So weit konnte der Papst aus eigener Macht gehen, aber um die Aufhebung des ganzen Ordens ins Werk zu setzen, schien es ihm doch nothwendig zu sein, ein Concil zu berufen, welches 1311 zu Vienne sich versammelte. Da aber bei diesem die Aufhebung nicht durchzusetzen war, hat Clemens V sie eigenmächtig am 22. März 1312 im geheimen Consistorium ausgesprochen. Nun wurde auch noch der Großmeister Jacob von Molay verbrannt, die Güter aber den Johannitern zugetheilt. In Frankreich aber nahm Philipp fast den ganzen Besitz für sich, und der Tempel wurde zum königlichen Palast. Derselbe hat Ludwig XVI als Gefängniß gedient; ihn traf die Nemesis der alten Blutschuld.

Philipps Ehrgeiz war auch mit der Vernichtung der Templer

nicht befriedigt; als der deutsche König Albrecht 1308 ermordet war, mußte Clemens V Philipps Bruder Carl von Valois zum Nachfolger empfehlen. Schon Bonifaz VIII hatte ihm 1301 die Krone zuwenden wollen, als er mit Philipp noch nicht zerfallen, dagegen mit Albrecht in heftiger Fehde war. Man sagte, daß Clemens von dieser Wahl, welche er amtlich empfahl, heimlich abgerathen habe; wenn auch diese Krone den Capetingern zufiel, so war eben gar nicht mehr gegen sie aufzukommen. Sicher ist, daß nicht er gewählt wurde, aber Heinrich von Luxemburg, der kaum weniger gut französisch war, wie auch seine Muttersprache französisch war. Empfohlen war er durch seinen Bruder Balduin, den eben der Papst in Poitiers zum Erzbischof von Trier geweiht hatte. Heinrich selbst war am französischen Hofe erzogen, von Philipp zum Ritter geschlagen; er hatte für ihn gegen England gekämpft, und war ihm durch einen Soldvertrag verbunden. Beide Brüder haben sich 1305 in Lyon dem König Philipp förmlich als Vasallen verpflichtet.

Heinrich sollte zugleich französisches und päpstliches Werkzeug sein, und scheint auch anfangs dazu willig gewesen zu sein. Er war überaus fromm und der Kirche ganz ergeben, übrigens ein vortrefflicher und unsträflicher Ritter. Er zog nach Italien, zuerst wieder seit der staufischen Zeit, veranlaßt durch den Papst oder doch im Einverständniß mit ihm. Aber sofort zeigten sich die Schwierigkeiten, wie sie sich ja auch schon gezeigt hatten, als Rudolf nur erst Anstalt traf, nach Italien zu ziehen. Ein guelfischer Kaiser war eben unmöglich. Kaum erschien Heinrich, so begrüßten ihn die Gibellinen mit Jubel und mit großen Hoffnungen; aber er konnte nicht als ihr Führer auftreten; er war ja durch die päpstliche Partei erhoben, und seine ganze Stellung in Deutschland beruhte ausschließlich auf den geistlichen Churfürsten.

Heinrich versuchte über den Parteien zu stehen, aber er stieß überall auf die verdeckte Feindschaft der kirchlichen Partei, obgleich

er selbst Guelfe war. Denn das Haupt der Guelfen in Italien war der König Robert von Neapel, der nach der Herrschaft über ganz Italien strebte; alles andere war nur Phrase. Nicht ohne Mühe erlangte Heinrich die Kaiserkrone, für welche er nach damaliger Auffassung der Beihülfe des Papstes nothwendig bedurfte, und welche allein ihm damals die Berechtigung geben konnte, noch bei Lebzeiten einen Nachfolger wählen zu lassen. Ungekrönt konnte er nicht nach Deutschland zurückkehren. Die zu diesem Zweck von Avignon nach Rom gesandten Cardinäle zögerten, aber das aufgeregte römische Volk zwang sie die Krönung zu vollziehen. Nun fühlte endlich Heinrich sich frei von den Rücksichten, welche ihn bis dahin gefesselt hatten; er verbündete sich offen mit den Gibellinen und begann den Krieg gegen König Robert. Da zögerte auch Clemens nicht länger mit Bann und Absetzung.

In schärfster Weise trat hier die Unvereinbarkeit beider Standpunkte hervor; ein Kaiser konnte nicht guelfisch sein, ein Papst sich mit keinem Kaiser in Italien vertragen. Heinrich starb am 24. August 1313, bevor die Sentenz ausgesprochen war; allgemein glaubte und erzählte man, daß er von einem Mönch durch die Hostie vergiftet sei. Die Thatsache scheint nicht richtig zu sein, aber geglaubt wurde sie allgemein: niemand fand sie unwahrscheinlich, und es machte den tiefsten Eindruck, daß ein so frommer, der Kirche so aufrichtig ergebener Mann diesem Geschick nicht hatte entgehen können. Es machte um so tieferen Eindruck, weil Heinrichs Leben durchaus unsträflich gewesen war, und man damit das Sündenleben in Avignon verglich, von dem man sich die schlimmsten Dinge erzählte.

Aeußerlich aber stand Clemens V als Sieger da, und gesiegt hatte er auch über Venedig. Die Venetianer nämlich hatten sich 1308 der Stadt Ferrara bemächtigt, und waren darüber in Krieg mit dem Papst gerathen. Clemens V hatte Bann und Interdict über sie ausgesprochen, und hatte männiglich aufgefordert, über

sie herzufallen und sich ihrer Habe zu bemächtigen, sie selbst als Sclaven zu verkaufen. Ueberall waren ihre Kaufleute mit den reichsten Waarenvorräthen und Banken verbreitet; überall fanden sich Leute, welche einer solchen Aufforderung zu folgen sehr bereit waren und gierig zugriffen. Auch die Florentiner zogen ins Feld und schlugen die Venetianer, da mußten sie im J. 1313 nachgeben. Böses zu thun, hatte der Papst keine geringe Macht und es war nicht rathsam, ihn zum Feinde zu haben.

Am 20. April 1314 starb Clemens V. Welchen Ort Dante ihm angewiesen hat, haben wir schon gesehen. Villani sagt von ihm: „Er war sehr gierig nach Geld, und der Simonie ergeben, so daß jede Pfründe an seinem Hofe für Geld zu haben war. Und er lebte in Lüsten, so daß man offen sagte, er habe die schöne Tochter des Grafen Foix zur Freundin. Und er hinterließ seiner Familie unermeßliches Geld." Weiter erzählte er nun ein Gerede im Volk, daß nach dem Tode eines Cardinals, seines Nepoten, der Papst durch Zauberei habe wissen wollen, wie es um dessen Seele stehe. Und die Teufel trugen seinen Caplan in die Hölle, und zeigten ihm in einem Palaste ein brennendes Bett, worin die Seele des Nepoten war, und sie sagten, daß es um seiner Simonie willen sei. Gegenüber aber wurde an einem anderem Palast gebaut, der war für den Papst bestimmt. Bald darauf sei der Papst gestorben; den ausgestellten Sarg ergriff die Flamme der Kerzen, halb verbrannt wurde er bestattet.

Bei einer Würde, deren Macht großentheils auf der öffentlichen Meinung beruht, ist es nicht gleichgültig, was das Volk sich erzählt, und es ist zu bemerken, daß Villani gut katholisch war, und 1300 das Jubiläum mit großer Andacht und Erbauung besucht hatte.

Wieder versuchten nun die italienischen Cardinäle, dem für sie schwer erträglichen Zustand zu entkommen; fast zwei Jahre dauerte das Conclave, bis, nicht ohne Gewaltsamkeit, die Franzosen siegten

und einen Landsmann erwählten, den Sohn eines Schusters aus Cahors, der durch canonistische Gelehrsamkeit emporgekommen war. Er nannte sich Johann XXII (1316—1334). In der Politik durch und durch französisch, war er übrigens ebenso geldgierig wie sein Vorgänger.

In Deutschland war nach Heinrichs VII Tod wieder einmal eine zwiespältige Wahl gewesen. Schon Clemens hatte bei Erledigung des Throns die Regentschaft für sich in Anspruch genommen, er hatte Robert von Apulien, den entschiedensten und gefährlichsten Gegner der deutschen Herrschaft, zum Reichsvicar in Italien ernannt. Noch entschiedener stellte Johann XXII diese Forderung. Den von ihm begünstigten König Robert bekämpften Friedrich von Sicilien, den er dafür in den Bann that, und die Visconti von Mailand. Mit diesen war Ludwig der Baier verbündet, und als er 1322 seinen Gegner Friedrich von Oesterreich besiegt hatte, unterstützte er Galeazzo Visconti gegen Robert, der Mailand mit päpstlichen Söldnern belagerte.

Da citirte ihn Johann XXII durch einen Anschlag an der Kirchthüre zu Avignon, unter Androhung des Bannes, um Rechenschaft darüber zu geben, daß er, ohne die päpstliche Entscheidung abzuwarten, sich einen deutschen und römischen König nenne. Er gebot ihm die Regierung niederzulegen. Das ging aber doch den deutschen Fürsten zu weit; bei dem Reichstag in Nürnberg fand Ludwig lebhafte Unterstützung, und appellirte an ein Concil. Nun sprach Johann auch gegen ihn Bann und Entsetzung aus, aber es blieb vollkommen wirkungslos.

Mit kirchlichen Dingen hatte dieser Streit gar nichts zu thun; dagegen aber kam Johannes selbst in den Verdacht der Ketzerei, was viel schlimmer und gefährlicher war, als alles andere. Er hatte die Lehrmeinungen der Franziskaner verletzt. Die Lehre von der Armuth Christi, seiner Besitzlosigkeit, verwarf er, eine eine Lehre, welche ganz harmlos aussieht, aber sich sehr praktisch

anwenden ließ. Sie war gerichtet gegen den reichen Besitz der Dominikanerklöster, und richtete sich in ihren weiteren Consequenzen auch gegen die Ueppigkeit des päpstlichen Hofes. Eine andere Lehre, welche die Gemüther in jener Zeit heftig bewegte, war die vom Schauen Gottes: ob nämlich die Seelen selig verstorbener Menschen gleich nach ihrem Tode Gott schauen, oder erst nach dem jüngsten Gericht. Für diese letztere Meinung erklärte sich Johann XXII. Aber der König von Frankreich befragte die Pariser Universität, welche sich dagegen erklärte, und der Papst hat seine Zustimmung wiederrufen müssen, sein Nachfolger hat den Ausspruch Johanns in bestimmtester Weise verworfen. Auch diese Lehre war gefährlich; sie berührte die Fürbitte der Heiligen und damit die einträglichsten Rechte der Kirche.

Diese Streitgkeiten sind es, welche die Franziskaner auf die Seite Ludwigs des Baiern führten, bei welchem sie Schutz suchten, und für welchen sie nun die heftigsten Schriften gegen den Papst verfaßten. Andere bedeutende Autoren gesellten sich zu ihnen, und in diesen Schriften ist immer entschiedener und deutlicher die Lehre entwickelt, daß der weltliche Staat unabhängig von der Kirche sei, und in sich seine eigene Berechtigung habe. Diese Lehre begegnet uns jetzt überall, und faßt immer mehr Wurzel in der öffentlichen Meinung.

Ludwig selbst zog 1328 siegreich in Rom ein. Die Römer waren sehr unzufrieden über die Abwesenheit des Papstes, welche ihnen ihre beste Nahrungsquelle abschnitt, nicht minder aber auch über den Unfug des Adels, welcher von seinen festen Burgen und Häusern aus die Stadt mit unaufhörlichen Gewalthätigkeiten und kleinen Kriegen erfüllte. Um dagegen sich zu schützen war eine römische Republik errichtet und Sciarra Colonna zum Capitan del Popolo erwählt. Von diesem ist Ludwig in feierlicher Volksversammlung zum Kaiser gekrönt worden. Darauf erhob der neue Kaiser in einer Versammlung auf dem Capitol Klage gegen den

Papst Johann XXII. Er ließ ihn absetzen und einen neuen Papst wählen, den Franziskaner Peter von Corbara, welcher sich Nicolaus V nannte.

Sehr merkwürdige Vorgänge, in vollem Widerspruch mit den Anschauungen der frühern Zeiten. Aber es war keine Kraft dahinter. Niemand kümmerte sich um den neuen Papst, und endlich hat er sich demüthig unterworfen. Hatte der Papst vergeblich nach einem Kaiser gesucht, der als sein Werkzeug herrschen sollte: mit einem kaiserlichen, vom römischen Volk erwählten Papst ging es noch weniger. Auf solche Weise war die Frage nicht zu lösen.

Die Römer, immer wetterwendisch, wandten sich von Ludwig ab. Gegen die Uebergriffe des Adels hatten sie sich schützen wollen, nicht von der Kirche abfallen. Einen Papst wollten sie haben, der viel Geld nach Rom bringe: was nützte ihnen dieser Nicolaus V, von dem die fremden Völker nichts wissen wollten, zu dem keine Pilger und Bittsteller kamen?

Aber auch Ludwig selbst blieb nicht fest in seiner Haltung. Den Bann konnte er nicht ertragen und war, um davon befreit zu werden, zu jeder Demüthigung bereit. Dennoch wurde ihm die Absolution versagt, nicht nur von Johann XXII, sondern auch von dessen Nachfolger.

Am 4. December 1334 war Johann XXII gestorben, fast neunzig Jahre alt. Er hinterließ einen ungeheuren Schatz, man erzählte sich von 22 Millionen Goldgulden. Nach ihm traf die Wahl, da man sich nicht einigen konnte, durch Zufall einen frommen Cisterzienser Mönch, der kein Politiker und kein Rechtsgelehrter war, er nannte sich Benedict XII (1334—1342). Am ernstlichsten beschäftigte ihn die Frage über das Schauen Gottes; er strebte auch, doch ohne Erfolg, Reformen einzuführen, und wünschte nach Rom zurückzukehren. Mit Ludwig hätte er sich gerne vertragen, aber wie einmal die Abgesandten bei ihrer Heimkehr berichteten, hatte er ihnen im Vertrauen gesagt, daß er den

Kaiser nicht absolviren dürfe, weil der König von Frankreich es nicht wolle. Diese Knechtschaft empfand er schwer; er hat sogar einmal ganz Frankreich mit dem Interdict belegt, aber es half ihm nichts.

Auf ihn folgte Clemens VI (1342—1352), sehr cavalleresk, aber wenig religiös, wie Villani sich ausdrückt, ganz französisch gesinnt, übrigens sehr gelehrt und nicht ohne hervorragende Eigenschaften. Unter ihm entfaltete sich in üppigster Blüthe die Pracht des Hofes von Avignon, von welcher die Franzosen beklagen, daß sie die Sittenlosigkeit nach Frankreich gebracht habe, die von Petrarca mit den glühendsten Farben geschildert und verwünscht wird.

In Deutschland empfand man doch die schmachvolle Lage des Reiches. Der Kurverein zu Rense 1338 trat für die Unabhängigkeit der deutschen Königswahl den Behauptungen der Päpste und ihrer Canonisten entgegen, und auf dem Reichstag zu Frankfurt 1344 war die Stimmung der Art, daß man zu völligem Abfall bereit gewesen wäre. Da aber Ludwig zu keinem entschlossenen Handeln zu bringen war, richtete der Unwillen sich auch gegen ihn. Im Jahre 1346 aber erließ, wie der vortreffliche Sanctflorianer Chorherr Franz Kurz sich ausdrückt, der Papst „eine höchst eckelhafte neue Bannbulle wider den Kaiser, die mit allen gräßlichen, ganz unchristlichen Verwünschungen angefüllt war, deren nur eine ungezähmte wüthende Leidenschaft fähig ist. Daß ein solches pöbelhaftes Toben (es sind die Worte des Chorherrn) den Statthalter Christi entehre, daran ward in Avignon nicht gedacht."

Zu diesem neuen Ausbruche der alten Feindschaft war Ludwigs Verbindung mit England der Anlaß. Auch Eduard III von England war sehr erbittert über päpstliche Erpressungen und Eingriffe in die Verhältnisse seines Reiches; und Eduard III siegte gerade in diesem Jahre bei Crecy. Wie erregt in England damals die Stimmung war, nicht allein gegen den Papst, sondern

gegen die Clerisei überhaupt, davon geben die Schriften von Chaucer und mehr noch manche andere Erscheinungen der englischen Litteratur Kunde. Auch am Rhein und weit in Deutschland war diese Stimmung vorhanden. Man erzählte sich von einem zukünftigen Kaiser, der alle Pfaffen ausrotten werde. Das Interdict, welches immer häufiger angewandt wurde, weil der Bannfluch unkräftig geworden war, empfand man freilich schwer, wenn aller gewohnte Gottesdienst aufhörte, aber es war ein zweischneidiges Mittel. Man gewöhnte sich auch ohne Kirche zu leben, und eine ganze Generation wuchs heran, welche die kirchlichen Ceremonien gar nicht mehr kannte, und sie, als sie wieder eingeführt wurden, anfangs ganz lächerlich fand.

Gläubige Gemüther aber fanden sich in der weit verbreiteten Gesellschaft der Gottesfreunde zusammen, welche von der äußerlich bestehenden Kirche sich abwandten, und bald genug von ihr als ketzerisch verfolgt wurden.

In Rom selbst aber errichtete das Volk eine demokratische Republik unter dem Volkstribunen Cola di Rienzi. Es war das neu erwachte Studium des heidnischen Alterthums, welches hier in das wirkliche Leben eingriff. Vom Papst als Landesherrn wollte man nichts mehr wissen, die Religion wurde nur als äußere Form beibehalten. Aber eben als solche wollte man sie doch nicht missen, und das Jubeljahr 1350 führte wieder einen ungeheueren Zudrang von Pilgern nach Rom.

Es war eine Zeit der Verzweiflung. Ueberall Krieg, Räuberei, Anarchie; dazu die entsetzlichen Verheerungen des Schwarzen Todes, dieser furchtbaren Pest, deren alle Chroniken gedenken, und die Boccaccio geschildert hat. Auch in Avignon hatte sie grauenhaft gewüthet, und wieder wie vor zweihundert Jahren, durchzogen Geißler die Lande. Da begegnet uns auch der Humor der Verzweifelung. Im Jahre 1351 fand man zu Avignon einen Brief von Lucifer, dem Fürsten der Finsterniß, an den Papst,

seinen Vicar, und an seine Diener, die Cardinäle und Prälaten. Er belobt sie höchlich, daß sie so gut für ihn arbeiteten; schon sei er nahe daran, seinen Feind Christus zu besiegen, und wenn sie so brav fortführen ihn zu unterstützen, so zweifle er nicht daran, daß der Sieg ihm gewiß sei. Er grüßt sie von ihrer Mutter, dem Hochmuth, und von deren Schwestern, der Habsucht, der Ueppigkeit und den übrigen Lastern. Vergeblich forschte man nach dem Verfasser des Briefes, welcher sich in vielen Abschriften nach allen Seiten verbreitete. Der Papst soll sehr dadurch erschreckt sein, und nicht gar lange nachher ist er gestorben.

So wankte das stolze Gebäude, aber noch hielt es sich. Der durch den Schwarzen Tod erregte Schrecken führte die Menschen wieder mehr der Kirche zu. Das Mißlingen aller reformatorischen Hoffnungen, welche an Ludwig den Baier geknüpft waren, hatte stumpfe Ergebung zur Folge.

Es gelang Clemens VI, Karl IV als seine Creatur auf den deutschen Thron zu bringen, und bald stellte auch der Cardinal Gil Albornoz die päpstliche Herrschaft im Kirchenstaat her.

Noch hatte man nur einen Vorgeschmack der kommenden Verderbniß, noch stand die Kirchenspaltung bevor.

XVII.

Die Kirchenspaltung.

Die Willkürherrschaft des Papstes war nicht allein für die weltlichen Staaten und für die ganze Kirche sehr drückend; auch die Cardinäle hatten nur die Freiheit der Wahl, dem gewählten Papste gegenüber waren auch sie fast rechtlos. Schon längst hatten die Domcapitel den Bischöfen gegenüber eine große Selbständigkeit erworben, die Güter und Einkünfte waren ganz gesondert. Die Cardinäle hätten es gar zu gern auch so gut gehabt, und als Clemens VI gestorben war, machten sie eine Capitulation, welche der neue Papst beschwören sollte. Es sollten nicht mehr als höchstens zwanzig Cardinäle sein, und ihnen das halbe Einkommen der Kirche zukommen; in allen wichtigen Dingen sollte der Papst an ihre Zustimmung gebunden sein. Mit den übrigen Cardinälen beschwor auch Stephan Aubert, der Bischof von Ostia, diese Constitution; darauf wurde er als Innocenz VI (1352—1362) Papst, und sofort erklärte er sie für ungültig. Wenn er aber auch hierin seinen Willen durchsetzte, so hatte er dagegen schwere Demüthigung zu erleiden von den Söldnern, welche nach dem Frieden zu Bretigny (1360) zwischen England und Frankreich keine Verwendung mehr fanden, und zu einer großen Landplage wurden. Ein solcher Haufe drang in Avignon ein und erpreßte große Summen; der Papst mußte ihren Anführer zur Tafel laden und noch obendrein absolviren. Die

Standhaftigkeit der alten Märtyrer oder die starre Festigkeit eines Bonifaz VIII durfte man in Avignon nicht suchen.

Dieser Vorfall mußte nicht wenig dazu beitragen, den Mahnungen Nachdruck zu geben, welche immer dringender laut wurden, zur Rückkehr nach Rom, wo von Rechts wegen des Papstes Platz sei. Aus dem fernen Schweden mahnte Birgitta, auf göttliche Eingebungen sich berufend; mit aller Kraft eindringlichster Beredsamkeit und italienischer Vaterlandsliebe Petrarca.

Nach dem Tode Innocenz VI konnten sich die Cardinäle nicht über die Wahl eines Papstes aus ihrer Mitte einigen und wählten deshalb Urban V (1362—1370), den Abt des Klosters Sanct Victor in Marseille. Dieser war entschlossen, den Sitz des Papstthums nach Rom zurück zu verlegen. Schon hatte der spanische Cardinal Gil d'Albornoz, ein bewährter Kriegsmann, mit eben so viel Kraft und Grausamkeit wie Klugheit die päpstliche Herrschaft im Kirchenstaat hergestellt; jetzt beredete sich Urban mit Karl IV zu einem gemeinsamen Unternehmen. Italien war der Kampfplatz großer Söldnerbanden, welche das unglückliche Land furchtbar verheerten. Hier Ordnung zu schaffen, war die schwierigste Aufgabe, und am allerwenigsten war Karl IV der Mann dazu. Wie schon seinen ersten Römerzug, so benutzte er auch diesen zweiten nur, um überall Geld zu erpressen. Urban V empfing ihn 1368 in Rom mit großer Feierlichkeit, und krönte seine Gemahlin zur Kaiserin, aber Hülfe hatte er nicht von ihm. Zu brauchen war dieses herabgewürdigte Kaiserthum nicht mehr. Der König von Neapel von der einen Seite, von der andern die Visconti in Mailand, mit den von ihnen bezahlten Bandenführern, machten den Aufenthalt in Italien fast unmöglich, so daß auch Urban V bald wieder den Vorstellungen der französischen Cardinäle nachgab, und nach Avignon zurückkehrte. Er war persönlich nicht ohne guten Willen für eine Reform der Kirche, und unterstützte wissenschaftliche Bestrebungen. Man hat

ihn sogar canonisiren wollen, es ist aber doch nicht dazu gekommen.

Urban V war zu gut und zu mild für die Aufgabe, welcher der Papst, wie nun einmal die Dinge lagen, sich nicht entziehen konnte. Nur durch Söldner konnte die Herrschaft behauptet werden und diese waren für ihren Herrn ebenso lästig und gefährlich, wie für den Feind. Urbans Nachfolger, Gregor XI (1370—1378), übergab den Oberbefehl dem Cardinal Robert von Genf, welcher so entsetzlich hauste, daß ein allgemeiner Abfall eintrat. Eine Stadt nach der andern trat über zu dem Städtebund, an dessen Spitze Florenz stand; mit der Losung der Freiheit wurde, wie um dieselbe Zeit in Deutschland, aber auch mit gleich schlechtem Erfolg, eine große Städteverbindung erstrebt, welche den Tyrannen und ihren Söldnern das Handwerk legen und für den gänzlich mangelnden Staat einen Ersatz schaffen sollte. Diese neue Gefahr vermochte den Papst, als auch Bologna abgefallen war, mit den so oft verfluchten Visconti Frieden zu schließen, und sich mit ihnen zu verbünden. Dagegen wurden gegen die sonst immer gut guelfischen Florentiner dieselben Mittel in Anwendung gebracht, welche sich gegen Venedig so wirksam erwiesen hatten. Recht deutlich zeigte es sich hier, wie nur die territoriale Politik den päpstlichen Bannflüchen ihre Richtung gab; noch Albornoz hatte an dem in Florenz verkauften Ablaß eine reiche Hülfsquelle für den Krieg gegen die Visconti gefunden. Aber Gregor fühlte auch, daß aller Boden unter den Füßen schwinde, wenn der Hof noch länger in Avignon bliebe, und so zog er denn im J. 1377, trotz aller Abmahnungen des französischen Königs Karl's V, nach Rom. Allein so großer Jubel auch bei seinem Einzuge ihn begrüßt hatte, so ohnmächtig fühlte er sich dort bald; er begab sich nach Anagni, und war schon im Begriff, wie sein Vorgänger, nach Avignon zurückzukehren, als er am 27. März 1378 in Rom starb.

Man sagt, daß die Ermahnungen der als heilig verehrten Katharina von Siena ihn nach Rom geführt haben. Es mag überhaupt immer mehr das Bewußtsein eingetreten sein, daß das ganze Ansehen des päpstlichen Stuhles in äußerster Gefahr war, wenn es nicht wieder durch den Nimbus des römischen Namens gestützt wurde. An der Stätte, welche man durch das Martyrium der beiden vornehmsten Apostel geheiligt glaubte, hatte ihr Nachfolger ein weit festeres Anrecht auf die Verehrung der Völker, während man jetzt für alle Uebel, die man schwer empfand, in der Entfernung des Papstes von seinem Bischofstuhle den Grund suchte.

Sehr bedenkliche Dinge ereigneten sich eben damals in England, wo die Kirche ganz besonders reich und mächtig war. Hier lehrte mit immer steigender Kühnheit und immer wachsendem Beifall Wicliffe an der Oxforder Universität. Ganz direct griff er die päpstliche Gewalt an, und ging auf die fast vergessene Bibel zurück, welche er durch seine Uebersetzung in weiten Kreisen bekannt machte. Seine Lehre richtete sich gegen den Ablaß, gegen die Reichthümer des Clerus, gegen sein canonisches Recht. Er ging so weit zu sagen, daß man niemals einen guten Papst bekommen werde, und daß die Kirche auch ohne einen Papst gar wohl bestehen könne: es würde am besten sein, gar keinen zu wählen. Das Mönchthum verwarf er grundsätzlich. Natürlich bannte ihn Gregor, und er hat von seinem Lehrstuhl in Oxford weichen müssen, aber geschützt vom Herzog von Lancaster, ist er 1384 auf seiner Pfarre ruhig gestorben. Seine Lehren hatten in England große Verbreitung gefunden, und der Regierung war die Bekämpfung der päpstlichen Autorität willkommen; wurde doch eben damals wieder an die Zahlung des veralteten Peterspfennigs mit gebieterischer Strenge gemahnt. Aber eine vollständige Aenderung trat ein, als im kentischen Aufstand (1381) eine wilde und sich überstürzende Volksbewegung zum Ausbruch kam.

In demselben Jahre war das reiche und üppige Florenz in der Hand der Arbeiter, der Wollkämmer, in Frankreich waren furchtbare Bauernaufstände, Jacques Bonhomme verlangte seine Rechte. Ueberall aber gelang es, die revolutionären Bewegungen, welche viel zerstören, aber nichts schaffen konnten, zu überwältigen. Blutige rücksichtslose Reaction trat ein, mit der Revolution erlagen, wie es immer zu gehen pflegt, die berechtigten reformatorischen Ideen und Forderungen. Mit den übrigen alten Zuständen und Autoritäten wurde auch die kirchliche neu befestigt, die größte Gefahr war zunächst ohne ihr Zuthun überwunden. Die Kirche konnte sich schon wieder einigen Unfug erlauben, und sie that es im vollsten Maße. In England suchten und fanden nicht lange nachher die Lancaster ihre Stärke im Bunde mit dem Clerus; bald flammten in England die Scheiterhaufen massenweise, die Uebersetzung theologischer Schriften in die Volksprache wurde strenge verboten, und für lange Zeit war hier jede reformatorische Regung in Blut und Flammen erstickt.

Die letzten und kühnsten Angriffe Wicliffe's gegen das Papstthum waren schon eine Folge der Kirchenspaltung gewesen, welche nach Gregors XI Tod eintrat. Die Römer hatten die Cardinäle in heftiger Aufregung bedroht, sie forderten einen Römer: lo volemo Romano! Da wurde der Erzbischof von Bari erwählt, Urban VI (1378—1389), kein Römer zwar, aber ein Calabrese, ein fanatischer Eiferer, der sogleich reformiren wollte, aber ohne Sinn und Verstand, und mit blutiger Grausamkeit, dabei ohne alle Rücksicht weltlicher Klugheit. In dieser schwierigen Lage, wo es nur mit großer Besonnenheit und Vorsicht möglich war, sich zu behaupten, überwarf er sich sogleich mit Neapel; der Königin Johanna sagte er, er wolle sie ins Kloster der Clarissinnen schicken und spinnen lassen. Sie schickte Truppen gegen ihn, er that sie in den Bann, und war zunächst siegreich, indem mit seiner Unterstützung Karl der Kleine die Krone gewann. Aber

auch mit diesem verdarb er es durch seine Anmaßung, und wurde endlich in Nocera belagert, wo er, während des Königs Kanonen die Festung beschossen, täglich auf der Mauer erschien, ein Glöcklein in der einen, eine Kerze in der andern Hand, und den König und dessen Söldner verfluchte. Zugleich behandelte er seine eigenen Cardinäle mit der entsetzlichsten Grausamkeit. Endlich entkam er nach Genua, und von hieraus versuchte er gar, seinem Neffen, einem ganz nichtswürdigen Menschen, die Krone von Neapel zu verschaffen. Mit einem Söldnerheere wollte er in Neapel einrücken. Es war das Ablaßgeld, welches in einer Zeit, wo alle Kriege mit Söldnern geführt wurden, solche Machtentfaltung möglich machte. Glücklicher Weise erkrankte der Papst, bald ging ihm auch das Geld aus, seine Söldner zu bezahlen. Er kehrte endlich nach Rom zurück, wo er zur Freude der Christenheit im October 1389 starb.

Das war der Ausgang des calabresischen Reformpapstes. Gleich im Anfang aber, als er noch im ersten Eifer mit unerbittlicher Strenge den päpstlichen Hofhalt reformiren wollte, beleidigte er durch seine Grobheit die französischen Cardinäle, welche sich in Verbindung mit der Königin Johanna einließen, und, der Unterstützung von Frankreich sicher, von Anagni aus seine Wahl für ungültig erklärten, und dann unter dem Schutze des Grafen von Fondi am 20. September 1378 eine neue Wahl vornahmen. Sie fiel auf jenen berüchtigten Bandenführer, dessen wir schon oben gedachten, den Cardinal Robert von Genf, der sich nun Clemens VII nannte (1378—1394). In Rom gab es einen Ausbruch der Volkswuth, der sich zunächst gegen die Franzosen richtete; Urbans Söldner waren den französischen Söldnern, welche noch Gregor XI mitgebracht hatte, überlegen; die Engelsburg, welche die französischen Cardinäle noch in ihrer Gewalt gehabt hatten, mußte übergeben werden. Clemens flüchtete nach Neapel, aber auch hier erhob sich das Volk für den Landsmann, und

zwang sogar die Königin Johanna, Urban VI anzuerkennen. Endlich gelang es Clemens, zu Schiff über Marseille nach Avignon zu entkommen, wo er noch sechs Cardinäle vorfand, welche Gregor nicht nach Rom hatten folgen wollen.

So hatte also die Christenheit nun zwei Päpste, welche sich gegenseitig aus Leibeskräften verfluchten. Für Clemens waren Frankreich, Schottland, nach einigem Schwanken auch Castilien, und Neapel nach dem offenen Bruch mit Urban. Beide Päpste taugten nichts; wenn nun die Autorität gesucht wurde, auf die man sich bisher jeder widerstrebenden Meinung gegenüber berufen hatte, wo war sie zu finden?

Als 1389 Urban VI starb, man sprach von Gift, da glaubte man eine Hoffnung auf Einigung zu haben, aber die italienischen Cardinäle wählten Bonifaz IX (1389—1404). Er war wenig über dreißig Jahre alt, und so unwissend, daß er kaum lesen konnte. Im Andenken hat er sich erhalten durch die Bonifazischen Pflanzen, Creaturen, die er aller Orten mit Pfründen versorgte. Noch niemand hatte es so schamlos getrieben; in allen Ländern erschienen Bevollmächtigte römischer Curialen, und forderten unter Androhung des Bannes erledigte Pfründen oder die Anwartschaft auf solche, die erst frei werden würden. Auf das kirchliche Amt war es dabei natürlich nicht abgesehen, sondern auf die damit verbundenen Einkünfte. Der offenste Handel wurde damit in Rom getrieben, und dieselbe Pfründe oder Anwartschaft oft an mehrere Personen verkauft, was dann die ärgerlichsten Streitigkeiten gab. Ueberhaupt wurde auf alle Weise und mit allen Mitteln Geld gemacht, Ablaßkrämer zogen nach allen Richtungen, und je entfernter, desto mehr ließ das Volk sich dadurch bethören, und brachte sein Geld; wenn nicht, was oft genug geschah, die Bevollmächtigten es unterschlugen, so floß es nach Rom, und Bonifaz verstand es, mit diesem Gelde seine Herrschaft in Rom und im Kirchenstaat zu befestigen. So groß aber waren die Kosten der

Söldner, daß bei dem beschränkten Gebiet der Obedienz doch immer Geldmangel eintrat.

Man ertrug diesen Zustand in der Christenheit noch immer, aber man überlegte doch, wie man sich daraus retten könne. Da jetzt eine allgemein anerkannte Autorität fehlte, so stieg das schon immer hohe Ansehen der Pariser Universität. Sie schlug im Jahre 1394 vor, daß beide Päpste abtreten sollten, und die Cardinäle von beiden Seiten zu einer neuen Wahl zusammen treten. Sogar der Gedanke, daß wohl jede Nation ihren Papst haben könne, ist damals laut geworden.

Verschiedene Fürsten bemühten sich ernstlich, dem Vorschlag der Pariser Universität Nachdruck zu verschaffen. Aus Aerger über dieses Drängen soll Clemens VII 1394 gestorben sein. Nun waren die Universität und die französische Regentschaft, denn der König war wahnsinnig, eifrigst bemüht, eine Neuwahl zu hindern, aber ohne Erfolg. Die Cardinäle beschlossen zwar, um der französischen Regierung genug zu thun, daß der erwählte Papst an der Herstellung der Einheit arbeiten solle, selbst durch Abtretung, wenn nämlich die Mehrzahl der Cardinäle dafür sein sollte. Aber sie glaubten doch, eine günstigere Lage zu haben, wenn auch sie einen Papst hätten, und wählten deshalb den Spanier Peter von Luna, der sich Benedict XIII nannte, den halsstarrigsten aller Päpste. Er war ein ausgezeichneter Canonist, und kam eben von Paris, wo er versprochen hatte, Clemens VII zur Annahme des Vorschlages der Universität zu bewegen. Trotzdem nahm er die Wahl an.

Da alle Verhandlungen mit ihm vergeblich waren, kündigte endlich Frankreich den Gehorsam; drei Jahre lang wurde Benedict in Avignon eingeschlossen gehalten.

Auch Bonifaz IX sah sich gefährdet, da wie die Pariser Universität, so auch die Oxforder die Abdankung beider Päpste betrieb, und wie Frankreich, so auch Heinrich III von Castilien

beiden den Gehorsam gekündigt hatte. Dringend wurde von Frankreich aus auch König Wenzel zu demselben Schritt ermahnt, und auch die Prager Universität war dafür. Die Erpressungen der Curie stießen auf wachsenden Widerstand, und eine Aushungerung durch Abschneidung der Hülfsquellen schien in naher Aussicht zu stehen.

Da wußte sich Bonifaz durch kluge Benutzung der vorhandenen Uneinigkeit Hülfe zu schaffen. Nach dem Verfall des Kaiserthums war in Deutschland die Königswahl und damit auch der bedeutendste Einfluß in den Angelegenheiten des Reiches in die Hände von sieben Kurfürsten gekommen, eine höchst unsinnige Einrichtung, welche um so verderblicher war, weil drei Erzbischöfe darunter waren, und bei dem immer gesteigerten Einfluß des Papstes derselbe durch die Einsetzung eines neuen Erzbischofes oft die Majorität ändern konnte. Durch die Wahlfreiheit aber waren die Bisthümer ein Zankapfel der stiftischen Adelsfamilien und einiger fürstlicher Häuser geworden. Da fehlte nicht leicht ein Prätendent, welchem die Unterstützung des Papstes die Obermacht geben konnte. So gelang es jetzt Johann von Nassau, der das Erzbisthum Mainz für vieles Geld von Bonifaz gekauft hatte, sich desselben mit Gewalt zu bemächtigen; sein Interesse war mit dem päpstlichen unauflöslich verbunden. Obgleich nun Wenzel durchaus schwankend war, so bewirkte doch Bonifaz im Jahre 1400 durch seinen Mainzer Erzbischof die Absetzung desselben, für welche es freilich an guten Gründen nicht fehlte, und die Wahl Ruprechts von der Pfalz, der aus Dankbarkeit ihm gegen die Visconti zu Hülfe eilte, und ihm Luft schaffte, wenn er auch gerade nicht viel ausrichtete. In Deutschland aber gewann Bonifaz wieder festen Boden, und auch in Böhmen waren die Deutschen und die deutsche Majorität der Universität jetzt für Ruprecht und Bonifaz. Dieser verkündigte und feierte triumphirend das Jubeljahr 1400, welches seiner Kasse eine reiche Ernte brachte. Er

steigerte diese namentlich durch die schöne Erfindung, daß man, um des römischen Ablasses theilhaftig zu werden, nur die Kosten der Reise, oder auch nur einen Theil derselben, an die ausgesandten Stationarien zu zahlen brauche. Als ein besonderer Ausfluß apostolischer Milde wurde es gerühmt, daß so den Sündern der Ablaß sogar ins Haus gesendet werde. Diese einträgliche Neuerung bürgerte sich rasch ein, und man fand es auch bald überflüssig, deshalb erst ein Jubeljahr abzuwarten.

Der gefährliche Plan einer allgemeinen Neutralität war also glücklich durchkreuzt, und Frankreich erkannte nun auch wieder Benedict XIII an, nachdem dieser sich zu dem Compromiß verstanden hatte, daß er die päpstliche Würde niederlegen wolle, wenn sein Rival in Rom dasselbe thue.

Als Bonifaz IX 1404 in Rom starb, wurde sogleich wieder ein neuer Italiener gewählt, wenn auch, wie Benedict, unter der Bedingung eventueller Abdankung, Innocenz VII (1404—1406). Dieser mußte, von König Ladislaus von Neapel bedrängt, und von den Römern vertrieben, nach Viterbo flüchten. Unablässig verhandelte er mit Benedict über die beiderseitige Abdankung; da aber beide eigentlich doch keine Neigung dazu hatten, so ist es begreiflich, daß kein Resultat herauskam. Benedict, der um seine Bereitwilligkeit zu zeigen, persönlich bis Genua gekommen war, verkündigte, daß die Schuld der fortwährenden Spaltung nur Innocenz träfe, aber niemand wollte es ihm glauben.

In Rom 1406 starb Innocenz VII. Daß die Spaltung aufhöre, wünschten natürlich alle, nur sollte der Vortheil nicht dem Gegner zufallen. Die Cardinäle aber hatten bei der Vereinigung am wenigsten einen Verlust zu befürchten; sie empfanden sehr lebhaft die Gefahr, in welche die ganze so einträgliche und ihnen so vortheilhafte Einrichtung gerathen war, und ihre Lage war bei dem beschränkten Machtgebiet und dem wachsenden Widerstand durchaus unbehaglich. Aber sich ohne weiteres dem so oft verfluchten

Gegenpapst unterwerfen, das ging doch auch nicht; sie mußten dann erwarten, zu Gunsten der Gegencardinäle bei Seite gesetzt zu werden. Außerdem machte die politisch gefährdete Lage des Kirchenstaats, wo verschiedene Machthaber fast ganz unabhängig herrschten, und der König Ladislaus von Neapel sehr bedrohlich vordrang, es nothwendig, keine längere Vacanz eintreten zu lassen. Ueberhaupt war die Lösung nicht so einfach; das Avignoner Papstthum erneuern wollte man in Italien um keinen Preis, und wenn einst Frankreich und Neapel gemeinsam das Papstthum sich unterworfen hatten, so stand jetzt dem König Ladislaus ein Ludwig von Anjou als Prätendent gegenüber, für den ein französisch gesinnter Papst eine willkommene Unterstützung gewesen wäre. Er war der Sohn Ludwigs I von Anjou, den einst die Königin Johanna adoptirt und zu ihrem Erben ernannt hatte.

Man wählte also einen neuen Papst, aber denjenigen Cardinal, der am eifrigsten die Union betrieb, einen Venetianer, der als fromm und gutmüthig bekannt war, und von dem sich um so weniger ein Widerstand gegen die Union befürchten ließ, weil er schon nahe an achtzig Jahre alt war. Eine sehr bindende Wahlcapitulation beschwor er mit großer Bereitwilligkeit, und nannte sich nun Gregor XII.

Aber ungemein rasch ging eine auffallende Aenderung mit dem alten Manne vor. Trotz des großen Geldmangels richtete er eine sehr luxuriöse Hofhaltung ein; an Zucker allein, der damals noch sehr kostbar war, soll er mehr verzehrt haben, als der ganze Haushalt seiner Vorgänger kostete. Ferner aber eilte sofort eine ganze Schaar von Nepoten zu ihm, welchen es bald gelang, nicht nur auf Kosten der Kirche ein üppiges Leben zu führen, sondern auch den alten Mann ganz in ihre Gewalt zu bringen. Sie hatten natürlich das lebhafteste Interesse, keine Union zu Stande kommen zu lassen, und Gregor selbst fand immer mehr Geschmack am Besitz der Macht; ernannte auch trotz der bestimmtesten eidlichen

Zusagen eine Anzahl neuer Cardinäle, um seine Macht zu verstärken.

Unterhandelt wurde jedoch; auf beiden Seiten drängten die Cardinäle, in Frankreich sah es sehr bedrohlich aus, und so wurde denn 1407 eine Zusammenkunft in Savona beschlossen, mit aller möglichen Vorsicht gegen Ueberfall und Gewalt, wie wenn zwei feindliche Heerführer zusammenkommen. Sehr langsam näherten sie sich, doch endlich waren sie sich ganz nahe; Gregor war bis Lucca gekommen, Benedict bis Porto Venere. Da, so schreibt Lionardo Aretino, Gregors Secretär, da wollte unser Papst als Landthier nicht ans Wasser, Benedict aber als Wasserthier nicht ans Land kommen, und sie kehrten beide um.

Jetzt riß endlich die Geduld; Frankreich sagte Benedict den Gehorsam auf, worauf dieser sich nach Perpignan zurückzog, welches damals zu Aragonien gehörte. Einen Fortschritt hatte man gemacht: man hatte sich überzeugt, daß so kein Resultat zu erreichen sei, daß mit dem guten Willen der beiden Päpste man nimmermehr zur Einheit gelangen werde. Schon hatte die Universität Oxford verkündigt, daß ein Concil über den Päpsten stehe, und daß es auch gegen den Willen derselben berufen werden könne, wie das ja in früheren Zeiten häufig geschehen sei. Dieser Ansicht schloß sich auch die Pariser Universität mit ihrem berühmten Kanzler Joh. Gerson an. Es gelang auch die Cardinäle dafür zu gewinnen, welche den Boden unter den Füßen wanken fühlten, und deren Autorität zunächst nur gesteigert wurde. So kamen denn wirklich 1408 die Cardinäle von beiden Seiten in Livorno zusammen, und vereinigten sich zur Berufung eines Concils nach Pisa auf den 25. März 1409.

Den beiden Päpsten wurde schwül, und voll Trotz und Erbitterung berief nun jeder von ihnen ein Gegenconcil, Gregor nach Aquileja, Benedict nach Perpignan. Aber das Concil zu Pisa zu hindern gelang ihnen nicht; freudig wurde es überall be-

grüßt, man knüpfte die größten Hoffnungen daran. So zahlreich, wie die großen alten Concilien, war es freilich nicht besucht, doch zählte man 22 Cardinäle, 4 Patriarchen, 12 Erzbischöfe, 80 Bischöfe und 87 Aebte. Dazu aber kamen Gesandte von mehr als 20 Fürstenhöfen, Abgeordnete von 15 Universitäten, mehr als 300 Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts, ferner noch eben so viele Procuratoren von Bischöfen und Domcapiteln. So hatte das Concil einen ganz anderen Character als die älteren; nicht die hohe Geistlichkeit war überwiegend, und in der ganzen Versammlung herrschte der lebhafteste Eifer für die Reform der Kirche, welche ausdrücklich als Zweck des Concils bezeichnet war. Die großen Pariser Kirchenlichter Peter von Ailly, der Cardinal von Cambrai, und Joh. Gerson, glänzten als die geistigen Führer.

Beide Päpste, über deren Rechtmäßigkeit man sich bisher gestritten hatte, wurden hier ihrer Würde entsetzt als Schismatiker, Ketzer und Meineidige. Gewählt wurde dagegen ein neuer Papst, Alexander V, ein Franziskaner. Dann sollte die Reform vorgenommen werden; es war gleich anfangs von den vorsitzenden Cardinälen versprochen worden, daß vor derselben das Concil nicht aufgelöst werden solle.

Noch ein Monat verging; dann erklärte Alexander V am 7. August 1409, daß die Reform auf ein neues Concil verschoben sei, welches nach drei Jahren gehalten werden solle. Und er löste das Concil auf. Er hatte ganz Recht, denn im August wird es sehr heiß in Pisa, und mit der Reform wäre man doch nicht zu Stande gekommen. Aber erwartet, gehofft hatte man sie, und nun hatte man für alle Mühe nur drei Päpste und keine Reform.

Gregor XII wurde aus Rom vertrieben; er hielt wirklich ein wenig besuchtes Concil in Cividale, und entkam später unter dem Schutz des Königs Ladislaus nach Gaeta.

Benedict XIII hielt sein Concil in Perpignan; ihm hing der

König von Aragonien an, sein Landsmann und Verwandter, mit einem Theil des südlichen Frankreichs und Schottland.

In Deutschland starb 1410 König Ruprecht und statt seiner wurden in zwiespältiger Wahl König Siegmund von Ungarn und Jobst von Mähren gewählt; so hatte man auch hier drei gewählte Könige. Nehmen wir dazu die heftigen Parteikämpfe in Frankreich, und den bald darauf erfolgenden Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich, so werden wir sagen müssen, daß die Verwirrung aller Orten kaum noch ärger werden konnte.

XVIII.

Das Constanzer Concil.

Die großen Hoffnungen, welche man auf das Concil zu Pisa gesetzt hatte, waren vollständig getäuscht. Man hatte auf die Einigung der Kirche gehofft, und nun gab es drei Päpste. Man hatte auf eine Reform gehofft, und die war vertagt.

Alexander V (1407—1410), ein geborner Candiote, war ein guter schwacher Mann; er unterlag bald vollständig dem Einflusse des sehr energischen Cardinals Balthasar Cossa, welcher die Romagna mehr für sich als für den Papst gewonnen und mit blutiger Strenge behauptet hatte. Gegen Ladislaus von Neapel, der den Gegenpapst Gregor XII vertheidigte, um unter diesem Vorwand seine Herrschaft im römischen Gebiet zu behaupten, wurde Ludwig von Anjou aufgestellt, und mit seiner Hülfe gelang es, Rom zu gewinnen. Schon am 4. Mai 1410 starb Alexander V; man sagte, daß Balthasar ihn vergiftet habe, weil er ihn zu lange vom Papstthum fern hielt; doch berichtet Dietrich von Niem, der es wohl wissen konnte, weil er der päpstlichen Kanzlei angehörte, daß er an zu vielem starkem Wein gestorben sei. Sein Nachfolger war eben jener Balthasar, der sich nun Johann XXIII nannte, ein Mann von unbezweifelter Energie und nicht ohne bedeutende Eigenschaften, doch waren diese nicht geistlicher Art, und es gab kein Laster oder Verbrechen, welches ihm nicht nachgesagt wurde. Er verlegte 1411 die Residenz wieder nach Rom, und um den Krieg gegen König Ladislaus mit Nachdruck führen zu können,

ließ er das Kreuz gegen ihn predigen. Das war ja schon lange immer mehr das gewöhnliche Mittel geworden, Geld zu machen, indem das Gelübde mit Geld abgekauft wurde. Theoretisch wurde die Erlassung der Sünden um solchen Preis gerechtfertigt durch die Lehre von dem Ueberschuß der Verdienste Christi und der Heiligen, welchen der Papst zu verwalten habe.

Unter Trommelschall mit Vortragung des päpstlichen Wappens rückten die Ablaßprediger 1417 auch in Prag ein; hier aber fanden sie Widerstand, und wir müssen wegen der großen Folgen, welche dieser Zusammenstoß hatte, auf die Gestaltung der Dinge in Böhmen jetzt einen Blick werfen.

So übel das Andenken ist, welches Karl IV als Kaiser hinterlassen hat, so trefflich hatte er für sein Erbland gesorgt. Schon 1348 hatte er in Prag eine Universität errichtet, die erste in Deutschland. Es war eine große Wohlthat, daß die Deutschen nicht mehr genöthigt wären, der Studien wegen nach Frankreich und Italien zu reisen, und Karl IV hatte keine Mühe und Kosten gespart, um ausgezeichnete Lehrer zu gewinnen. Der Zulauf war außerordentlich groß, und bald soll die Universität an 30,000 Angehörige gezählt haben. Auch für die Kirche sorgte Karl nicht allein äußerlich, sondern im Verein mit dem trefflichen Erzbischof Arnest auch für Reinheit und wissenschaftliche Ausbildung ihrer Mitglieder. Diese Bestrebungen wurden unterstützt durch das Auftreten von Bußpredigern, welches sich um 1360 bemerklich macht; besonders groß war der Eindruck, welchen Militsch von Kremsier machte, welcher nicht nur in eindringlichster Weise zur Buße und zur Nachfolge Christi mahnte, sondern sich auch ganz und gar selbst der werkthätigen Frömmigkeit, der Fürsorge für die Armen und Verlassenen widmete.

Die reiche und vornehme Geistlichkeit hatte kein Gefallen an diesen Predigern, welche auch ihrer nicht schonten, aber das Volk war im höchsten Grade begeistert. Dieses Volk aber war

in seinen niederen Schichten böhmisch, während die ganze wohlhabende und bevorrechtete Bürgerschaft deutsch, und schon lange ein Gegenstand des Neides war. Dadurch verband sich mit dieser Reformbewegung von Anfang an eine unheilvolle Spaltung, welche sich um so ungehinderter entfaltete, da nach Karls Tod unter Wenzel es ganz an einer festen und geregelten Regierung fehlte. Die Angriffe gegen den reichen und übermüthigen Clerus machten König Wenzel Vergnügen, und die Böhmen waren ihm lieber als die Deutschen.

Aehnliche Verhältnisse waren, wie wir schon gesehen haben, gleichzeitig in England, und mit diesem Lande trat Böhmen in nahe Beziehung, als 1381 der König Richard II sich mit Wenzels Schwester Anna vermählte. Der böhmische Ritter Hieronymus ging, durch Wicliffe's Ruf angezogen, nach Oxford, und brachte von dort 1398 Schriften von Wicliffe mit nach Böhmen.

Mitten unter diesen Bewegungen war Johann Hus aufgewachsen; geboren ist er 1369. Er war ein Mann von ernster Sinnesrichtung, äußerst strenge in seinen Sitten, von hinreißender Beredsamkeit. Im Jahre 1398 ist er zuerst als Lehrer aufgetreten, und erregte sogleich große Begeisterung; vorzüglich aber, und in weiteren Kreisen, als er 1402 Prediger an der Bethlemskapelle wurde, der einzigen, an welcher eine Stelle für die Predigt in böhmischer Sprache gestiftet war, und auch hier erst seit kurzer Zeit. Während aber das Volk sich für ihn begeisterte, erregte seine Auslegung wiclefitischer Schriften an der Universität Anstoß. Im Jahre 1403 wurden einige Sätze daraus verdammt; Hus vertheidigte seine Lehre, und zeigte sich dabei ängstlich bemüht, den Boden kirchlicher Rechtgläubigkeit nicht zu verlassen. Er war der Beichtvater der Königin Sophie, und sehr angesehen bei Hofe. Dagegen kam er durch seine heftigen Angriffe gegen die Sittenlosigkeit des Clerus in immer neue Conflicte mit der vornehmen Geistlichkeit, welche ihn grimmig haßte. Nun begab es sich, daß

nach dem verunglückten Versuch, durch eine Zusammenkunft der beiden Päpste den Frieden herzustellen (S. 252) in Frankreich die Neutralität bis zur Entscheidung des Concils beschlossen wurde, und König Wenzel von den vereinigten Cardinälen im Einverständniß mit der französischen Regierung die Aufforderung zu einem gleichen Beschlusse erhielt. Er war dazu um so mehr bereit, weil der römische Papst, zu dessen Obedienz Böhmen noch gehörte, seinen Gegner Rupert unterstützte, und forderte ein Gutachten in diesem Sinne von der Prager Universität. Hier war die böhmische Nation sogleich dazu bereit, aber die drei übrigen dagegen. Diese waren die baierische, die sächsische, und die polnische; zu der letzteren gehörten aber auch die schon überwiegend deutschen Schlesier, die Pommern und die Preußen. Es war also die deutsche Majorität, welche einer ganz augenscheinlich vernünftigen und heilsamen Maßregel widerstand, wegen ihrer Hinneigung zu dem Gegenkönig Rupert, und aus Haß gegen die Böhmen und gegen die jetzt wesentlich böhmische Reformbewegung.

Das war in der That schwer zu ertragen, und die böhmische Nation forderte eine Aenderung des Stimmenverhältnisses, das sich nur mißbräuchlich so gestaltet habe. Denn nach dem Muster der Pariser Universität war die Prager gestaltet, von dort auch die Eintheilung in Nationen entlehnt; in Paris aber hatte die französische Nation drei Stimmen, die übrigen zusammen nur eine. König Wenzel bestimmte nun am 6. Februar 1409, daß auch in Prag dasselbe Verhältniß zu Gunsten der böhmischen Nation eintreten solle. Die Folge davon war, wie es nicht anders sein konnte, die Auswanderung der Deutschen, und der Verfall der Universität. Zunächst aber erreichte Wenzel seinen Zweck, die Universität erklärte sich für das Concil, sie war jetzt überwiegend wiclefitisch, Hus wurde zum Rector gewählt. Gegen diesen aber schritt nun mit rücksichtsloser Heftigkeit, mit Nichtachtung auch des Königs, der Erzbischof Sbinco ein; er verklagte ihn bei Gregor XII, dann bei

Alexander V und Johann XXIII, und erlangte Bullen gegen ihn, gegen die wiclefitischen Schriften, gegen das Predigen in Kapellen, wodurch die Predigt vor dem Volk in böhmischer Sprache verhindert werden sollte. Hus wurde die Predigt ganz verboten, aber er fügte sich nicht, auf eine Appellation an den Papst sich stützend, da er die erste Bulle als erschlichen verwarf. Am 16. Juli ließ der Erzbischof die wiclefitischen Schriften verbrennen, trotz des Protestes der Universität. Er verkündete den Bann gegen Hus, das Interdict über Prag. Zwar erwirkte der König einen Vergleich, und der Erzbischof nahm seine Maßregeln zurück, aber gleich nachher entwich er zu Wenzels Gegner Siegmund, und sagte sich von dem Vertrage los. Bald darauf starb er, und es trat eine Zeit der Ruhe ein, bis im Mai 1412 Magister Wenzel Tiem mit der Ablaßbulle in Prag einrückte. Das Volk strömte ihm zu und kaufte, ganz Böhmen aber wurde von ihm an Unternehmer zur Ausbeutung verpachtet. Das konnte Hus unmöglich ruhig ansehen, er predigte gegen den Ablaß, und kündigte an der Universität eine Disputation über die Lehre an.

Bis dahin waren noch die hervorragendsten Universitätslehrer mit Hus gegangen. Aber schon eingeschüchtert durch die Feindschaft der hohen Geistlichkeit, wandten sie sich jetzt mit voller Entschiedenheit von ihm ab. Immer noch hatte Hus seine Rechtgläubigkeit betont, er that es auch jetzt noch, aber gegen die päpstliche Autorität lehnte er sich offen auf, und die Lehre vom Ablaß bekämpfte er mit der glänzendsten Beredsamkeit. Seinen Gegnern gegenüber berief er sich auf die Bibel, er appellirte an Christus, d. h. er setzte seine individuelle Ueberzeugung der Autorität der bestehenden Kirche entgegen.

Es kam in Prag zu tumultuarischen Auftritten; ein Aufzug zur Verhöhnung des Papstes und seines Ablaßkrämers wurde veranstaltet, die Bulle öffentlich verbrannt. Hus war dieser Sache fremd. Gesteigert aber wurde die Aufregung, als der Prager Ma-

gistrat drei junge Leute, welche gegen den Ablaßhandel aufgetreten waren, hinrichten ließ. Doch es würde uns zu weit führen, diesen Vorgängen zu folgen.

Wenn auch nicht leicht jemand wagte, so weit zu gehen, wie Hus, so war doch in Wirklichkeit nirgends mehr eine Achtung vor dem Papst und seinen käuflichen Erlassen vorhanden. Auch hatte man ja noch immer drei Päpste, und die Nothwendigkeit einer Reform war öffentlich anerkannt, auch auf dem Concil zu Pisa ein neues Reformconcil versprochen. Auf dieses Concil richteten sich alle Hoffnungen, und auch Hus war der Zuversicht, daß auf dem Concil die Wahrheit siegen müsse. Die Aufregung über das schamlose Treiben Johanns XXIII war nicht in Böhmen allein vorhanden, und Johann wurde fortwährend gedrängt, dem gegebenen Versprechen gemäß ein Concil zu berufen. So lange er irgend konnte, wich er dieser Forderung aus, allein sein Gegner Ladislaus von Neapel vertrieb ihn 1413 aus Rom; er flüchtete nach Florenz und weiter nach Bologna. Jetzt war er genöthigt die Hülfe Sigismunds in Anspruch zu nehmen, welcher sich gerade damals in Italien aufhielt. Sigismund aber war sehr ernstlich besorgt für die Herstellung der Einheit und die Reform der Kirche; die Lage der Dinge in Böhmen, das ihm als Erben zufallen mußte, erfüllte ihn mit großer Besorgniß, und überhaupt war für alle Regenten der Zustand der Kirche eine Quelle fortwährender Beunruhigung und Störung. Nicht wieder wünschte Sigismund auch um der Türken willen, gegen welche er fortwährend mit aller Anstrengung zu kämpfen hatte, eine Einigung der Christenheit und eine gemeinsame Unternehmung zu Stande zu bringen. Er benutzte daher die Bedrängniß des Papstes, um seinen Cardinälen das Versprechen des Concils abzupressen. Dann kamen die beiden angeblichen Häupter der Christenheit im December 1413 in Lodi zusammen. Sigismund, obgleich selbst kein Tugendspiegel, nahm doch die Gelegenheit wahr, dem heiligen Vater

in sehr derber Weise zu sagen, daß er seinen scandalösen Lebenswandel bessern müsse. Wichtiger aber war es, daß er ihn dazu nöthigte, die Concilsbulle wirklich zu erlassen, und dasselbe auf den ersten November 1414 zu berufen, und zwar nach Constanz. Das war ein großer Sieg; nach Italien gingen die Deutschen eben so ungern, wie die Italiener nach Deutschland, und bei dem damaligen Zustand Italiens wäre man auch nirgends in Sicherheit gewesen.

Als dann am 6. August 1414 König Ladislaus starb, und Rom wieder päpstlich wurde, wäre der Papst gerne entwischt, aber die Cardinäle, welche einsahen, daß alles für sie auf dem Spiele stand, hinderten ihn daran. So zog er denn mit einer großen Schaar liederlicher italienischer Prälaten in Constanz ein; mit ihrer Hülfe gedacht er alle niederzustimmen. Aber ihm war nicht gut zu Muthe: „So fängt man Füchse"! rief er, als er vom Arlberge aus das weite Thal überschaute. Und er täuschte sich nicht; man hatte auf dem Concil von Pisa etwas gelernt, und ging nicht wieder in die Falle. Gleich anfangs wurde, wenn auch nicht in förmlicher Sitzung, der Beschluß durchgesetzt, daß nach dem Vorbilde der Universitäten nach Nationen abgestimmt werden sollte. Es waren Franzosen, Italiener, Deutsche und Engländer; später kamen noch die Spanier hinzu.

Johann XXIII hatte den klugen Gedanken, das Concil als eine Fortsetzung des pisanischen zu betrachten, um als rechtmäßiger Papst den Vorsitz zu führen, aber auch das mißlang ihm. Zwar hat man ihn wirklich präsidiren und das Verfahren gegen Hus einleiten lassen, aber dann einigte man sich doch, alle drei Päpste als schismatisch zu betrachten. Man war einig, daß alle drei entsagen müßten, und auch Johannes mußte sich dazu anheischig machen für den Fall, daß die anderen beiden entsagen würden. Es wurden so entsetzliche Klagen gegen ihn laut, daß man ihn ganz unmöglich als Papst behalten konnte.

Johannes machte gute Miene, aber er führte nun aus, was er längst vorbereitet hatte. Er flüchtete am 20. März 1415 und hoffte dadurch das Concil zu sprengen. Für gute Bezahlung hatte er sich den Schutz des Herzogs Friedrich von Oestreich-Tirol erkauft, er hatte ihn zum Gonfalonier der Kirche ernannt. Allein dem Herzog bekam es übel, er verlor sein Land, und gegen den Papst wurde nun ein förmlicher Prozeß eröffnet. Eine lange Liste der schlimmsten Verbrechen, 70 an der Zahl, wurde durch Zeugen gegen ihn erwiesen, und seine Absetzung beschlossen.

Das Concil hatte sich nämlich in seiner Thätigkeit nicht stören lassen; vielmehr den feierlichen Beschluß gefaßt, daß ein allgemeines Concil über dem Papste stehe, daß dieser jenem unterworfen sei. Dahin hatte die Kirchenspaltung geführt; da die bis dahin verehrte höchste Autorität unsicher geworden war, bedurfte man einer anderen. Schon lange war jener Satz vorzüglich von der Pariser Universität verkündigt worden; jetzt fand er feierliche Anerkennung. In sehr großer Anzahl waren auch hier Doctoren und Universitätslehrer anwesend; sie fühlten sich als die wahre Kirche, welche sie befreien wollten von allen Uebergriffen der päpstlichen Gewalt seit mehreren Jahrhunderten, vorzüglich auch gegen die unerträgliche römische Erpressung sichern. Dafür waren auch die Gesandschaften der weltlichen Mächte, welche mitstimmten, wo es nicht Glaubenssätze galt.

Jener lächerliche Satz, daß niemand über den Papst richten könne, war durch die Gewalt der Thatsachen umgestoßen. Am 29. Mai wurde die Entsetzung Johanns XXIII ausgesprochen. Schon vorher war er ergriffen worden, und saß nun mehrere Jahre in Heidelberg und dann in Manheim in Haft. Dann aber fand der Bandenführer Braccio de Montone es vortheilhaft, sich gegen Martin V seines Namens zu bedienen; dieser aber fand sich dadurch veranlaßt, sich den Gefangenen vom Pfalzgrafen Ludwig für 3000 Ducaten zu kaufen. Man wurde endlich Handels einig;

Johann unterwarf sich öffentlich in Florenz am 13. Mai 1419 und erkannte Martin als Papst an. Dafür wurde er zum Decan des Cardinalcollegiums ernannt. An allen den groben Lastern und Schandthaten, wegen deren er abgesetzt war, nahmen die Italiener keinen Anstoß; die Florentiner thaten sich viel darauf zu gute, daß er bei ihnen wohnte, und als er noch in demselben Jahre starb, haben sie ihn feierlichst bestattet, und in ihrem schönen Battisterio beigesetzt.

Gregor XII, der gar wenig mehr zu gebieten hatte, und unter den Schutz des Herrn von Rimini geflüchtet war, sandte einen Legaten zum Concil, und entsagte freiwillig. Er war nahe an neunzig Jahr alt, und konnte froh sein, als Cardinalbischof von Porto eine ehrenvolle Stellung zu behaupten, nachdem er vom Concil zu Pisa als meineidiger Ketzer abgesetzt war.

Dagegen blieb Benedict XIII unbeugsam. König Sigismund reiste selbst seinetwegen nach Spanien, und es gelang ihm, Spanien und Schottland von Benedicts Obedienz abzuziehen. Es gab fast niemand mehr, der sich um seine Bannflüche kümmerte; die Spanier kamen als fünfte Nation zum Concil, und am 26. Juli 1417 wurde auch er abgesetzt. Er aber, auch ein neunzigjähriger Greis, saß auf seiner Burg Penniscola sehr sicher; es ist ein steiler ganz isolirter Berg an der valencianischen Küste, 240 Fuß hoch, von Natur fast unzugänglich. In eine Höhlung des Felsens dringt beim Sturmwind die See, und kommt hoch oben wie ein Platzregen wieder zum Vorschein. Man nennt diese Erscheinung den Sprützer des Papstes Luna (el bufador del papa Luna), und mag darin wohl ein Bild sehen von den Bannflüchen, die er von seinem Felsen über die ganze Christenheit aussprach, welche nichts von ihm wissen wollte. Ganz Aragonien belegte er mit dem Interdict. Und noch einmal wandte sich ihm 1418 Alfons von Aragonien zu, der ungern von ihm gelassen hatte, dem ein aragonischer Papst besser paßte, als ein italienischer.

Kein kirchlicher Beweggrund leitete ihn, sondern die Feindschaft gegen Martin V, welcher in Neapel das Haus Anjou begünstigte. Es war die Folge der alten päpstlichen Politik, daß das unglückliche Land immer ein Zankapfel zwischen Anjou und Aragon blieb. Endlich starb der alte Benediet 1424, und hinterließ vier Cardinäle, denen er einen Eid abgenommen hatte, aus ihrer Mitte einen neuen Papst zu wählen. Drei davon wählten Clemens VIII, einen Spanier, den Alfons anerkannte. Aber der vierte, Jean Carriere, ein Franzose, war damit nicht zufrieden; er wählte Benedict XIV, er ganz allein. So hatte man also wieder drei Päpste, aber es war nur noch eine Burleske, von der man außerhalb Spaniens kaum etwas wußte.

Von Benedict XIV hören wir weiter nichts; Clemens VIII aber hat sich endlich mit Martin V vertragen, und das Bisthum Majorka erhalten.

Doch wir kehren zum Concil zurück. Man wollte dort allgemein Reform der Mißbräuche, vorzüglich Beschränkung der päpstlichen Gewalt. Aber man wollte die Kirchenlehre aufrecht halten, und an der Autorität nicht rütteln lassen. Nur die Handhabung dieser Autorität hätte man gerne mit dem Papst getheilt. Damit stimmte nun nicht Hussens Auftreten; er war ihnen viel zu weit gegangen, zu eigenmächtig aufgetreten. In Böhmen war eine heillose Verwirrung eingerissen; es war ein sehr wesentlicher Zweck des Concils, dort Ordnung zu schaffen; vorzüglich deshalb hatte Siegmund sich so eifrig bemüht, es zu Stande zu bringen. Die böhmischen Prälaten waren vom giftigsten Haß gegen Hus erfüllt; die Deutschen haßten die ganze Bewegung als eine böhmische, theils weil sie sich von den gemeinsamen Bestrebungen absonderte, theils aber auch, weil die ausgewanderten Magister und Scholaren ihre eigene Erbitterung nach Deutschland getragen hatten. Die Engländer waren noch getrieben von dem Haß gegen Wicliffe, dessen Lehren in England mit größter Grausamkeit

ausgerottet wurden: sie verfolgten in Hus den neuerstandenen Wicliffe.

Hus war naiv genug, an den Sieg der Wahrheit auf dem Concil zu glauben, er hatte die Zuversicht, die versammelten Väter von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugen zu können. Von Sigismund hatte er sicheres Geleit erhalten, aber als er ankam, am 3. November 1414, nahm das geistliche Gericht ihn als Ketzer in Anspruch, schon am 28. November wurde er verhaftet. Sigismund hat anfangs widersprochen, aber sehr bald hat er nicht nur nachgegeben, sondern er ließ sich auch davon überzeugen, daß die Sache politisch sehr gefährlich sei. Von da an hat er selbst eifrig die Verdammung Hussens betrieben; Johann XXIII schickte ihm bei seiner Flucht die Schlüssel von Hussens Gefängniß, er aber übergab sie dem Bischof von Constanz. Hus und die anwesenden Böhmen, welche vergeblich versuchten, ihn durch ihre Vorstellungen zu retten, waren dem Concil und der Bevölkerung fremd, und fanden keine Sympathie; der Ketzer wurde mit Abscheu betrachtet. Die böhmischen Ritter und das niedere Volk, welche Hus wie einen Heiligen verehrten, waren im Concil nicht vertreten, und eine slavische Nation gab es nicht. Die Slaven galten als Anhängsel der Deutschen: das war ja eben die Auffassung, gegen welche fast mehr noch als gegen kirchliche Mißbräuche, die Bewegung sich richtete. Die anwesenden böhmischen Prälaten und Doctoren aber waren mit dem Gange der Dinge sehr zufrieden; als sie hörten, daß Hus gekommen sei, sollen sie mit lautem Jubel den Ofen, bei dem sie versammelt waren, umtanzt haben, und gerufen: „Jetzt haben wir ihn, jetzt wird er uns nicht entkommen!“ Sie hatten sich nicht geirrt, am 6. Juli 1415 wurde er als Ketzer verbrannt.

Inzwischen hatte Hieronymus umherreisend für Hus und seine Sache zu wirken versucht, mußte aber erfahren, daß er als Ketzer gemieden wurde; und in Böhmen selbst machte man ihm

den Vorwurf, daß er das Land in den Verdacht der Ketzerei bringe. Voll Kühnheit kam er endlich auch nach Constanz, um da für Hus aufzutreten und nach seiner Weise eine öffentliche Disputation zu halten. Doch entfernte er sich auf den Rath seiner Freunde, und unterhandelte vergeblich um sicheres Geleite; citirt sich zu verantworten, wurde er auf der Reise verhaftet und in Ketten nach Constanz gebracht. Nach langer furchtbarer Haft wurde auch er am 30. Mai 1416 verbrannt. Was er durch Eitelkeit früher gesündigt haben mochte, sühnte er durch seine unerschrockene Kühnheit bei den letzten Verhören, und durch seine Standhaftigkeit im Tode; selbst die Italiener Poggio und Enea Silvio konnten ihm ihre Bewunderung nicht versagen, und haben ihm in ihren Berichten das schönste Denkmal gesetzt.

Das Concil also hatte sich durch die Beseitigung der Päpste und seine ersten Beschlüsse nach oben hin Freiheit geschafft; nach unten hin glaubte es, die gefährliche revolutionäre Bewegung durch den Tod der Ketzerhäupter gebändigt zu haben. Jetzt sollte die Reform vorgenommen werden. Allein nicht ohne Grund wiesen die romanischen Nationen auf die Gefahr hin, welche in dieser Zeit allgemeiner Aufregung und Verwirrung für die ganze Kirche daraus entstehen werde, wenn man sie noch länger ohne ein Oberhaupt lasse: auf die Schwierigkeit auch, noch länger, vielleicht noch Jahre lang, hier versammelt zu bleiben. Schon verarmten die Bisthümer durch die großen Kosten. Doch der entscheidende Grund lag, wie kürzlich Max Lenz nachgewiesen hat, in den politischen Verhältnissen. Ein Friedenscongreß hatte das Concil sein sollen; an der Spitze der wieder geeinigten und befriedeten Christenheit wollte Sigismund hinausziehen und die Ungläubigen bekämpfen, das Heilige Grab befreien. Als Friedensvermittler war er nach Spanien, Frankreich, England gereist, und hatte mit großer Mühe das Concil wirklich zu Stande gebracht. Aber es war kaum ver-

sammelt, als König Heinrich V den Krieg gegen Frankreich begann, und es ist ein merkwürdiges Zeugniß für das große Bedürfniß nach kirchlicher Einigung, daß trotz der Schlacht von Azincourt das Concil beisammen blieb. Der Haß der Franzosen und Engländer kam oft genug zum Vorschein, die Franzosen hatten die Engländer gar nicht als Nation anerkennen wollen. Zuletzt kam es aber auch an den Tag, daß Sigismund mit dem König von England ein förmliches Bündniß gegen Frankreich geschlossen hatte. Daß nun die Franzosen immer erbitterter wurden, ist ihnen nicht übel zu nehmen. So lange es keinen Papst gab, war der römische König der Schutzherr der Kirche: diesen Zustand durften sie nicht fortdauern lassen. Es war große Gefahr, daß das Concil in Unfrieden aus einander ging, wenn die Deutschen und Engländer hartnäckig auf der Reform bestanden: schon wurden die Deutschen als Hussiten gescholten, weil sie der Papstwahl sich widersetzten. Auch hat sich Sigismund viel früher, als man bisher angenommen hatte, von der Nothwendigkeit überzeugt, und es ist eine Fabel, daß der Abfall der Engländer die Deutschen genöthigt habe nachzugeben. Dagegen kam sehr viel darauf an, wer zum Papst erwählt würde. Die Franzosen wünschten natürlich einen Landsmann, und zwar ihren parlamentarischen Anführer Peter von Ailly, den Cardinal von Cambrai. Einen Deutschen zu erheben war unmöglich, es gab nicht einmal einen deutschen Cardinal. So mußte es schon als ein großer Triumph betrachtet werden, daß am 11. November 1417, zum großen Mißvergnügen der Franzosen, der Italiener Otto Colonna gewählt wurde, mit dem die fast ununterbrochene Reihe italienischer Päpste beginnt. Da der Papst von nun an wesentlich ein kleiner Fürst und Landesherr in Italien ist, seine Territorialpolitik die päpstliche bestimmt, so wird wohl zuzugeben sein, daß es kaum anders sein konnte; eine andere Frage aber ist, ob diese Einrichtung für das Wohl der Kirche zweckmäßig war.

Der neue Papst, welcher sich Martin V nannte, (1417 bis 1431) war ein feiner vornehmer Italiener, welcher es vortrefflich verstand, gute Worte zu geben, ohne in wesentlichen Dingen nachzugeben. Man darf auch nicht vergessen, daß alle geforderten Reformen nur auf Schmälerung der päpstlichen Einkünfte hinausliefen; die regelmäßigen Einnahmen des Papstes waren gering, und die Ausgaben sehr groß. Seit Jahrhunderten hatte man über die päpstlichen Erpressungen geklagt, aber nie daran gedacht, den Päpsten feste Einkünfte zu schaffen, deren sie doch bedurften. Der Kirchenstaat konnte nur durch Söldner behauptet werden, der Hofstaat und die Cardinäle kosteten viel, die Legationen erforderten großen Aufwand, und es hing das doch alles mit der centralisirten Organisation der Kirche zusammen, welche man nicht antasten wollte. Ueber den fürstlichen Hofhaltungen der Bischöfe konnte doch nicht ein Papst in apostolischer Einfachheit thronen.

Martin V benutzte mit großer Klugheit die Eifersucht der einzelnen Nationen, um sie durch geringfügige Zugeständnisse zu befriedigen, welche um so weniger kosteten, da er sie hinterher gar nicht beachtete, und niemand ihn zwingen konnte. Dem stets geldbedürftigen Sigismund gewährte er den Zehnten der kirchlichen Einkünfte. Uebrigens versprach er nach 5 Jahren ein neues Concil zu berufen, und später sollte alle 10 Jahre eins stattfinden. Es war also eine Art parlamentarischer Verfassung der Kirche, welche in Aussicht genommen wurde; ein umständlicher und schwerfälliger Apparat, der selbst bei dem besten Willen sich schwerlich hätte ins Leben einführen lassen.

Martin V, der vollauf damit zu thun hatte, den Kirchenstaat wieder zu gewinnen, schrieb wirklich ein Concil aus, aber nach Pavia, unter dem Vorwande, daß für die Union mit der griechischen Kirche eine italienische Stadt besser gelegen sei (1423). Der Pest wegen verlegte er es nach Siena. Es waren aber nur we-

nige Theilnehmer gekommen, und da auch unter diesen Uneinigkeit ausbrach, verschob der Papst das Concil auf sieben Jahre. Unmöglich aber konnte ein so schwach besuchtes Concil für ein allgemeines gelten, und die Unzufriedenheit der Fremden über die Berufung nach einer italienischen Stadt machte sich so nachdrücklich geltend, daß Basel für die nächste Zusammenkunft bestimmt wurde. Schwerlich wäre es überhaupt zu Stande gekommen ohne die Hussiten und die Türken.

Schon das Constanzer Concil war die Frucht der böhmischen Unruhen, und des bedrohlichen Vordringens der Türken. Jetzt war die Christenheit nicht geeinigt und die Türken so gefährlich, wie nur je. In Böhmen war König Wenzel 1419 gestorben, aber Sigismund hatte die Erbschaft nicht antreten können. Kurzsichtiger Weise hatte man geglaubt, mit zwei Scheiterhaufen die Bewegung in Böhmen ersticken zu können: jetzt flammte sie erst recht auf. Die Taboriten gewannen die Herrschaft, und rächten Hussens Tod an den Priestern und an den Deutschen. Bald führte Zischka sie auch über die Grenzen. Ein Reichsheer nach dem andern erlitt die schimpflichste Niederlage. Die gepeinigten und schutzlosen Bewohner der Grenzlande drohten sich zu den Hussiten zu schlagen, ebenfalls die Pfaffen umzubringen und die Güter einzuziehen.

Schrecken und Angst waren weithin verbreitet, und auch in anderen Gegenden wuchs die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, der fast überall vorhandenen Rechtlosigkeit, den Räubereien und Gewaltthätigkeiten, in so bedrohlicher Weise, daß man wohl empfand, etwas müsse geschehen, um eine Aenderung herbeizuführen. In erster Linie waren es aber immer wieder die Ueppigkeit und die Vorrechte der Clerisei, welche die größte Unzufriedenheit hervorriefen.

So konnte denn auch Martin V sich den von allen Seiten ihn drängenden Mahnungen nicht entziehen; er führte den Beschluß

des Concils von Siena aus, und berief am 1. Februar 1431 das Concil nach Basel.

Die Herstellung des Friedens in der Christenheit, um mit geeinten Kräften die Ketzer und Ungläubigen zu bekämpfen, die Reform der Kirche, das waren die großen Aufgaben der Versammlung, auf welche sich nun alle Hoffnungen richteten.

XIX.

Das Baseler Concil.

Das Concil zu Constanz hatte die hochgespannten Erwartungen nicht befriedigt; immerhin war aber doch viel erreicht. Man hatte doch die Einheit der Kirche wiedergewonnen. Gegen einen Johann XXIII gehalten, war Martin V ein Musterpapst. Es meint freilich Eberhard Windeck, er sei der ärmste und einfältigste Cardinal gewesen, und der reichste und kargste Papst geworden. Geldgierig war er sehr, vorzüglich um seine Verwandten, die Colonna zu bereichern, welche dann von seinem Nachfolger schonungslos verfolgt wurden. Aber er gab doch keinen groben Anstoß, und das war in jener Zeit schon viel. In dem ganzen Zustand der Kirche war freilich keine wesentliche Aenderung eingetreten, und der Hussitensturm deckte die verborgenen Gefahren auf. Der Cardinal Julian Cesarini, welcher das neue Concil zu Basel eröffnen sollte, war einstweilen noch in eben diesem Sommer mit der Kreuzpredigt gegen die Hussiten beschäftigt. Er brachte ein gewaltiges Heer zusammen, welches im August 1431 bei dem bloßen Herannahen des gefürchteten Prokop vor Schrecken davonlief. Um so gründlicher war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß etwas geschehen müsse; alles, schrieb er, würde hussisch werden, wenn man die so oft und lange getäuschten Erwartungen nicht endlich befriedige.

So kamen denn wirklich die Prälaten und die berühmtesten Doctoren wiederum zusammen; sie waren fest entschlossen, unter

den vielen Mißbräuchen jetzt gründlich aufzuräumen. Ebenso fest waren sie aber auch entschlossen, keine tiefer gehende Aenderung des ganzen Systems kirchlicher Lehre und Verfassung zu gestatten. Wohin das führe, sah man in Böhmen. Der orthodoxe Eifer war gerade durch diesen Gegensatz wieder mächtig angefacht. Herzog Albrecht von Oesterreich verbrannte Ketzer und Juden zu Hunderten. Eine Aenderung der Lehre wollten auch diejenigen nicht, welche den Clerus gern seiner Reichthümer und Vorrechte entkleidet hätten.

Aber auch mit den Hussiten kam ein Abkommen zu Stande. Der Vulcan war in sich ausgebrannt. Böhmen, eben noch unter Karl IV so blühend und glänzend, ein Brennpunkt des Handels, der Kunst, der Wissenschaft, war grauenhaft verwildert und verödet; trotz der erfolgreichen Raubzüge verarmte es. Auf die Dauer konnte es in dieser Isolirung nicht bestehen. Der König Wladislaw Jagiello von Polen war nach einigem Schwanken der Kirche treu geblieben, und so war Böhmen auch von den andern Slaven getrennt. Die Erschöpfung brachte die gemäßigte Partei der Utraquisten zum Uebergewicht; mit Rockizan, ihrem geistlichen Oberhaupt, wurde unterhandelt, der Gebrauch des Kelches zugestanden. Mit vollem Recht sagten die Gegner dieser Abmachung in Böhmen, daß diese Baseler Compactaten (1434) nur den Uebergang zur Herstellung des alten Zustandes bildeten, allein es ging nicht anders, sie konnten nicht aus der Gemeinschaft der übrigen Völker ausscheiden, und mußten dem Unwesen im eigenen Hause endlich ein Ende machen. Es war doch viel, daß man das eigene nationale Kirchenhaupt und eine sehr unabhängige Stellung behielt. Die Taboriten und andere Secten widersetzten sich zwar, allein sie wurden bei Böhmisch Brod geschlagen.

Ehe das Concil sich versammelte, starb Martin V am 20. Februar 1431. Nach seinem Tode versuchten die Cardinäle einmal wieder, den künftigen Papst durch eine Capitulation zu

ihren Gunsten zu binden. Er sollte sich verpflichten, keine Cardinäle ohne Vorwissen der alten zu ernennen, ihnen bestimmte Einkünfte zuzuweisen, vorzüglich aber das Concil nicht zu hindern und die Reform zu fördern. Die über allem Gesetz stehende Macht des Papstes hat aber solche Schranken immer vollkommen illusorisch gemacht; wie kann man denjenigen binden, der selbst die Gewalt hat zu binden und zu lösen? Der neue Papst Eugen IV (1431—1447) war ein vornehmer Venetianer, ein wohlmeinender frommer Mann, mönchisch streng und sehr hitzig in seinem reformatorischen Eifer; beim Volke galt er für heilig. Seine Correspondenz mit Ambrogio Traversari, dem gelehrten General der Camaldolenser, zeigt ihn uns als einen Freund und Förderer gelehrter Studien, und mit großem Ernst der Reformation der sehr entarteten Klöster zugewandt. Aber so ehrenwerth und reformatorisch solche Italiener auch waren, das erschien ihnen doch als ganz selbstverständlich, daß die ganze Welt steuern müsse, um den Glanz des päpstlichen Hofes zu erhalten, und bis auf einen gewissen Grad ist diese Forderung berechtigt, da man ja doch einen Papst und päpstlichen Hof haben wollte. Damit aber hingen gerade auch die Mißbräuche zusammen, welche das Concil abschaffen wollte; weder die Lehre noch auch das canonische Recht wollte man anrühren, denn darauf beruhte ja eben auch die ganze Stellung der versammelten Väter. Daß man auf solche Weise nicht weit kommen konnte, das mußte erst die Erfahrung lehren.

In einem Punkte traf das Concil mit den Bestrebungen des Papstes zusammen, nämlich in dem Eifer für Herstellung einer besseren Zucht, vorzüglich in den Klöstern. Hier ließen sich auch wirklich wohlthätige Erfolge erreichen, weil die Thätigkeit schon vorhanden war, welche nur der Unterstützung bedurfte. Da hatten sich in den Niederlanden ernstlich und aufrichtig fromme Männer und Frauen vereinigt als Brüder und Schwestern vom gemeinen Leben und in der Windesheimer Regel; da schloß sich

eine durchgreifende Reform der Benedictiner an das Kloster Bursfeld an, und im Osten wirkte ein noch vom Prager Erzbischof Arnest gegebener Anstoß im Augustiner Orden fort. Die Autorität des Concils war hier sehr wirksam, um den Widerstand der trotzigen und unverbesserlichen Mönche zu brechen. Es ist wirklich gelungen, in vielen Klöstern eine schöne Nachblüthe hervorzurufen, welche aber, wie alle solche Reformationen, doch nur einige Jahrzehnte vorgehalten hat.

Vorzüglich waren aber doch die Bestrebungen des Concils darauf gerichtet, die Uebergriffe des Papstthums aus den letzten Jahrhunderten abzuschaffen. Die Gelderpressung war unerträglich; durch die Kanzleitaxen, Annaten, und wie alle diese Erfindungen hießen, wurden Bisthümer und Klöster in Schulden gestürzt. Noch schlimmer aber waren die Provisionen, die Vergabung von Pfründen, auch von ganzen Bisthümern, theils an römische Curialen, deren Dienste auf solche Weise belohnt wurden, theils an Käufer, welche sich an der Curie gegenseitig überboten. Da sowohl durch die kirchliche Besteuerung wie durch die fast überall herrschende Anarchie und die unaufhörlichen Kriege auch in den einst reichen Stiftern Geldnoth zu herrschen pflegte, war es schon schlimm, wenn die Einkünfte einer solchen Pfründe außer Landes gingen, aber viel schlimmer war es doch, wenn ein oft ganz unbrauchbares und unwürdiges Mitglied aufgenommen werden mußte, oder gar ein Bischof oder Abt mit seiner erkauften Provision ankam, um sein Stift in Besitz zu nehmen. Die ernstlichsten Reformbestrebungen wurden dadurch zu nichte gemacht.

So berührte also jeder Reformversuch den Lebensnerv der Curie, das Geld.

Dieser Gegensatz, welcher Eintracht auf die Dauer unmöglich machte, tritt uns aber auch in der Theorie entgegen, in der Lehre, in welcher zwei entgegengesetzte Systeme folgerecht entwickelt und eifrig vertheidigt werden.

Auf der einen Seite ist das Papalsystem, wurzelnd in der Formulirung der kirchlichen Lehre, welche von Thomas von Aquino einst aufgestellt war, und die höchste Autorität gewonnen hatte. Dieses System geht davon aus, daß der Papst der Stellvertreter Petri, Christi, Gottes auf Erden ist. Alle bischöfliche, und überhaupt alle Gewalt geht nur von ihm aus. Die Bischöfe sind nur seine Vicarien, seine Werkzeuge, und können von ihm nach Belieben ernannt und abgesetzt werden. Es ist daher auch ganz in der Ordnung, daß er die Kirche besteuert, ja es ist sogar gesagt worden, daß alles Vermögen der Kirche dem Papste gehöre, und daß er auch über das Vermögeu der Laien zum Besten der Kirche verfügen könne.

Diesem entgegen steht das Episkopalsystem, nach welchem das bischöfliche Amt dieselbe Grundlage hat, wie das päpstliche. Die Vollmacht, die Machtfülle, die Unfehlbarkeit, welche für die Kirche in Anspruch genommen wird, ruht nach diesem Systeme in der Gesammtheit, welche in dem Concile sich darstellt. Deshalb ist auch der Papst selbst dem Concile untergeordnet; er ist das Haupt, aber nur das dienende (caput ministeriale).

Diese Anschauung hatte in Constanz den Sieg davon getragen; nur dadurch war es möglich gewesen, die Einheit herzustellen. Die Legitimität der Päpste seit Martin V beruhte nur auf diesem Systeme, denn in keiner Weise war sonst die Absetzung von drei Päpsten zu rechtfertigen. Für den Augenblick war es daher dem Papste nicht gut möglich, dieses System zu verwerfen.

Eugen IV hatte bei seiner Wahl geschworen, das Concil nicht zu hindern, allein demungeachtet gab er dem Cardinal Cesarini, als es kaum zusammengekommen war, den Befehl es aufzulösen. Er selbst werde ein anderes unter seinem eigenen Vorsitz in Bologna eröffnen. Den Vorwand dazu gab die Aussicht auf eine Union mit der griechischen Kirche, für welche Basel ungünstig gelegen sei. Aber der Cardinal hatte die Gefahren der

Lage zu lebhaft kennen gelernt, und er kannte zu gut die Stimmung des Concils, um den Befehl auszuführen. Er machte die Bullen gar nicht bekannt, und mehrere Cardinäle schlossen sich gegen des Papstes Willen dem Concile an. Ambrogio Traversari, den der Papst deshalb nach Basel schickte, bezeichnet sie als unvernünftige Ungeheuer (monstra irrationabilia), aber sein Versuch, sie vom Concil abzuziehen, blieb vergeblich.

Auf allen Concilien der letzten Jahrhunderte war von einer eigentlichen Debatte keine Rede gewesen. Die Beschlüsse wurden nach Besprechung mit den hervorragenden Bischöfen vom Papste mit den Cardinälen formulirt, und so der Versammlung vorgetragen, welche nur selten einen Widerspruch wagte. Auch in Pisa und Constanz war es nicht viel anders gewesen, abgesehen von dem Mangel eines Papstes, und zum Capitel der Reform war man nicht gekommen. Hier zuerst sollte nun eine wirklich freie Verhandlung über die Reform der Kirche stattfinden. Denn die Reform wurde gleich in der ersten Sitzung am 14. December 1431 für den wesentlichen Gegenstand der Berathung erklärt. Uebrigens brachte es doch auch hier die Nothwendigkeit der Verhältnisse mit sich, daß nicht in die volle Versammlung, sondern in die Vorberathungen der Schwerpunkt der Verhandlung fiel, weshalb es auch nicht auffallen kann, daß erst am 15. Februar 1432 die zweite Sitzung stattfand. Denn es waren sehr wichtige und folgenschwere Beschlüsse, welche hier zur Annahme kamen. Hier wurde nämlich der Beschluß des Concils von Constanz bestätigt, daß das Concil über dem Papste stehe. Niemand dürfe es auflösen oder verlegen. Dann wandte man sich ganz direct gegen Papst Eugen; seine Provisionen wurden für ungültig erklärt; wegen seiner Versuche, das Concil aufzulösen, wurde er zur Rechtfertigung vorgeladen und mit Absetzung bedroht.

Jetzt wurde die Sache dem Papst doch bedenklich, und er begann zu besorgen, daß es ihm ebenso gehen könne, wie seinem

Vorgänger Johannes XXIII. Es fehlte ihm in Italien nicht an Feinden, welche diesen Zwiespalt zum Vorwand nahmen, ihn zu bekämpfen, und die damit das Volk gegen ihn aufhetzten. Die Anhänger der Visconti erregten Tumulte in Rom, und der Papst sah sich genöthigt andere Saiten aufzuziehen. Den König Sigismund, den er ein Jahr lang hingehalten hatte, ja den er schon als Beschützer des Concils in den Bann thun wollte, empfing er jetzt in Rom, und krönte ihn am 31. Mai 1433 zum Kaiser. Dann erkannte er das Concil und dessen Beschlüsse förmlich an, und nahm alle gegen dasselbe gerichtete Verfügungen durch eine Bulle zurück.

Allein der Friede dauerte nicht lange. Am 22. Januar 1435 begann das Concil ernstlich mit der Abschaffung von Mißbräuchen; die Annaten d. h. die Abgaben beim Antritt eines Bisthums oder sonstigen Beneficiums, welche einem Jahreseinkommen gleich kamen, wurden verboten; alle Beschlüsse richteten sich gegen die päpstliche Curie. Da setzte sich nun ebenso ernstlich Eugen zur Wehre; er verlegte das Concil nach Ferrara, und benutzte den Widerspruch der Baseler, um alle ihre Beschlüsse für ungültig zu erklären. Wieder war es die Union, welche den Vorwand hergeben mußte; durch die Türken bedrängt, stellte der griechische Kaiser sie in Aussicht, er selbst wollte kommen. Eine so weite Reise bis nach Basel, schrieb Eugen, könne man dem Kaiser doch nicht zumuthen, und er bewog die Venetianer, ihn mit ihren Schiffen abzuholen und nach Ferrara zu bringen. Wirklich wurde in Florenz, wohin einer Seuche wegen das Concil verlegt war, die Union 1439 feierlichst abgeschlossen. Sie blieb freilich so wirkungslos wie alle früheren Versuche der Art, weil die Griechen doch lieber türkisch als römisch werden wollten, so daß der Kaiser bei seiner Rückkehr gar nicht einmal wagte die Union zu publiciren; für den Augenblick aber wurde Eugens Ansehen dadurch sehr gehoben.

Bei dieser Gelegenheit sind Bessarion, welcher zum Cardinal erhoben wurde, und andere gelehrte Griechen in Florenz geblieben. Die Begeisterung für die humanistischen Studien war auf ihrer Höhe, man fing eben an, auch die griechische Sprache zu bewältigen, und diesen Griechen kam ein großer Enthusiasmus entgegen. Der päpstliche Hof war mit den Trägern dieser neuen aufsteigenden Richtung in gutem Vernehmen, während die ehrwürdigen Väter in Basel davon nichts wußten und nichts wissen wollten. Sie standen ganz und gar auf dem Boden der alten Scholastik. Der bunte Glanz des wälschen Humanismus nährte sich theilweise von den Zuflüssen, welche sie eben abschneiden wollten. Es dauerte noch lange, bis auch die Deutschen sich der neuen Studien bemächtigten, und nun den Italienern mit besserem Anspruch auf Ebenbürtigkeit entgegen treten konnten.

Inzwischen suspendirte das Baseler Concil am 24. Januar 1438 den Papst, und nahm die Verwaltung der Kirche in eigene Hand. Gewiß war diese Verwaltung besser, aber eben deshalb hatte das Concil, wie Aeneas Silvius bemerkt, keine Pfründen zu vergeben, was gewiß viel zu dem allgemeinen Abfall beitrug. Schon jetzt wurden auch viele Mitglieder bedenklich, aber die heftigere und rücksichtslose Mehrheit schritt folgerecht weiter zur Absetzung des Papstes, und wählte am 27. November 1439 einen neuen Papst, Felix V. Es war der Herzog Amadeus von Savoyen, den man dazu ausersah; vierzig Jahre lang hatte er sein Herzogthum in lobenswerther Weise regiert, jetzt lebte er als Einsiedler in Ripaille am Genfer See. Nun hieß er Papst, aber außer dem Namen hatte er nicht viel von seiner neuen Würde.

Die Reformdecrete des Concils hatten viel Anklang gefunden; 1438 waren sie in Frankreich von Karl VII auf einer Versammlung zu Bourges als pragmatische Sanction angenommen, 1439 auch von den deutschen Fürsten zu Mainz. Die Beschränkung der päpstlichen Erpressungen und Uebergriffe ließ man

sich gern gefallen, aber eine neue Kirchenspaltung fürchtete man und wollte man nicht, ohne zu bedenken, daß alles auf Sand gebaut war, wenn man das Concil im Stich ließ. Es gelang zwar Eugen IV nicht mehr, was früher den Päpsten möglich gewesen war, durch Absetzung der Erzbischöfe von Trier und Cöln die Mehrheit im Kurfürstenrath auf seine Seite zu bringen; solche Eingriffe ließ man sich doch nicht mehr gefallen. Aber das Concil wurde von den deutschen Ständen gewarnt, nicht weiter zu gehen, und als diese Warnung nicht beachtet wurde, erklärten sie sich neutral. Damit gingen sie schon weiter als irgend jemand sonst, aber es war doch nur eine halbe Maßregel, und man blieb in fortwährender Verbindung mit Eugen.

Der Cardinal Julian Cesarini hatte lange beim Concile ausgehalten, aber 1438 verließ er es. Er war jetzt beschäftigt, eine große Vereinigung christlicher Reiche zur Befreiung der Griechen zu Stande zu bringen, nachdem die Union glücklich abgeschlossen war, aber seine Bemühungen hatten nur geringen Erfolg. Trotzdem setzte er nach seiner Ankunft in Ungarn durch, daß der eben mit dem Sultan Murad abgeschlossene und feierlichst beschworene Frieden sogleich wieder gebrochen wurde, da man Ungläubigen sein Wort nicht zu halten brauche. Die Folge und die wohlverdiente Strafe war die furchtbare Niederlage bei Varna (1444), wo der König Wladislaw und der Cardinal Julian das Leben verloren. Recht deutlich zeigte es sich hier einmal wieder, wohin es führt, wenn man die Leitung der Staaten und ihrer Angelegenheiten in die Hand von Geistlichen gerathen läßt, für welche nur ihre kirchlichen Gesichtspunkte maßgebend sind.

Zu den entschiedensten und beredtesten Vorkämpfern des Concils gehörte Enea Silvio de' Piccolomini aus Siena, ein sehr begabter und sehr gelehrter Mann, hochgefeiert wegen seiner ciceronianischen Schreibweise, der Führer der Humanisten. Schonungslos griff er die Mißbräuche der Kirche an, auch das Grund-

übel des Cölibats scheute er sich nicht zu berühren. Aber auch nur in dieser Opposition traf er mit den Baseler Vätern zusammen; übrigens war er innerlich ebenso frivol, wie sie ernst und strenge, und ihre schwerfällige scholastische Gelehrsamkeit stimmte schlecht zu seiner humanistischen Eleganz. Er hielt länger aus als Cesarini, als Nicolaus von Cusa, aber endlich erkannte auch er mit richtigem Scharfblick, daß hier kein guter Ausgang zu erwarten war. Man hatte sich in eine Sackgasse verrannt; niemals konnte man den Papst Felix zur Anerkennung bringen, eben an dessen Hofe hat sich Aeneas davon überzeugt, daß die Sache hoffnungslos war. Ein kräftiger und einsichtiger deutscher König hätte leicht die günstigen Umstände benutzen können, um eine sehr frei und unabhängig gestellte deutsche Nationalkirche zu schaffen, aber die Krone trug jetzt Friedrich IV, ein engherziger kleinlicher Mensch, unfähig zu irgend einem kräftigen Entschluß, aber zäh und eigensinnig, mit kleinen Listen und Mittelchen auf seinen persönlichen Vortheil bedacht. Er hat es verstanden, einen der wichtigsten Zeiträume deutscher Geschichte, in welchem auf kirchlichem und politischem Gebiet zu allen heilsamsten Reformen die günstigste und unwiederbringliche Gelegenheit war, durch den hartnäckigsten Widerstand gegen jede Beschränkung seiner Eigenmacht vollkommen unfruchtbar verstreichen zu lassen.

Aeneas Silvius zögerte nicht, seinen Entschluß zu fassen; er ließ sich von den Unterhändlern Eugens gewinnen, und wurde Secretär eben dieses Friedrichs IV. Bald hatte der schlaue Italiener den König gewonnen; er schaffte ihm aus den kirchlichen Einkünften das Geld, dessen er dringend bedurfte. Er brachte ihm auch die Vorstellung bei, daß das Volk von Natur die Fürsten hasse, und daß diese sich deshalb auf die kirchliche Autorität stützen müßten. Es ist das so oft, wenn man es gerade brauchen konnte, zur Schau getragene Bündniß von Thron und Altar: wie oft umgekehrt das Volk von den Päpsten gegen seine

Vorfahren aufgehetzt war, das mochte dem König wohl kaum bekannt sein.

Mit Geld reichlich versehen, erkaufte Aeneas vier Räthe des Erzbischofs von Mainz, um dessen Widerstand zu brechen, und so gelang es im Jahre 1446 die deutsche Obedienz zu Wege zu bringen. Eugen hatte gesiegt; von den geringen Concessionen, welche er gemacht hatte, wurde 1448 im Wiener Concordat noch mehr zurückgezogen, und noch weniger wurde wirklich gehalten. Der König aber entzog dem Concil seinen Schutz, und auch die Stadt Basel wollte es nun nicht länger bei sich dulden; der sehr zusammengeschmolzene Rest begab sich nach Lausanne, ein noch kleinerer endlich nach Lyon. Es hatte längst alle Autorität verloren, und auch Felix V machte 1449 seinen Frieden mit dem Papst Nicolaus V.

So war denn also auch dieses Concil nach allen großen Hoffnungen und Erwartungen, die es erregt hatte, fast ganz erfolglos verlaufen. Der alte Zustand war befestigter als zuvor. Die alten Mißbräuche waren bald wieder in vollem Gange. Ludwig XI wollte sogar die pragmatische Sanction preisgeben, und wurde nur durch sein Parlament daran gehindert; König Franz aber hat es wirklich gethan: er überließ dem Papst die Annaten, und erhielt dagegen für sich das Recht die Bisthümer zu besetzen. Die Fürsten fanden jetzt ihre Rechnung besser dabei, den Raub zu theilen, und die päpstliche Autorität gegen ihre rebellischen Unterthanen zu benutzen. Denn sehr verändert gegen früher ist jetzt doch, trotz des äußerlichen Sieges des Papstes, sein Verhältniß zu den Fürsten. Von jener alten hochfahrenden Politik eines Bonifaz VIII, eines Johann XXII ist keine Rede mehr. Seit Ludwig dem Baier ist kein Kaiser wieder gebannt worden. Die Ueberlassung kirchlicher Zehnten, die Ueberweisung von Pfründen zur Versorgung ihrer Diener, waren den Fürsten sehr willkommen, und sie fühlten kein Bedürfniß mehr, sich diesem auch ihnen be-

quemen Systeme zu widersetzen. Das Volk aber hatte um das Concil sich gar wenig bekümmert. Ob der Papst oder das Concil unfehlbar sei, war ihm sehr gleichgültig, und tiefer wollte ja das Concil nicht gehen. Gewiß waren manche seiner Mitglieder sehr geneigt dazu, aber sie fürchteten sich, an dem System zu rühren: man konnte ja nicht wissen, wohin das führen würde. Die Hussiten hatten zur Vorsicht gemahnt, und nun kam auch noch die Schreckenskunde, daß Constantinopel in die Hände der Türken gefallen sei (1453). Man hatte das Gefühl, daß man zusammen halten müsse, und die großen vergeblichen Anstrengungen hatten naturgemäß eine Ermüdung und Ermattung zur Folge.

Man schickte sich deshalb in den überkommenen Zustand, so gut es ging, und er erscheint nach den großen und gefährlichen Stürmen nur noch sicherer befestigt. Nicht nur äußerlich ist das der Fall, auch innerlich sucht man noch einmal Befriedigung in den alten Formen. Gänzlich verschieden ist diese Zeit von jener Stimmung des vierzehnten und beginnenden funfzehnten Jahrhunderts, wo ein gänzlicher Abfall von der Kirche zu befürchten schien. Es ist ein großer Irrthum, wenn man sich den Gang der Dinge denkt als eine allmählich zunehmende Entfremdung von der alten Kirche bis zur völligen Losreißung.

Die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zeigt uns eine sehr ernstliche und tiefgehende religiöse Stimmung, wie sie in dem berühmten Werke des Thomas von Kempen von der Nachfolge Christi sich ausspricht. Schöne und große Kirchen werden nicht nur in Fülle gebaut, sondern auch in liebevollster Weise ausgeschmückt. Stiftungen von Altären und Messen sind sehr zahlreich, selbst Klosterstiftungen kommen noch vor, ungeachtet der übergroßen Menge schon vorhandener. Aus den reichgeschmückten Gebetbüchern, aus den zahllosen Gemälden und anderen Kunstwerken, aus den Holzschnittwerken, welche für die ungebildete Masse bestimmt sind, überall spricht uns derselbe tiefreligiöse Geist an. Der kecke und

schonungslose Spott der früheren Zeit ist verstummt, oder macht sich doch nur an Bettelmönche und andere untergeordnete Gegenstände. Von „unserem heiligen Vater dem Papst" ist überall mit größter Ehrfurcht die Rede; auf den Bildern tritt er uns in seiner vollen Herrlichkeit entgegen. Die ganze Gliederung der geistlichen und weltlichen Hierarchie erscheint als eine göttliche Ordnung; daß es anders sein könne, kann man sich gar nicht denken, und man hat ja auch nichts anderes an die Stelle zu setzen.

Auch der Aberglaube ist in vollster Blüthe. Der Ablaßhandel geht prächtig. Das Jubeljahr 1450 zog wieder Hunderttausende nach Rom, deren Frömmigkeit von den Italienern mit Erstaunen betrachtet wurde. In Bern wurden 1478 die Engerlinge feierlichst in den Bann gethan; man hoffte wirklich sie dadurch zu schrecken oder zu verderben.

Sehr in Rechnung zu ziehen ist, daß man diesseit der Alpen außerordentlich wenig vom Papst wußte und erfuhr; es ist ganz erstaunlich, wie wenig in den Chroniken des 15. Jahrhunderts von ihm die Rede ist. Daß nicht alles war, wie es sein sollte, wußte man wohl, betrachtete es aber als eine vorübergehende, von Gott zugelassene Entartung. Es gehörten noch neue und schwere Erfahrungen dazu, um auch nur den Weg zu einer anderen Auffassung zu bahnen. Eine Zeit lang hielt am römischen Hofe noch die Nachwirkung des Concils vor; man hütete sich vor zu grobem Aergerniß, aber bald genug ist doch diese heilsame Scheu wieder verflogen.

XX.

Das Ende des Mittelalters.

Schon mehr als einmal haben wir in diesen Vorträgen der humanistischen Studien zu gedenken gehabt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert hatte man sich mit immer wachsendem Eifer und Erfolg der alten heidnischen Litteratur zugewandt, die fast vergessen gewesen war. Es bildete sich da eine Klasse von Gelehrten, welche man Poeten zu nennen pflegte, vergleichbar jenen Grammatikern, welche einst Gregor der Große bekämpfte, und es wird auch gerade dieses Papstes Schreiben an den Bischof von Vienne, welches in das Kirchenrecht aufgenommen war, den modernen Poeten entgegengehalten. Sie waren weit entfernt, auf irgend eine Weise die bestehende Kirche anzugreifen, sie verzehrten gern die Pfründen derselben, wie Petrarca, und arbeiteten in der päpstlichen Kanzlei, wie Lionardo von Arezzo und Poggio. Aber ähnlich, wie die alten Grammatiker, wurden sie doch mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, was bei Autoren wie Boccaccio, der einer ihrer Koryphäen war, nicht verwundern kann. Manche führten einen anstößigen Lebenswandel, aber das kam auf der andern Seite auch vor. Doch wie es zu gehen pflegt, eben den Neuerern wurde es zum Vorwurf gemacht. Ihre Reformbestrebungen waren zunächst nur auf die Form gerichtet gegen das barbarische scholastische Latein. Aber damit hing gar viel zusammen; die herrschende scholastische Philosophie konnte man unmöglich in ciceronianischem Latein vortragen. Und gar bald fand

man auch den Inhalt dieser scholastischen Studien leer und werthlos. Wir haben einen merkwürdigen Ausdruck dieses Gegensatzes in dem Briefwechsel eines alten Wiener Professors der Theologie mit dem Augsburger Patricier und Bürgermeister Sigismund Gossembrot, welcher von warmer Begeisterung für die neuen Studien erfüllt war. Es sind zwei verschiedene Welten, welche sich da gegenüber stehen, sie kennen sich nicht, sie verstehen sich nicht. Der Wiener Professor hat nie etwas gehört von Guarino und Laurentius Valla, deren Ruhm die humanistische Welt erfüllte. Voll Besorgniß um das Seelenheil seines Freundes warnt er ihn vor dieser unnützen und gefährlichen Beschäftigung. Und Ludwig Dringenberg, der gefeierte Vorsteher der Schlettstadter Schule, that in seinem Alter Buße dafür, daß er in seiner Jugend sich mit den Poeten befaßt hatte. Dieser Gegensatz war immer vorhanden gewesen, aber im zwölften Jahrhundert waren diese Studien innerhalb der Kirche mit lebhaftestem Eifer und erstaunlichem Erfolge betrieben worden. Da waren es die Gegner dieser Richtung gewesen, welche im Frieden von Venedig die Oberhand behielten; und die scholastische Barbarei hatte vollständig gesiegt. Jetzt kamen diese Studien, welche die Kirche ausgestoßen hatte, von anderer Seite wieder, und begehrten Einlaß.

Die Theologen der Universitäten stießen sie von sich. Sie fühlten die Unbequemlichkeit dieser neuen Zumuthung, aber sie fühlten nicht die Größe der Gefahr. Sie fühlten noch nicht, daß sie mit ihrer schwerfälligen Schulgelehrsamkeit bei Seite geschoben wurden, und daß diese von ihnen noch geringgeschätzten Poeten ihnen den Boden unter den Füßen wegzogen. Sie hatten geglaubt, auf den Concilen die Kirche auf neue Bahnen führen zu können und mußten erfahren, daß sie selbst hinter der Zeit zurückblieben.

In Italien trat ein solcher Gegensatz erst spät hervor. Die leichtfertigen und liederlichen Prälaten freuten sich an dem neuen

Schmuck des Lebens. Sie nahmen keinen Anstoß an den Schlüpfrigkeiten der alten und der neuen Dichter, und sie waren fein genug gebildet, um den Werth dieser Studien schätzen zu können.

Der Cardinal von Sant' Angelo, welcher mit Johannes XXIII zum Constanzer Concil kam, hatte einen Humanisten in seinem Gefolge, welchen wir später in Martins V Kanzlei wiederfinden. Auch der Nuntius, welcher 1458 mit päpstlichem Ablaß in Leipzig erschien, führte einen Humanisten mit sich, den der kleine Kreis unter den Studenten, welchem das neue Licht aufgegangen war, freudig begrüßte. Mit diesem ganz äußerlichen Formalismus vertrug sich der Humanismus ganz vortrefflich.

Doch haben wir schon gesehen, daß auch Eugen IV und Ambrogio Traversari kein Arg darin sahen, und selbst dieser neuen Richtung angehörten, ohne deshalb von der correctesten kirchlichen Frömmigkeit abzuweichen. Nach Eugen aber wurde einer der gelehrtesten Humanisten auf den päpstlichen Thron erhoben, einer der eifrigsten Förderer der Alterthumswissenschaft, Thomas von Sarzano, der sich Nicolaus V nannte (1447—1455). Er stiftete die vaticanische Bibliothek, und hat sich dadurch den ehrenvollsten Namen gemacht: es war lange nicht vorgekommen, daß ein Papst sich durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet, daß von der Curie aus die Wissenschaft eine so bedeutende Förderung erfahren hatte.

Uebrigens hatte er die Genugthuung, wie schon erwähnt, den Sieg über das Baseler Concil zu feiern, und die Unterwerfung des Gegenpapstes entgegen zu nehmen. Hatte das mit geringen Opfern erkauft werden können, so erlangte das päpstliche Ansehen eine neue Verstärkung durch den Schrecken über den Verlust von Constantinopel (1453); ein Kreuzzug gegen die Türken stand nun wieder im Vordergrunde der päpstlichen Politik. Nicolaus' Nachfolger Calixt III (1455—1458), ein geborener Spanier, hat sich ernstlichst um die Bekämpfung der Türken bemüht;

er brachte auch wirklich Flotten gegen sie zusammen, welche aber wenig ausrichteten. Um so mehr nutzte er die günstige Lage aus, um Steuern und Zehnten von den geistlichen Einkünften zu erheben und alle Taxen zu erhöhen. Vergeblich jammerte man über die verletzten Concordate; es war päpstliche Lehre, daß deren Befolgung nur eine freie Gnade des heiligen Stuhles sei. Geld aber brauchte Calixt nicht nur zur Bekämpfung der Türken, sondern namentlich auch zur Bereicherung seiner Verwandten; seinem Vetter Peter Borgia suchte er sogar nach dem Tode des Königs Alfons von Neapel dessen Königreich zuzuwenden. Allein so weit reichte die päpstliche Macht nicht mehr.

Als Calixt am 6. August 1458 gestorben war, folgte ihm Aeneas Silvius, jetzt Pius II (1458—1465). Einst der kühnste Vorkämpfer des Concils, scheute er sich jetzt nicht als Papst seine eigenen Schriften zu verwerfen, und die Sätze, welche er so beredt vertheidigt hatte, zu verdammen, namentlich den Grundsatz, daß das Concil über dem Papste stehe. Die so oft den päpstlichen Befehlen entgegengestellte Appellation an ein Concil verbot er als schwere Sünde. Die Ideale seiner Jugend verleugnete er, aber um gerecht zu sein, werden wir anerkennen müssen, daß der Verlauf der Begebenheiten ihre Unausführbarkeit gezeigt hatte. Mit dem besten Willen hätte er an dem kunstreichen Gebäude der Hierarchie schwerlich viel ändern können; freilich wurde es unter ihm fast schlimmer als je zuvor. Man brauchte eben viel Geld, aber es war doch arg, daß er die Einschwärzung von fremdem Alaun in den Kirchenstaat für eine Todsünde erklärte. Geradezu empörend aber sind nicht wenige seiner erkauften Entscheidungen in wichtigen Angelegenheiten. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, den vollen Einfluß und alle Mittel des Papstthums aufzubieten, um die Türken mit Erfolg zu bekämpfen. Mit dem König Ferdinand von Neapel vertrug er sich, und alle christlichen Fürsten berief er zu einer Versammlung nach Mantua; es war die alte Chimäre eines

allgemeinen Friedens und gemeinsamen Kreuzzuges. Aber nur wenige kamen, und es wurde nichts erreicht. Zuletzt wollte Pius II sich selbst an die Spitze des überall gepredigten Kreuzzuges stellen; schon war er in Ancona, da starb er am 16. August 1464.

Um Geld zu machen, waren die Kreuzbullen noch gut und wirksam, aber die wirkliche Führung der abendländischen Christenheit zu ernsten Dingen war den unreinen Händen der Kirchenfürsten längst entglitten. Unter Pius II hatte wenigstens doch der Glanz humanistischer Gelehrsamkeit den päpstlichen Hof geschmückt. Bis jetzt hatten die beiden Elemente sich gut vertragen. Mit äußerem Gehorsam zufrieden, fragte man weder nach wirklichem Glauben, noch nach dem Lebenswandel. Einen Fanatiker auf dem Stuhle Petri hatte man lange nicht gesehen. Jetzt kam er, und zwar in der widerwärtigsten Gestalt.

Paul II (1464—1471), ein geborner Venetianer, verwarf das ganze heidnische Treiben, zu welchem die humanistischen Studien geführt hatten; den Cultus des Plato, dessen Philosophie bei den gelehrtesten Humanisten die Stelle der Religion vertrat, deren Formen sie sich äußerlich anbequemten. An Ausartung fehlte es dabei nicht, aber Paul II war geradezu ein Feind der Gelehrsamkeit. Um so abstoßender aber war diese Erscheinung in dem hochgebildeten Italien, da er durch keinerlei gute Eigenschaften dafür Ersatz bot. Er war ein schöner Mann, sehr eitel, zeigte sich immer im prachtvollsten Ornat, und soll nie ohne Schminke öffentlich erschienen sein. Während er den Gelehrten an der Curie durch die Auflösung des Collegiums der Abbreviatoren (Concipisten) ihren Unterhalt entzog, war er habsüchtig und geizig im höchsten Grade. Seine Leidenschaft war, Edelsteine zu sammeln. Den Verkauf der geweihten Agnusdei machte er 1470 durch eine Bulle zu seinem Monopol. Wirklich geistreich aber zeigte er sich in der Erfindung der Quindennia. Nachdem nämlich die vom Concil abgeschafften Annaten wieder aufgelebt waren, fand er es

höchst unbillig, daß kirchliche Stiftungen, welche Körperschaften einverleibt waren und deshalb keinen wechselnden Inhaber oder Vorsteher hatten, keine Annaten zahlten; er berechnete, daß die durchschnittliche Amtsdauer 15 Jahre betrage, und verlangte demgemäß auch von diesen Stiftungen in jedem 15. Jahre ein Jahreseinkommen.

Während nun einerseits Paul II nicht abließ, gegen die Türken zu den Waffen zu rufen, hat gerade er ihnen aufs trefflichste in die Hände gearbeitet, indem er das so mühsam zu Stande gebrachte Friedenswerk in Böhmen umstürzte. Er hob die Baseler Compactaten auf, und zeigte dadurch recht anschaulich, daß mit der römischen Kirche ohne unbedingte Unterwerfung ein Frieden nicht möglich ist. König Georg von Podiebrad hatte sich so fügsam erwiesen, wie ihm nur irgend möglich war; fast nur der Gebrauch des Kelches bildete einen Unterschied, aber auf die Sache kam es auch gar nicht an, sondern es war eben der bedingungslose Gehorsam, welcher hergestellt werden sollte. Der König war gerade wegen der Tüchtigkeit seiner Regierung bedrängt durch die Widersetzlichkeit seiner Landherren; mit diesen finden wir jetzt den Papst im Bunde, wie einst mit den Reichsfürsten gegen den Kaiser. Da er sich dennoch behauptete, wurde das Kreuz gegen ihn gepredigt.

Kaiser Friedrich soll sich geweigert haben, feindlich gegen König Georg aufzutreten, weil man für den so lange geplanten Zug gegen die Türken keinen besseren Anführer habe, als ihn. Und dennoch ließ er diese Angriffe ruhig geschehen: welcher Zustand des Reiches! Er ließ es auch geschehen, daß König Mathias von Ungarn gegen ihn aufgehetzt wurde, die Länder des Ketzers ihm verheißen. Und König Mathias ließ sich wirklich durch den Ehrgeiz verblenden; er versäumte die nicht allein für ihn so wichtige Aufgabe, sein Reich gegen die Türken zu beschirmen und die staatliche Ordnung, welche zu begründen er mit gutem Erfolg

begonnen hatte, zu befestigen. Er stürzte sich statt dessen in den thörichten Krieg gegen den König von Böhmen, und bereitete dadurch den zerrissenen Zustand dieser Grenzlande vor, welcher den Türken den Weg zu dem Siege von Mohacz bahnte.

So haben der Cardinal Julian durch seinen frevelhaften Friedensbruch, und Paul II durch seine fanatische Politik am meisten dazu beizutragen, den Halbmond nach Ofen und bis vor Wien zu bringen.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß die wüthendsten Gegner Georgs von Podiebrad die Schlesier waren. Sie erscheinen orthodox bis zum Exceß, und als die ärgsten Fanatiker. Da aber dieselben Schlesier, und besonders gerade die Breslauer, nicht gar lange nachher zu den frühesten und eifrigsten Anhängern Martin Luthers gehören, so muß man daraus wohl schließen, daß dieser übergroße kirchliche Eifer nur die Folge ihres nationalen Hasses gegen die Böhmen war, eine Nachwirkung der Hussitenkriege.

Pauls II Pontificat zeigt schon, daß die wohlthätige Angst, welche nach dem Concil von Basel die Päpste einigermaßen in Schranken gehalten hatte, jetzt überwunden war. Vom Kaiser Friedrich war nichts zu fürchten, Ludwig XI von Frankreich fand ebenfalls seinen Vortheil darin, mit dem Papst gemeinschaftliche Sache zu machen.

Pauls II Nachfolger Sixtus IV (1471—1484), bis dahin Franziskanergeneral, von niedrigster Herkunft, gehört zu den schamlosesten Bösewichtern auf dem heiligen Stuhl. Mit allen Lastern befleckt, von vollendeter Nichtswürdigkeit, ist er der Urheber der eigentlichen Nepotenwirthschaft. Scheinbar betrieb auch er eifrig den Türkenkrieg, es war das beste Mittel, Geld zu machen. Die wahren Türken, sagten die Zeitgenossen, sind die Nepoten des Papstes. Seitdem die Päpste wieder in Rom waren, stand die italienische Territorialpolitik für sie durchaus im Vordergrunde;

immer entschiedener aber tritt nun das Bestreben als maßgebend hervor, die Anverwandten, die Nepoten zu versorgen, womöglich mit einem Fürstenthum. Der allmächtige Nepot und Günstling Sixts IV, wie man allgemein glaubte sein Sohn, der Angelpunkt seiner Politik war Girolamo Riario.

Den Plänen und Intriguen des Papstes stand Lorenzo de' Medici im Wege. Da bildete sich gegen diesen die Verschwörung der Pazzi. Die Pazzi, zunächst nach den Medici die reichste und angesehenste Familie in Florenz, waren die Banquiers des Papstes; daß er, der Papst, selbst betheiligt war, sagt Machiavelli sehr bestimmt in seiner florentinischen Geschichte, welche an den Papst Clemens VII gerichtet ist; ohne sein Ansehen, berichtet er, würde man die Theilnehmer nicht gewonnen haben. Und ebenso unumwunden sagt es der römische Notar Stephan Infessura in seinem Tagebuche. Zu den Anstiftern gehörten Girolamo Riario, ein Cardinal aus seiner Familie, und der Erzbischof von Pisa. Beschlossen war, die beiden Brüder Lorenzo und Giuliano de' Medici zu ermorden; daß es in der Kirche an einem hohen Feste am besten auszuführen sei, fand man selbstverständlich; es hatte sich das erst eben bei der Ermordung des Herzogs Galeazzo Maria von Mailand bewährt. Kein anderer Moment aber erschien so günstig, als die Erhebung der Hostie durch den celebrirenden Priester, und da regte sich doch bei den Laien das Gewissen; aber ein Priester fand sich bereit, er war frei von solchen Scrupeln. Am Osterfeste 1478 wurde Giuliano wirklich ermordet, Lorenzo entkam verwundet. Sixtus IV war außer sich vor Wuth, daß der Anschlag mißglückt war; er strafte die Florentiner mit Bann und Interdict. Freilich hatten sie den Erzbischof am Stadthause aufgehängt, des Papstes Feldhauptmann geköpft und den Cardinal eingesperrt.

Vom Papst und dem König von Neapel bekriegt und bedrängt, hat Lorenzo damals das Meisterstück seiner Politik ausgeführt; er

begab sich kühn und unerschrocken nach Neapel zu seinem Feinde, dem König Ferdinand, und gewann diesen für die Idee des italienischen Gleichgewichts, um den ewigen Kriegen ein Ende zu machen, und die Fremden von Italien fern zu halten. Zwischen Neapel, Florenz und Mailand kam ein Bündniß zu Stande. Dagegen verbündete der Papst sich jetzt mit Venedig, um Ferrara für seinen Nepoten zu erobern.

Die Hoffnungen, welche man einst auf ein Concil gesetzt hatte, waren durch die wiederholte Täuschung fast ganz vergangen; nur als Schreckmittel dem Papst gegenüber wird es noch gelegentlich verwerthet, und macht immer einen gewissen Eindruck. Um 1481 erschien in Rom als Gesandter Kaiser Friedrichs III der Erzbischof Andreas von Krain, ein Dominicaner slavonischer Herkunft, ein wunderlicher Mann, nicht ohne Gelehrsamkeit und sehr beredt, aber von übermäßigem Ehrgeiz verzehrt, und zuletzt augenscheinlich gestörten Geistes. Er soll sich auf ein Cardinalat Hoffnung gemacht haben, hatte dem Papst sehr derb seine Meinung gesagt über das sündliche Treiben der Curie, und war mit Girolamo Riario in Streit gerathen. Eine Zeit lang in Rom gefangen gehalten, dann wieder frei gelassen, erschien er 1482 in Basel, wo er im Dom eine große Rede hielt. Er sprach mit eindringlicher Beredsamkeit von der Verderbtheit des römischen Hofes und der Nothwendigkeit einer Reform; dann verkündete er ein neues Concil. Das Lasterleben Sixts IV hatte er kennen gelernt, und davon konnte er leicht eine Schilderung entwerfen; das Concil aber war so leicht nicht zusammen zu bringen. Die Baseler glaubten begreiflicher Weise, daß der Kaiser dahinter stecke, da Andreas sich einen Diener des Kaisers nannte, und man seine nahe Beziehung zum Kaiser aus früherer Zeit kannte. Sie hörten gern vom Concil reden, weil sie viel Geld dabei verdient hatten. Lange Zeit kam niemand, dann erschienen doch zwei Abgeordnete der italienischen Liga; die Sache schien im Kampfe gegen den Papst

sich verwerthen zu lassen. Der Baseler Rath freilich hatte bald gemerkt, daß nichts daran sei; aber die Stimmung des Volkes war so erregt, daß er sich fürchtete einzugreifen. Vergeblich forderte der Papst die Auslieferung des Mannes, vergeblich verhängte sogar sein Legat das Interdict. Daraus machte man sich wenig, auch die Geistlichkeit gehorchte nicht. Aber die Feinde der Stadt und wer zur Räuberei geneigt war, benutzte die Bullen, um die Baseler, ihre Kaufleute, ihre Waarenzüge anzugreifen. Der päpstliche Befehl, den Baselern keine Schulden zu bezahlen, war manchem willkommen. Es waren dieselben Wirkungen des Bannfluches, welche schon einst die Venetianer und die Florentiner mürbe gemacht hatten. Genug, der arme Erzbischof mußte ins Gefängniß wandern, wo man ihn eines Tages erhängt fand (1484).

Inzwischen hatte der Papst mit Mailand sich vertragen, dagegen aber mit Venedig über die Beute sich entzweit. Da berief nach dem Willen der Signorie auch der Patriarch von Aquileja ein Concil, zu dem wiederum niemand kam. So sehr war es herabgesunken, daß es nur noch als politisches Schreckmittel Verwendung fand, niemand jedoch noch ernstliche Erwartungen daran knüpfte.

Von Sixtus IV Nachfolger Innocenz VIII (1484—1492) aus der Familie Cibo ist wenig zu melden; er brachte 16 Kinder mit, und deren Versorgung nahm ihn ganz in Anspruch. Doch hat er ein bleibendes Andenken hinterlassen in den Hexenprozessen, welche er der Inquisition übergab und ihrer eifrigen Aufmerksamkeit empfahl. Dieser schreckliche Wahn, die Ausgeburt des Aberglaubens und des Fanatismus, hat nach dieser feierlichen Anerkennung durch das Oberhaupt der Kirche so tiefe Wurzeln getrieben, daß er Jahrhunderte auch in protestantischen Ländern mit Blut und Greueln erfüllte.

Nach Innocenz VIII erwählten die Cardinäle, durch Geld bestochen, Rodrigo Borgia, Calixts III Neffen, Alexander VI

(1492—1506). Zuerst Jurist, dann Kriegsmann, hatte er von seinem Oheim den rothen Hut erhalten. Gregor VII hat einst den Königen dieser Welt die lange Reihe heiliger Päpste entgegen gehalten, während sie, die Könige, von Räubern und Mördern abstammten. Aber eine solche Reihe von Bösewichtern, wie diejenige ist, welche wir in verschiedenen Zeiträumen auf dem sogenannten Stuhle Petri finden, treffen wir doch auf keinem weltlichen Throne. Schwer ist die Auswahl, doch dürfen wir die Palme der Schlechtigkeit Alexander VI nicht vorenthalten.

Wir wollen uns bei seinem Privatleben nicht aufhalten; es ist bekannt genug, der Name Borgia ist durch ihn sprichwörtlich geworden. Nur das möge hervorgehoben werden, daß er durch seine politischen Intriguen und durch die stete Verrätherei gegen alle seine Verbündeten zuerst die Fremden wieder nach Italien gebracht hat. Indem er sich gegen Ferdinand von Neapel mit Ludovico Moro von Mailand verband, veranlaßte er Karl VIII von Frankreich, des Mailänders Verbündeten, zu seinem Eroberungszuge nach Neapel, und ebenso hat er später auch Ludwig XII nach Italien gelockt, dadurch aber die großen Verwickelungen und Kriege herbeigeführt, mit welchen die neue Geschichte beginnt. Ihm war es nur um das eine Ziel zu thun, seinem Sohne Cesare Borgia zu einem Fürstenthum in der Romagna zu verhelfen. Großes ist diesem Virtuosen des Verbrechens, wie L. Ranke ihn nennt, gelungen. Den usurpatorischen Machthabern gegenüber, welche mit gleichen Mitteln ihre Herrschaften begründet hatten und behaupteten, mochte ein solches Verfahren als das einzige mögliche und eben deshalb berechtigte erscheinen, zumal da Cäsar als Regent bessere Eigenschaften zeigte. So war es möglich, daß Machiavelli sein Verfahren als Muster aufstellte, daß er von ihm die Einigung Italiens, die Fernhaltung der Fremden erhoffte. Da geschah es 1503, daß Vater und Sohn von dem Gift genossen, welches sie für einen Cardinal hatten bereiten lassen;

Alexander VI starb, Cäsar genas zwar, war aber nun nicht mehr im Stande, seine Herrschaft zu behaupten.

Obgleich nun aber die Welt wiederhallte von der Corruption des römischen Hofes, wurde doch seine Autorität davon nicht berührt. Man war einmal an die Existenz einer solchen Autorität gewöhnt, man wollte sie nicht missen, und mußte sie nehmen, wie sie war. Neue Welten waren entdeckt, Inseln des fernen Westens. Als Inseln gehörten sie nach der vermeintlichen Schenkung Constantins dem Papst. Großmüthig nahm er sie nicht für sich selbst in Anspruch, aber die Streitigkeiten zwischen den Spaniern und Portugiesen entschied er am 4. Mai 1493 durch die Bestimmung eines Meridians als Grenze. Gehorsam wurde die Entscheidung angenommen und ein Vertrag auf dieser Grundlage abgeschlossen; Gelehrte beider Länder traten in Badajoz und Elvas zusammen, und suchten Jahre lang nach dem Meridian, aber die wissenschaftlichen Hülfsmittel waren noch zu ungenügend, als daß man ihn hätte finden können.

Wir sehen hier einen Fall, wo das Verlangen nach einer höchsten Instanz, welche entscheiden kann, wo sonst kein Richter ist, die päpstliche Autorität aufrecht hält. Sie konnte auch heftigen Angriffen noch widerstehen, so lange diese nur negativ blieben. In Florenz predigte mit hinreißender Beredsamkeit Fra Girolamo Savonarola; er predigte Buße und brachte in der lebenslustigen Stadt die wunderbarste Umwälzung hervor. Sehr natürlicher Weise wurde auch er dadurch zu Angriffen auf die Verderbtheit der hohen Geistlichkeit, des päpstlichen Hofes geführt; er wollte sich einer solchen Autorität nicht unterwerfen. Es gehört nicht hierher, wie er eine Zeit lang Florenz wirklich beherrscht, ein theokratisches Regiment aufgerichtet, wie er durch mancherlei Mißgriffe sein Ansehen verloren hat. Dem Papst erschien er sehr gefährlich, aber es gelang ihm, die Franziskaner gegen ihn, den Dominicaner, in Bewegung zu bringen. Savonarola wurde 1498 verbrannt,

und kaum eine Spur blieb von seiner Wirksamkeit zurück. Solche vereinzelte Bewegungen konnten unbequem sein, aber sie konnten nicht das ganze große Gebäude erschüttern. Nach wie vor zahlten die Völker; zu dem Jubeljahre 1500 waren wieder neue Hunderttausende nach Rom gepilgert, und mit dem Ablaßgeld feierte der Papst seine Orgien und stattete seine Tochter aus, führte Cäsar Borgia seine Kriege, und bezahlte seine Spielschulden.

Alexander VI war gestorben, und seines Gleichen ist nicht wieder gekommen. Nicht die Schlechtigkeit eines einzelnen Papstes hat den Sturz herbeigeführt, sondern das Zusammenwirken der politischen Differenzen und der Unzufriedenheit der Nationen über die finanzielle Ausbeutung, mit der Auflehnung des tiefsten sittlichen Gefühls gegen die Lehre selbst. Diese hat schließlich den Ausschlag gegeben. Man war, wie wir gesehen haben, auch am päpstlichen Hofe empfänglich für die Reize der neu erwachten gelehrten Studien; es war das ein feines Vergnügen aristokratischer Kreise. Da mochte man es sogar sich gefallen lassen, daß Lorenzo Valla die Unechtheit der Constantinischen Schenkung unwiderleglich erwies. Nun war aber eine Kunst erfunden, welche die Schriftwerke in großer Zahl und zu billigem Preise auch der großen Menge zugänglich machte. Es gab jetzt im Bürgerstande eine sehr zahlreiche Menschenklasse, welche gelernt hatte zu lesen und über das Gelesene nachzudenken. Gerade an diese wandten sich die neu aufgekommenen Buchdrucker, und auch die wichtigsten Fragen wurde nicht mehr allein in der lateinischen Gelehrtensprache, sondern auch in der Sprache des Volkes verhandelt. Alexander VI säumte nicht, eine Beaufsichtigung der Druckereien anzuordenen, aber sie war nur in sehr unwirksamer Weise durchzuführen.

Ganz vergessen war doch die so oft ausgesprochene Nothwendigkeit einer Reform an Haupt und Gliedern nicht, auch nicht das immer wieder gegebene Verspechen eines Concils. Auch die Cardinäle litten unter der schrankenlosen Gewalt des Papstes;

gar zu theuer wurde die Würde verkauft und wenn es nun einem Cardinal gelungen war, sich ein hübsches Vermögen zu machen, so mußte er unter Alexander VI täglich auf den Gifttrunk gefaßt sein, welcher die zusammengescharrten Schätze wieder in die päpstliche Kasse zurückführte.

Nachdem Pius III nur 26 Tage Papst gewesen war, legten die Cardinäle dem Nachfolger den Eid auf, das Concil zu berufen. Julian delle Rovere, Sixts IV Neffe, wurde erwählt, und nannte sich im Andenken an Julius Cäsar, Julius II (1503 bis 1521). Den Eid zu leisten trug er kein Bedenken, aber ihn zu halten lag ihm ganz fern. Er war ein Mann von bedeutenden Gaben, festem Character: wir brauchen nur sein Portrait von Rafael zu betrachten, um den Eindruck davon zu erhalten. Er war schon sehr alt, aber sein ganzer Sinn stand darauf, nach dem Vorbild jenes ersten Julius mit Gewalt der Waffen die Macht des römischen Papstes als des vornehmsten unter den italienischen Fürsten zu begründen. Zu diesem Zwecke schloß er 1508 mit Kaiser Max und dem König von Frankreich die Liga von Cambrai, um Venedig seines Landbesitzes zu berauben; ließ aber beide alsbald wieder im Stich, als sie ihm übermächtig wurden. Er hat in der That den Kirchenstaat wieder zusammen erobert, von Piacenza bis Terracina; unaufhörlich ist er in kriegerische Händel verwickelt, wo dann sein Bannfluch ebenso wie die Kanonen zum Kriegsmaterial gehört. Politische Gegnerschaft mehr als die Rücksicht auf die wachsende Unzufriedenheit der Völker war es, wodurch Ludwig XII und Maximilian dazu gebracht wurden, sich 1511 zur Berufung eines Concils zu vereinigen. Wirklich gewannen sie dafür drei Cardinäle, und beriefen es nach Pisa 1512. Allein es ist vollkommen erfolglos und fast unbeachtet geblieben, und als nun Julius II dagegen ein lateranensisches Concil berief, war der Erfolg ein ebenso nichtiger. Nur dadurch sind diese letzten Versuche uns merkwürdig, weil sie vollkommen

klar und überzeugend darlegten, daß auf diesem Wege niemals ein Erfolg zu erwarten war. Niemals war eine gründliche Reform zu hoffen, wenn man nicht die Grundlagen des ganzen Systems angriff, des Systems, welches alle bei den Concilen betheiligten Personen gleichmäßig aufrecht halten wollten.

Auf Julius II folgte 1517 Leo X aus der Familie der Medici, Lorenzo's Sohn. Unvergänglich ist der Glanz, welcher seinen Namen ziert. Die höchste und schönste Blüthe der Kunst, welche die Welt seit den Tagen des Phidias gesehen hat, verknüpft sich mit ihm. Wunderbar und räthselhaft ist die Erscheinung, daß gerade jenen Zeiten, in welchen Italien uns das Bild der größten sittlichen Ausartung zeigt, wo entsetzliche Frevelthaten selbst bei den ehrenwerthesten Persönlichkeiten kaum einem Tadel begegnen, zugleich auch die innige seelenvolle Frömmigkeit eines Fra Angelico, Pietro Perugino, Francesco Francia entsprießen konnte. Doch sind solche Gegensätze in der Geschichte Italiens nicht selten. Nach entgegengesetzten Richtungen entfalten sich hier gleichzeitig die Keime des Guten und des Bösen in gleicher Kraft und Fülle.

Die Zeiten eines Julius II und Leo X bezeichnen den Höhepunkt der Kunst. Die jungfräuliche Anmuth und Hoheit der Rafaelischen Madonnen, die gewaltige Erhabenheit eines Michel Angelo, sie sind von christlicher Kunst niemals übertroffen worden. Doch ist die Kunst dieser Meister auch von dem antiken Heidenthum stark berührt worden, und in den Kreisen der höchsten Geistlichkeit gehörte es damals geradezu zum guten Ton, spöttisch von der Kirche und ihren Lehren zu sprechen. Ob wirklich der Papst gesagt hat: „Wie viel Nutzen uns jene Fabel von Christus gebracht hat, das ist aller Welt bekannt" — wir brauchen es nicht zu untersuchen. Es genügt zur Characteristik der Zustände, daß man dergleichen für möglich und nicht unwahrscheinlich hielt. Voll redlicher Gläubigkeit kam Martin Luther 1512 nach Rom:

eben Aeußerungen dieser Art haben ihm über die dortigen Anschauungen die Augen geöffnet.

Leo X war ein leutseliger und wohlwollender Herrscher, der sein Leben mit feinem Kunstsinn genoß und auch anderen den gleichen Genuß gern gönnte. Aber religiöser Ernst lag ihm völlig fern. Schon Julius II hatte ohne irgend eine Spur von Pietät, des lauten und allgemeinen Widerspruches nicht achtend, die altehrwürdige Peterskirche niederreißen lassen, um den modernen Prachtbau in antiker Form an die Stelle zu setzen; Leo X förderte den Bau mit allem Eifer. Er ist gewissermaßen das äußere Abbild des sich vollkommen sicher wähnenden, prunkvollen Papstthums, das sich an die Stelle der alten wahren Kirche gesetzt hat, und in der Fülle seiner Herrlichkeit von der nahen Gefahr keine Ahnung hat. Geld brauchte man mehr als je für die Türkenkriege wie für den großen Kirchenbau. Und wieder wurde Ablaß ausgeschrieben, weiter reichend als jemals früher. Auch das Fegefeuer konnte damit abgekauft werden.

Da riß nun endlich die Geduld des deutschen Volkes. Martin Luther war selbst Seelsorger in Wittenberg, er konnte es nicht ertragen zu sehen, wie das Volk den Verheißungen der apostolischen Sendboten lauschte und sein Geld hintrug. Er schlug seine Thesen an die Kirchthüre zu Wittenberg (31. Oct. 1517). Es ging ihm, wie es John Wicliffe und Johann Hus gegangen war, aber jetzt erst war die Zeit gekommen, wo sein Widerspruch lauten Anklang und Nachhall fand im ganzen deutschen Bürgerstand, auch bei den Fürsten und Großen. Es war die Zeit gekommen, wo sein Wort zündete, wie einst das Wort Urbans II, als er zum Kreuzzug aufforderte. Aber nicht wie damals erhoben sich ungeordnete Schaaren zu abenteuerlichem Unternehmen, es war auch kein leidenschaftliches Aufflammen, wie es die Predigten eines Capistrano und Savonarola hervorgerufen hatten. Es war eine stille feste Ueberzeugung, die schrittweise weiter fortging, und es

fanden sich Fürsten und Obrigkeiten, welche die Reform in ruhiger und wohlüberlegter Weise durchführten, so daß nicht wieder wie so häufig schon, die reformatorische Bewegung in wilden Aufruhr umschlug und dadurch zu Grunde ging. Unterwühlt waren schon lange die Grundlagen des Papstthums, einerseits durch die eigene schwere Schuld, andererseits durch die beginnende kritische Forschung der Wissenschaft. Aber nicht diese Negation führte zu der völligen Losreißung. Es war vielmehr das positive religiöse Bedürfniß, welches lange vergeblich versucht hatte, in der alten Weise Befriedigung zu finden, und immer wieder in rohester Weise darin gestört wurde. Wo in kleinerem Kreise, wie in Wittenberg, eine ernstgesinnte kirchliche Gemeinde sich in ihrer Weise eingerichtet hatte, da erschien plötzlich der Ablaßkrämer und mahnte an den Gegensatz zu der herrschenden Kirchenlehre des Thomas von Aquino, in den man unvermerkt gerathen war.

Da endlich wurde das zündende und lösende Wort gesprochen, man wurde sich des Gegensatzes klar bewußt zu jener von den heidnischen Römern überkommenen Anschauungsweise, daß durch gewisse Formeln und Cäremonien göttliche Gegenleistungen erzwungen werden könnten. Denn so stellte sich thatsächlich und im wirklichen Leben die Praxis dar. Man wagte es endlich zu denken, daß zum Heil der Seele man des welschen Mannes in Rom nicht bedürfe. Auf die eigene sittliche Kraft und Verantwortlichkeit ging man zurück, und fand im unerschütterlichen Glauben an die Heilige Schrift den festen Boden gegen alle Angriffe und Zumuthungen, welche auf die althergebrachte Autorität sich stützten.

XXI.

Uebersicht der neueren Zeit.

Wir haben die Geschichte des Papstthums bis an die Schwelle der Reformation begleitet. Das Ziel, wie es am Eingang bezeichnet wurde, ist damit erreicht. Die allgebietende Gewalt des Papstthums ist gesprengt, ein großer Theil der abendländischen Christenheit entzieht sich dem Bande, welches bis dahin alle Völker umfaßte. Was einzelne kühne Geister schon vor Zeiten ausgesprochen hatten, was in Böhmen theilweise und vorübergehend erreicht war, was Luther selbst im Anfang seiner Wirksamkeit noch ganz fern gelegen hatte, das tritt nun ins Leben. Ein großer Theil von Deutschland, der skandinavische Norden, England und ein Theil von Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden, lösen sich von der katholischen Kirche; sie gehen ihre eigenen Wege, und die Geister befreien sich immer mehr von dem lastenden Joch der Tradition und der Autorität. Wohin diese Freiheit der Bewegung, diese ungehemmte Entfaltung der geistigen Kraft sie geführt hat, das liegt am Tage. Wo das Schwergewicht geistiger Arbeit und politischer Macht zu finden ist, darüber ist keine Täuschung möglich.

Nicht auf dem Wege der alten Concilien war man fortgeschritten; der Grundpfeiler der ganzen kirchlichen Lehre war angegriffen, die herrschende Stellung des Priesterthums als Vermitteler der göttlichen Gnade. Aus der Tiefe des Volksgeistes war diese Bewegung hervorgegangen, sie wußte nichts von den ängst-

lichen Rücksichten, welche die Theologen der Concilien in Schranken hielten. Deshalb aber war auch jeder Versuch einer Wiedervereinigung, so viel man sich auch Jahrhunderte lang damit abgemüht hat, fruchtlos und konnte zu keinem Erfolg führen. Es liegt mir natürlich ganz fern, die Geschichte der Reformation durch ihre vielfachen Wechselfälle verfolgen zu wollen. Nur die Rückwirkung auf das römische Papstthum werde ich noch versuchen, kurz anzudeuten. Auch hier aber macht Leopold von Ranke's klassisches Werk eine ausführlichere Darstellung überflüssig.

Eine Zeit lang schien es, als ob die mächtig anwachsende Bewegung vollständig den Sieg gewinnen würde. Auch in Italien und in Spanien waren verwandte Tendenzen bedeutend vertreten. Und jene ganz entartete Kirche, welche am Eingang des 16. Jahrhunderts überall den Widerspruch herausfordert und jeder Reform sich unzugänglich zeigt, würde auch den Stoß nicht ausgehalten haben. Wenn sie sich doch behauptet hat, so geschah es, weil auch sie jetzt unter dem Druck der Gefahr eine andere wurde.

Die Päpste waren, wie wir gesehen haben, italienische Theilfürsten geworden: ihre Politik war vollständig beherrscht durch die Interessen des Kirchenstaates. Jeder kirchliche Gedanke lag ihnen fern. Auch die gregorianische Idee einer päpstlichen Weltherrschaft war zu Boden gefallen. Zwar wurden noch immer die alten Phrasen wiederholt, die Theorie schreckte nicht zurück vor den kühnsten Forderungen, aber in der Praxis war man viel bescheidener geworden. Die Völker ließen sich nicht mehr durch ein Priesterwort gegen ihre Fürsten aufwiegeln, und der Bannfluch war zu einem sehr verbrauchten und abgenutzten Rüstzeug geworden. Der weltliche Staat hatte eine ganz andere Bedeutung gewonnen, selbst bei großer innerer Auflösung hatte er kirchliche Angriffe nicht mehr zu fürchten. Es wurden aber auch solche Versuche gar nicht mehr gemacht. Hatten schon Gregor VII und seine Nachfolger nothgedrängt ihren Bundesgenossen kirchliche Rechte

eingeräumt, welche sie jedem anderen Fürsten bestritten, mehr und mehr war diese Praxis zum System geworden. Den Klagen der Völker gegenüber machen Papst und Fürsten gemeine Sache; die Besteuerung der Kirche, welche an sich nothwendig und unvermeidlich war, wird in der Weise geregelt, daß beide Theile ihren Antheil erhalten, auch von dem Sündengeld des Ablasses bleibt ein Theil den Fürsten. Ebenso erhalten sie ihren Theil an der Besetzung der Pfründen, der König von Frankreich sogar das Vorschlagsrecht, thatsächlich die Besetzung der Bisthümer und bedeutenderen Pfründen, und ähnliche Zugeständnisse waren auch anderen Fürsten gemacht. Durch dieses Verfahren waren die Fürsten für die Aufrechthaltung des Systems gewonnen, selbst wenn sie auch zeitweise im politischen Kriege mit dem Papste sich befanden. Hierdurch war die gefährliche Opposition der Concilien überwunden, hierdurch hatte die päpstliche Hierarchie sich wieder sehr befestigt, so sehr daß sie bei etwas Klugheit und Mäßigung sich wohl hätte dauernd behaupten können. Es würden Staatskirchen entstanden sein, welche dem Papst noch immer bedeutende Einkünfte und großen Einfluß übrig gelassen hätten. Die schreiendsten Uebelstände wären beseitigt, und der alte Zustand hätte sich erhalten lassen, an welchem doch viele Gemüther mit Liebe hingen, der mit zahllosen materiellen Interessen eng verknüpft war.

Aber solche Mäßigung war der Curie fremd, sie wich nur dem Zwange, und dem zerrissenen deutschen Reiche gegenüber glaubte sie sich alles erlauben zu können, was mächtigeren Fürsten, selbst ansehnlichen Reichsfürsten gegenüber vermieden wurde. So kam denn hier zuerst das Feuer zum Ausbruch, und daß es sich hier behaupten konnte, und nicht wieder, wie in anderen Ländern, erstickt wurde, war wiederum die Folge der Zersplitterung und der in sich kräftigen Gestaltung der einzelnen Territorien, welche der Papst durch die Zertrümmerung des Kaiserthums herbeigeführt hatte.

Die Päpste hatten sich, wie wir gesehen haben, selbst bei gutem

Willen unfähig gezeigt, eine wirkliche Reform durchzuführen; auch den Concilien war es nicht geglückt. Wo nun aber die weltlichen Fürsten ausgedehnte Rechte über die Kirche an sich gebracht hatten, da war es nun auch wieder, wie im früheren Mittelalter, ihr Interesse, tüchtige Bischöfe einzusetzen, und der Entartung der Kirche zu steuern, welche als schwerer Uebelstand der jetzt überall hervortretenden Richtung auf Verbesserung der öffentlichen Zustände im Wege stand.

Geschehen ist das, wie W. Maurenbrecher sehr gut nachgewiesen hat, vorzüglich in Spanien; von hier ist die Regeneration der katholischen Kirche ausgegangen. Das Unwesen war hier so arg, wie nur irgendwo, die Priester unwissend und sittenlos, fortwährende Eingriffe der römischen Curie, und Einschiebung italienischer Pfründenjäger. Wohl suchte man auch hier sich zu schützen, doch mit geringem Erfolg wegen des anarchischen Zustandes der verschiedenen Reiche. Da wurden endlich diese vereinigt durch die Vermählung Ferdinands von Aragon mit Isabella von Castilien; wegen der endlichen Ueberwältigung der Mauren erhielten sie den Ehrennamen der katholischen Könige (los reyes cathólicos), wie sie in Spanien immer genannt werden, aber größer noch sind ihre Verdienste um die Herstellung der Ordnung im Lande. Unumgänglich nothwendig war es für diesen Zweck, auch den Clerus in der Hand zu haben, aber während dieses Bestreben andere Könige zur Todfeindschaft mit dem Papst getrieben hatte, nahm hier die Sache einen anderen Verlauf. Schon hatte Ferdinand in Neapel die umfassenden Regierungsrechte über die Kirche erworben, welche man unter dem Namen der Monarchia Sicula zusammenfaßt; dasselbe erstrebte er auch für Spanien. Mit den drei Ritterorden von Santiago, Calatrava und Alcantara konnte er so wenig auskommen, wie Philipp der Schöne mit den Templern, aber die veränderten Zeiten gestatteten ihm ein milderes Auskunftsmittel. Das Großmeisterthum wurde mit der Krone verei-

nigt, welche damit die Verfügung über außerordentlich große Hülfsmittel gewann. Noch wichtiger aber war, daß die katholischen Könige 1481 vom Papst den Verzicht auf jeden Eingriff in spanische Angelegenheiten forderten; sie wollten die wichtigeren Kirchenämter in Spanien selbst besetzen, und nur nach ihren Vorschlägen sollte der Papst Bischöfe und höhere Geistliche ernennen dürfen. Sixtus IV war nicht in der Lage, wirksamen Widerstand zu leisten; im Jahre 1482 wurde ein Concordat auf dieser Grundlage abgeschlossen. Die Wahlfreiheit der Capitel war also hier, wie in Frankreich, beseitigt, und da auch in England das Verhältniß sich ähnlich gestaltete, kam die Unterdrückung der Landeskirchen durch die Päpste schließlich den Regierungen zu Statten, welche kräftig genug waren, ihre Ansprüche durchzusetzen. Auf diesem Umwege kehrte man zu den Einrichtungen der Jahrhunderte vor Hildebrand zurück. Mit besonderer Energie wurden nun in Spanien strenge und gelehrte Prälaten eingesetzt und mit ihrer Hülfe die ganze Kirche in dem Sinne reformirt, welcher das Baseler Concil einst bewegt hatte. Die Cardinäle Mendoza und Ximenez, Talavera, der Beichtvater der Königin, waren die Leiter dieser Bestrebungen, und in wenigen Jahrzehnten gewann der spanische Clerus den Ruhm großer Sittenstrenge und ungewöhnlicher Gelehrsamkeit. Er blieb aber dabei ganz auf der alten scholastischen Grundlage, allen tiefer gehenden Aenderungen starr sich entgegen stellend. Diese Richtung fand ihren stärksten Ausdruck in der Errichtung der Inquisition (1481).

Das Santo Oficio schloß sich freilich der älteren Einrichtung der Inquisition an, war aber darin ganz anders gestaltet, daß es von der übrigen Clerisei ganz unabhängig, dagegen dem Königthum untergeordnet war, und für dieses das furchtbarste Werkzeug auch gegen politische Gegner wurde. Zunächst bestimmt, die gewaltsam bekehrten Juden und Mauren zu überwachen, hat die Inquisition bald auch Anlaß gefunden, sich gegen die ein=

dringenden protestantischen Ansichten zu wenden, in Spanien sowohl als auch vorzüglich in den Niederlanden. Der neu entflammte religiöse Eifer in Spanien hat nicht minder, als in andern Ländern, auch die Richtung auf Umänderung des herrschenden Dogma genommen, aber diese Regungen wurden mit unerbittlicher Strenge unterdrückt. Um so mächtiger entfaltete sich andererseits ein inbrünstiges und fanatisches Glaubensleben in den Formen der alten Kirche. Diese beiden Elemente, unbedingte Hingabe an die Kirche, wie sie im Laufe des Mittelalters geworden war, und unerbittliche Feindschaft gegen alle Abtrünnigen, sind von Spanien aus dem Katholicismus eingeimpft, der sich nun unter diesem Impuls in überraschender Kraft wieder aufrichtete. Das Organ dieser Einwirkung aber war der Orden der Jesuiten, eine Frucht dieser Wiederbelebung der Kirche in der eigenthümlich spanischen Form, die Schöpfung des Spaniers Ignátius Loyola.

In Rom hatte man anfangs an dem feinen, aber heidnisch gebildeten Hofe Leo's X das Mönchsgezänk der Augustiner und Dominicaner für unbedeutend gehalten und wenig beachtet. Am kaiserlichen Hofe dagegen schätzte man diese Opposition als eine gelegentlich gegen den Papst zu verwerthende Waffe. Eine tiefer gehende, den Geist erfassende Würdigung der Bewegung war hier so wenig wie dort vorhanden. Als Leo empfand, daß die Sache bedenklich wurde, benutzte er den Abschluß eines politischen Bündnisses mit Karl V, um die Achtserklärung gegen Martin Luther (1521) zu erwirken.

Nicht, wie man gehofft hatte, war damit die Sache beseitigt; auf den heiteren lebensfrohen Leo X aber folgte nun (1522) zu allgemeinem Erstaunen ein Mann der spanischen Schule und Richtung, der Cardinal von Tortosa, einst Professor in Löwen, Carls V Lehrer Adrian VI, von Geburt ein Niederländer. Man hatte einen gelehrten Papst, aber einen kirchlich gelehrten, und einen strengen Eiferer, der sich vergeblich abmühte, Curie und Kirche

zu reformiren. Auch wenn es ihm geglückt wäre, diese so oft verlangte Reformation an Haupt und Gliedern konnte jetzt die Deutschen nicht mehr befriedigen.

Der nächste Papst Clemens VII (1523—1534) war wieder aus dem Hause Medici; er war bis dahin gut spanisch gewesen, Adrians Wahl hatte er hauptsächlich bewirkt, aber nun fühlte er sich der Erstickung nahe. Waren doch wieder Neapel, Mailand, das deutsche Reich in derselben Hand! Er wagte es, sich gegen den Dränger aufzulehnen, noch einmal regte sich das Selbstgefühl des Italieners, aber er mußte erfahren, daß die weltliche Gewalt jetzt die stärkere geworden war. Sein Kampf gegen den Kaiser brachte Frundsbergs Söldner nach Rom: die Blüthe wurde geknickt, der künstlerische Glanz schwand, und die spanische Uebermacht wurde nur fester begründet. Zugleich erhielten die Protestanten Luft: ihre legale Existenz im Reiche gründete sich, wie Ranke sagt, vor allem auf den Beschluß von Speier im Jahre 1526.

Clemens VII mußte auf jeden Widerstand gegen den Kaiser verzichten, er durfte nun auch Heinrich VIII von England nicht gestatten, sich von des Kaisers Tante zu scheiden, und darüber ging der Kirche die Obedienz von England verloren. Dafür hoffte nun Clemens VII wenigstens der Ketzer in Deutschland ledig zu werden. Ranke hat die Rathschläge ans Licht gebracht, welche der Cardinal Campeggi auf dem Augsburger Reichstag 1530 dem Kaiser gegeben hat. Die Sache, meint der Cardinal, sei so schwierig nicht. Es bedarf nichts, als daß ein Bund zwischen dem Kaiser und den wohlgesinnten Fürsten geschlossen werde; hierauf versucht man die abgeneigten umzustimmen, mit Versprechungen oder mit Drohungen. Wenn sie aber hartnäckig bleiben, hat man das Recht „dieses giftige Gewächs mit Feuer und Schwert zu vertilgen." Die Hauptsache ist, daß man ihre Güter einzieht, weltliche und geistliche, in Deutschland so gut wie in Ungarn und

Böhmen. Denn gegen Ketzer ist dies Rechtens. Ist man ihrer nur erst Herr geworden, so setzt man Inquisitoren ein, die ihren Ueberresten nachspüren, die wider sie verfahren, wie man in Spanien gegen die Marranen verfährt. Ueberdies wird man die Universität Wittenberg in den Bann thun, und die, welche daselbst studiert, kaiserlicher und päpstlicher Gnaden für unwürdig erklären, die Bücher der Ketzer wird man verbrennen, die ausgetretenen Mönche in ihre Klöster zurück schicken, an keinem Hofe einen Irrgläubigen dulden. Zuerst aber ist eine muthige Execution nothwendig. „Auch wenn Ew. Majestät," sagt der Legat, „sich nur an die Oberhäupter hält, kann sie denselben eine große Summe Geldes entreißen, die ohnehin gegen die Türken unentbehrlich ist."

Nach diesem Recept verfuhr Karl selbst in Spanien, nach ihm haben Philipp II, Ferdinand II gehandelt. Aber glücklicher Weise fühlte Karl sich jetzt in Deutschland nicht stark genug; wie Ranke meint, würde er es auch nicht gewollt haben. Er gewährte den Protestanten, was sie verlangten; er versprach ein Concil. Er hatte noch die Hoffnung, in einer gereinigten Kirche die Parteien vereinigen zu können.

In Rom fiel bei diesem Schreckenswort sogleich der Cours der kirchlichen Aemter. Clemens VII setzte nach Art der früheren Päpste den zähesten Widerstand entgegen, er verband sich sogar noch einmal mit Franz I von Frankreich, und auf diesem Umwege selbst mit den Protestanten. Denn fortwährend durchkreuzen sich hier die kirchlichen und die politischen Gesichtspunkte. Ihm, folgt nun noch ein Papst ähnlicher Richtung, Alexander Farnese als Papst Paul III (1534—1549), humanistisch gebildet, kunstliebend, vorzüglich beschäftigt mit der Versorgung seiner Familie. Doch liegen ihm auch kirchliche Gedanken nicht mehr so fern, wie seinen Vorgängern; er umgiebt sich mit Männern reformatorischer Gesinnung, aus deren Mitte der neue Orden der Theatiner hervorging. Es ist eine Richtung, welche von der spanischen ganz ver-

schieden ist; sie kommt der protestantischen auf halbem Wege entgegen. Auf dem Religionsgespräch zu Regensburg 1541 kommt der Cardinal Contarini einer Einigung sehr nahe. Das war der Moment der entscheidendsten Krisis: hier eben zeigte sich die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Standpunkte. Contarini's Verfahren findet keine Billigung. Die starr am Alten hängende Partei in der Kirche gewinnt die Oberhand, die politische Einwirkung des französischen Königs gegen den Kaiser kommt hinzu, er und der Papst fürchten sich vor der Macht des Kaisers, wenn es ihm gelingen würde, ganz Deutschland zu vereinigen. Da wendet Paul III sich der spanischen Partei in der Kirche zu; gegenüber den auch in Italien um sich greifenden Lehrmeinungen, welche der alten Tradition widerstreiten, errichtet er am 21. Juli 1542 in Rom die Inquisition nach dem Muster der spanischen. Und nun beginnt in Italien die Verfolgung aller unkirchlichen und aller freieren Denkungsart, welche bald genug dem wissenschaftlichen Vorrang der Italiener ein Ende machte, welche auch den Aufschwung der künstlerischen Entfaltung lähmte.

Ignatius Loyola hatte durch eine besondere Vorstellung die Einführung der Inquisition unterstützt; die Jesuiten sind es, welche in Rom festen Fuß fassen. Auf dem Concil, welches nun wirklich 1545 in Trient eröffnet wurde, sind sie es, welche den bedeutendsten Einfluß üben. Unter ihrer Leitung werden alle die Lehren, gegen welche sich die Angriffe der Protestanten gerichtet hatten, in schrofffster Form festgesetzt und als Dogmen verkündet; der Riß war damit unheilbar geworden, der Kampf auf Leben und Tod eröffnet. Nicht mehr von Disputationen war die Rede, nur blinder Gehorsam wurde fortan verlangt. Zugleich aber trat in der katholischen Kirche von diesem Standpunkt aus eine sehr energische Kräftigung ein, eine Herstellung besserer Zucht, Abschaffung mancher Mißbräuche, ein Aufschwung auch in kirchlicher Gelehrsamkeit, wodurch sie befähigt wurde, einen großen Theil der

verlorenen Gebiete, nicht allein mit Waffengewalt wieder zu erobern, sondern auch geistig wieder zu gewinnen.

Wie diese ganze Regeneration des Katholicismus nicht von den Päpsten ausgegangen war, so waren sie auch weit entfernt, die Leitung in der Hand zu behalten. Paul III gerieth noch einmal in offenen Kampf mit Karl V, und machte einen vergeblichen Versuch, das Concil nach Bologna zu verlegen. Immer wieder lehnten sich die Päpste, denen als Italienern das spanische Uebergewicht unerträglich war, gegen dasselbe auf, aber stets vergeblich. Paul IV (1555—1559) aus dem Hause Caraffa, bekriegte sogar Philipp II, unterstützte die Franzosen gegen ihn, und suchte selbst bei den Türken Hülfe. Merkwürdiger Weise war es der Herzog von Alba, der siegreich in den Kirchenstaat einrückte, war es Egmont, dessen Sieg bei St. Quentin 1557 die Uebermacht der Spanier befestigte. Paul IV mußte auf seine hohe Politik verzichten: er hatte als Cardinal Caraffa zuerst zur Einführung der Inquisition gerathen, er war in engem Bund mit den Jesuiten auf dem Concil der Führer der siegreichen Reaction gewesen, jetzt gab er sich ganz der Durchführung derselben hin; die Zahl der Einwohner von Rom sank in Folge seines fanatischen Wüthens von 80,000 auf 45,000.

Pius IV (1559—1565) erlebte den Schluß des Concils von Trient; dem Papst allein wurde die Auslegung der Beschlüsse von Trient zugesprochen. Seine kirchliche Autorität wurde dadurch höher gesteigert, als je zuvor; die selbständige Autorität der Bischöfe war ihm vollständig geopfert. Immer rücksichtsloser wird deshalb die römische Curie der Mittelpunkt des Kampfes gegen allen geistigen Fortschritt. In Pius V (1566—1572) besteigt der Großinquisitor selbst den päpstlichen Thron; er fädelt die Bartholomäusnacht ein, ein Auto-da-fé im größten Maßstab, dessen glückliches Gelingen von seinem Nachfolger Gregor XIII (1572—1585) mit großer Festlichkeit gefeiert wird.

Unter Sixtus V (1585—1590) ist diese kirchliche Richtung auf ihrer Höhe; vollständig umgewandelt ist die römische Curie. Von den öffentlichen Lastern und der laxen Disciplin der früheren Zeiten, auch von der verderblichen Nepotenwirthschaft, ist keine Rede mehr. Ernste und strenge, gelehrte Cardinäle umgeben den Papst. Die Kunst erhebt sich zu neuem Aufschwung, begeistert von den religiösen Ideen, welche sie in sich aufgenommen hat. Sixtus V, der Hirtenknabe von Montalto, dann Franziskanergeneral, begründet sich in Rom ein bleibendes Andenken. Er beseitigt mit unerbittlicher Strenge die Räuber, welche unter seinem Vorgänger zur größten Landplage geworden waren; er befördert Ackerbau und Gewerbfleiß, führt die Aqua felice nach Rom, und schmückt die Stadt mit neuen Bauten. Die Denkmäler des heidnischen Alterthums müssen der Verherrlichung des Christenthums dienen. Er ordnet die Finanzen und sammelt einen erstaunlichen Schatz, aber dazu kennt er, wie seine Vorgänger, keine anderen Wege, als neue Auflagen, Aemterverkauf um erhöhten Preis, und Anleihen. Gerade er hat auf die Dauer die Finanzen des Kirchenstaates unrettbar verdorben. Auch die Briganten lebten am Ende seiner Regierung wieder auf, als er mit seinen Nachbarn zerfallen war.

Sonst so energisch, schwankte Sixtus V ohne Entschluß zwischen Heinrich IV von Frankreich, den zu begünstigen er nicht wagte, und den Spaniern, deren erdrückender Macht er gern ein Gegengewicht gegeben hätte. Dabei bewegen ihn phantastische Pläne zur Vertreibung der Türken und Besiegung des Orients. Seiner Persönlichkeit fehlt nicht ein großartiger Anstrich, er erinnert noch einmal an die mächtigen Gestalten der mittelalterlichen Päpste. Aber er ist der letzte. Die Nachfolger gleichen ihm nicht, und sie haben keine weltgeschichtliche Bedeutung mehr.

Wieder, wie zu allen Zeiten, zeigte es sich damals, daß die kirchlichen Ideen wohl einen gewaltigen Einfluß äußern, nie aber dauernd die Welt beherrschen können. Ohne Zweifel wohl wäre

die Erstickung der Reformation gelungen, wenn nicht die politische Rivalität der französischen mit der spanisch-österreichischen Macht sie gerettet hätte. Bald war es ein Cardinal der Kirche, Richelieu, der als Leiter der französischen Politik die Ueberwältigung der deutschen Protestanten verhinderte.

Groß war der Einfluß der Jesuiten in den europäischen Angelegenheiten, sie bewaffneten den Mörder Heinrichs IV von Frankreich, sie betrieben die Katholisirung Englands, welche Karl I aufs Blutgerüst führte, sie entzündeten den dreißigjährigen Krieg in Deutschland. Aber obgleich sie in ihrer Lehre das Papstthum auf den Gipfel gottgleicher Herrlichkeit erhoben, spielte in Wirklichkeit damals der Papst eine sehr untergeordnete Rolle. Gegen den westphälischen Frieden (1648) protestirte Innocenz X, aber man lachte darüber. Ludwig XIV vernichtete durch die Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) den Protestantismus in Frankreich, aber die Päpste Alexander VII und Innocenz XI behandelte er mit äußerster Nichtachtung. In der Verwaltung der Kirche seines Landes duldete er keinen Eingriff. Im Jahre 1682 beschloß mit seiner Billigung eine Versammlung die vier Sätze, welche von da an als Grundlage der gallicanischen Freiheit galten. Die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen, die Superiorität eines Conciliums über den Papst, die Unantastbarkeit der gallicanischen Gewohnheiten wurden verkündet; dazu der Satz, daß selbst in Fragen des Glaubens die Entscheidung des Papstes nicht unverbesserlich sei, so lange er die Beistimmung der Kirche nicht habe. Wohl wurde endlich Ludwig XIV dazu vermocht, seine Verordnung über die Beobachtung der vier Artikel zurückzunehmen, aber aufgehoben wurden sie nicht.

Der spanische Erbfolgekrieg, welcher Italien eine neue Gestalt gab, die Fremdherrschaft theilweise beseitigte, aber die Zerstückelung herstellte und befestigte, zeigte deutlich die politische Ohnmacht des Papstes, welcher kaum mitzureden hatte, dessen Rechte verletzt, dessen

Protestationen überhört wurden. Sein Kirchenstaat aber bleibt jetzt unangetastet, und er beschäftigt sich mit der Regierung desselben, ohne glückliche Erfolge zu erzielen. Sogar die liberalen Ansichten des 18. Jahrhunderts gewinnen Eingang bei einigen Päpsten, welche persönlich achtbare Menschen sind, aber wenig mehr bedeuten. Auch die zelotische Strenge der früheren Zeiten hatte wieder einer bequemen Behaglichkeit des Lebens Platz gemacht.

So weit aber ging doch die Toleranz nie, daß die strengere, reinere, an Augustin sich anschließende Richtung der Jansenisten innerhalb der Kirche Duldung hätte erlangen können. Die Jansenisten widersetzten sich nämlich der Lehre der Jesuiten von der päpstlichen Infallibilität; ihre Schriftsteller waren den Jesuiten an Geist und Gelehrsamkeit weit überlegen. In ihnen stellt sich uns die eigentliche Blüthe der katholisch kirchlichen Litteratur in Frankreich dar. So ruhten denn die Jesuiten nicht, bis sie die immer geschärfte Verdammung derselben durchgesetzt hatten. Ihr Kloster zu Port-Royal wurde zerstört, ihr Kirchenwesen in den Niederlanden trennte sich unter dem Erzbischof von Utrecht gezwungen von der römischen Kirche, obgleich sie von der offiziellen Kirchenlehre in keinem Punkte abwichen. So triumphirten die Jesuiten, sie waren auf der Höhe ihres Einflusses, ihrer Macht, ihres Reichthums.

Es hat aber der Orden der Jesuiten die Eigenthümlichkeit, daß er vortrefflich versteht sich einzunisten, die Dauer und Befestigung seiner Herrschaft aber den Boden derselben untergräbt. Wo auch nur ganz vorübergehend dem Volk die Möglichkeit einer freien Willensäußerung gegeben ist, beginnt es stets mit der Vertreibung der Jesuiten. Aber auch die Regierungen können nicht auf die Dauer in Frieden mit dem Orden bleiben. Die Kriege des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts hatten in deutlichster Weise das Uebergewicht der protestantischen Mächte auf allen Ge-

bieten gezeigt. Ueberall empfand man das Bedürfniß durchgreifender Reform, und bei diesen Reformen erwiesen sich die Jesuiten als gefährlichstes Hinderniß. In Frankreich erklärte eine Versammlung von Bischöfen, daß der Grundsatz unbedingter Abhängigkeit von einem auswärtigen Obern mit den Gesetzen des Landes und den Pflichten der Unterthanen unvereinbar sei. Eben darin aber bestand eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Ordens, der nun gleichzeitig in Spanien und Portugal, Neapel und Parma, wie in Frankreich bekämpft wurde. Vom Papst wurde eine Reform desselben verlangt. Auch den Päpsten war er oft unbequem geworden, Benedict XIV (Lambertini 1740—1758), einer der trefflichsten Päpste, war sehr unzufrieden mit ihm. Aber sein Nachfolger Clemens XIII (1758—1769) war den Jesuiten unbedingt ergeben, sah in ihnen nur die treuesten und unentbehrlichen Vorkämpfer des päpstlichen Stuhles. So kam es, daß der Conflict sich immer mehr verschärfte, und nur noch die Aufhebung des Ordens den katholischen Mächten genügen konnte, um so mehr, da derselbe jede Aenderung seiner Grundsätze abwies, und wirklich sein eigenstes Wesen auch nicht ändern konnte. Schon Clemens XIII war zuletzt nicht mehr im Stande, dem vereinigten Andrängen der bourbonischen Höfe länger zu widerstehen; da starb er im Jahre 1769, und es wurde nun die Wahl des Cardinal Ganganelli (Clemens XIV 1769—1774) durchgesetzt, von dem die Aufhebung, welche in der That sich nicht mehr vermeiden ließ, mit Sicherheit zu erwarten war. Sie erfolgte am 21. Juli 1773, nicht ohne eine tiefe Erschütterung des ganzen Bestandes der katholischen Kirche. Allzu lange hatte sie sich dieser gefährlichen Stütze hingegeben, zu sehr mit dem Orden sich identificirt, um von dem Schlage sich erholen zu können. Die ganze Richtung der Zeit, der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, stand ihr feindlich gegenüber. Unmittelbar auf diesen Vorgang folgten die rücksichtslosen Reformen Josephs II, welchen Pius V (1775

bis 1799) vergeblich durch seine Reise nach Wien Einhalt zu thun versuchte. Sogar die deutschen Bischöfe forderten in der Emser Punctation 1785 die Selbständigkeit der deutschen Kirche zurück. Und nun kam die französische Revolution, der Umsturz der katholischen Kirche in Frankreich, bald auch die Ueberwältigung der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland, endlich rückten die französischen Heere auch in den Kirchenstaat ein und Pius VI, welcher allen diesen Schlägen eine achtungswerthe Festigkeit entgegensetzte, starb als Gefangener in Frankreich im August 1799.

In einem Punkte war sich das Papstthum seit Gregor VII immer gleich geblieben, in dem Widerstand gegen jede Einwirkung des Zeitgeistes, gegen jede freiere Regung innerhalb der eigenen Kirche, gegen jede Lockerung der straffen Centralisation. Die Schrift des frommen und gelehrten Weihbischofs Hontheim von Trier „Ueber den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes" unter dem Namen Justinus Febronius (1763) bekämpfte mit aller Gründlichkeit und Mäßigung das jesuitische System; der Verfasser wurde zum Widerruf genöthigt. Die Denkschrift der zu Ems 1785 versammelten deutschen Bischöfe trat neuen Uebergriffen der päpstlichen Gewalt vergeblich entgegen, und in keinem katholischen Lande fehlten Conflicte dieser Art.

Sollte man nicht glauben, daß mit allgemeiner Zustimmung damals eine Institution hätte aufhören können, welche eigentlich überall als lästig empfunden wurde? Gewiß hielt kaum jemand damals ihre Neubelebung in der Weise, wie sie geschehen ist, für möglich. Allein es bewährte sich auch hier das Gesetz, daß Ueberschreitungen nach der einen Seite eine nicht minder starke Gegenwirkung nach der andern zur Folge haben. Zuerst war es Napoleon, welcher zur Befestigung seiner Herrschaft das Bündniß mit der Kirche suchte. Wie ein neuer Karl der Große ließ er

sich zu Aachen krönen, von Pius VII (1800—1823), welcher von den Cardinälen in Venedig gewählt war. Auf die alten Vorgänge ging man zurück, und für die Sanction der neuen Dynastie forderte Pius VII die Erneuerung der Schenkung Pippins. Aber Napoleon wollte auch den Papst nur als Werkzeug brauchen, er preßte ihm ein Concordat ab, welches nach dem Sturze des Kaisers Pius VII widerrief.

Die Restauration kam auch ihm zu Gute; die siegreichen Mächte, vorzüglich Preußen und Rußland, waren es, welche den Kirchenstaat herstellten, und das sonst überall beseitigte Monstrum eines geistlichen Fürstenthums gegen den lebhaften Protest der Bevölkerung erneuten. Aber wer hörte damals auf Wünsche der Völker? Das Trugbild der Legitimität blendete die Gemüther der Fürsten und Staatsmänner; sie glaubten an der hergestellten päpstlichen Autorität eine Stütze ihrer Throne zu gewinnen.

Noch sind in Aller Erinnerung die weiteren Folgen. Nur mit immer wiederholter fremder Gewalt ließ sich die päpstliche Landesherrschaft aufrecht halten. Innerlich war das Papstthum starr und herrschsüchtig, wie es immer gewesen war. Die erste Handlung des wieder eingesetzten Papstes (1814) war die Herstellung der Jesuiten. Ihr System herrschte vollkommen; zu unbeschränkter Herrschaft gelangten sie, als nach anfänglichen liberalen Anwandlungen Pius IX in Gaeta (1849) sich ihrer Gewalt völlig in die Arme warf.

Die Rückwirkung gegen die neuen Revolutionen kam wiederum der erneuten Jesuitenherrschaft zu Statten. Oesterreich verzichtete in seinem Concordat (1855) auf alle früher der Papstgewalt gesetzten Schranken, und in Frankreich bedurfte Napoleon III der clericalen Unterstützung zu sehr, als daß von gallicanischer Freiheit noch ferner die Rede gewesen wäre. Nach allen Seiten traten die Jesuiten aggressiv auf, und ließen sich auch durch drohende politische Begebenheiten nicht abschrecken.

Im Jahre 1856 wurde das alte Lieblingsdogma der Jesuiten von der unbefleckten Empfängniß als Glaubenssatz verkündet, 1864 wurde im Syllabus allen Ideen, welche die Gegenwart beherrschen, der Krieg erklärt, 1870 endlich auf dem vaticanischen Concil, welchem alle freie Bewegung abgeschnitten war, die päpstliche Unfehlbarkeit, welche die Jesuiten immer gelehrt hatten, als Dogma verkündet, als Dogma auch, daß die weltliche Herrschaft des Papstes für die Kirche nothwendig sei.

So war das Papalsystem endlich zum vollständigen Siege gelangt. So rücksichtslos ging die herrschende Jesuitenpartei dabei zu Werke, daß Millionen orientalischer Christen sich in Folge davon von der Verbindung mit Rom lossagten, daß auf dem Concil selbst unter den treuesten Anhängern eine starke Opposition entstand, die aber der vollendeten Thatsache sich willenlos unterwarf. Nur in Deutschland hat der intelligenteste und hervorragendste Kern der katholischen Gelehrten sich vom römischen Joche losgemacht, und erstrebt die Bildung einer katholischen, aber nicht mehr römischen Kirche in Deutschland. Dagegen sucht man im Vatican seine Stützen in dem ungebildetsten Theil der Bevölkerung, auch fremder Welttheile, und ersetzt die verlorenen Einkünfte durch den mit altem Geschick in neuen Formen organisirten Peterspfennig.

Siegesfreudig waren die Jesuiten vorgegangen; sie rechneten auf eine mächtige Bundesgenossin, die Spanierin auf dem Throne der Franzosen. Der wesentlich von ihr begonnene Krieg sollte das Werk vollenden. Aber nach der entgegengesetzten Seite hin entscheidend ist die Krisis ausgefallen, und das neue deutsche, nicht mehr das alte heilige römische Kaiserthum steht siegreich da, das Ziel der erbittertsten und giftigsten Angriffe, nicht minder als das neue italische Königthum, mit welchem, wie in alter Zeit, aber in entgegengesetzter Weise, sein Geschick verknüpft ist. Der Sieg der deutschen Waffen hat auch Rom dem Königreich Italien als seine natürliche Hauptstadt zugebracht, nachdem die

übrigen Provinzen des Kirchenstaates schon früher verloren waren. Zuerst nach den alten Römerzeiten ist Italien wieder geeinigt; auf dem Quirinal thront sein König, während gegenüber im Vatican der alte Feind mit allen Mitteln die endlich gewonnene Einheit wieder zu zerstören bemüht ist. Denn freilich nur durch die Zerstörung des Priesterstaates im Mittelpunkt des Landes war es möglich, dieses Ziel zu erreichen.

Daß aber die weltliche Herrschaft für den Bestand des Papstthums nicht unentbehrlich sei, hat sich seit dem Verlust derselben sogleich gezeigt. Nur noch rücksichtsloser wird seitdem jede Staatsgewalt bekämpft.

Die natürliche Folge davon ist, daß jede Staatsgewalt, katholische sowohl wie protestantische, genöthigt ist, sich durch ihre Gesetze gegen unerträgliche Uebergriffe zu sichern. Dem offenen Feinde, mit welchem jede friedliche Verhandlung als erfolglos sich erwiesen hat, müssen Schranken gezogen werden. Die alten Kämpfe des Mittelalters erneuen sich bald hier, bald da, aber die Menschheit, welche den Ideen des Mittelalters entwachsen ist, wird sich von dem Gespenste des Mittelalters nicht noch einmal unterwerfen lassen.

Berichtigung.

S. 11 Z. 12 v. o.: statt siebenhundert lies sechshundert.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin, Linienstr. 158.

Karl Immermann, sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt (herausgegeben von G. zu Putlitz), 2 Bde., 9 ℳ.

Wilhelm von Schadow, Der moderne Vasari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben. Novelle. Mit Illustrationen von J. Hübner, in Holz geschnitten von F. Bürckner, geh. 7 ℳ 60 ₰, gebd. 9 ℳ.

A. Twesten, Zur Erinnerung an F. D. E. Schleiermacher. Vortrag an der Berliner Universität, 75 ₰.

Fr. Jul. Stahl, Friedrich Wilhelm III. Gedächtnißrede, 40 ₰. — Friedrich Wilhelm IV. Gedächtnißrede, 50 ₰.

Graf Leopold Sedlnitzky von Choltitz, Fürstbischof von Breslau, † 1871. Selbstbiographie. Nach seinem Tode aus seinen Papieren herausgegeben. Mit dem Portrait des Grafen Sedlnitzky. 4 ℳ.

Wilhelm Harnisch, Mein Lebensmorgen. Nachgelassene Schrift zur Geschichte der Jahre 1787 bis 1822. Herausgegeben von H. E. Schmieder. 4 ℳ 80 ₰.

Ernst Köpke, Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe. 2 ℳ.

Ad. Fr. von Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, 2 Bände, geheftet 9 ℳ.

F. G. Welcker, Tagebuch einer Griechischen Reise, 2 Bände, 10 ℳ.

W. Wattenbach, Eine Ferienreise nach Spanien und Portugal (mit einem Holzschnitt), 5 ℳ.

Karl Witte, Alpinisches und Transalpinisches. Neun Vorträge. Mit einer Abbildung von S. Marino. Miniatur-Format 6 ℳ, gebd. 7 ℳ.

Skizzen aus Ireland (v. V. A. Huber), 4 ℳ 50 ₰.

Skizzen aus der Vendée und Bretagne (von V. A. Huber) 4 ℳ 50 ₰.

Kaiser Wilhelm's Gedenkbuch 1797 bis 1873, geh. 7 ℳ, gebd. 8 ℳ 50 ₰.

Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 3 Theile, 22 ℳ, gebd. 25 ℳ 60 ₰. I. Theil: Die Grafschaft Ruppin, 3. vermehrte Auflage, 8 ℳ. II. Theil: Das Oderland, Barnim, Lebus, 2. Auflage, 7 ℳ. III. Theil: Ost-Havelland, die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg, 7 ℳ.

J. E. Erdmann, Ernste Spiele, Vorträge, theils neu, theils längst vergessen. Dritte zur Gesammt-Ausgabe aller seiner populären Vorträge vervollständigte Auflage, 6 ℳ.

Ludwig Hahn, Geschichte des preußischen Vaterlandes. Achte vermehrte Auflage, 6 ℳ, gebd. 7 ℳ 50 ₰.

Graf Rud. von Kanitz, Aus dem deutschen Soldatenleben. Militärische Skizzen zur deutschen Sittengeschichte, 5 ℳ 40 ₰.

Arnold Schaefer, Geschichte des siebenjährigen Kriegs in zwei Bänden, I., II., 1. und 2. Abtheilung, compl. 34 ℳ 50 ₰.

Kurd von Schlözer, Friedrich der Große und Katharina die Zweite, 5 ℳ.

Ludwig Hahn, Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des deutschen Kaiserreiches. Die deutsche Politik 1867 bis 1871. In Actenstücken. 10 ℳ.

Ernst Curtius, Göttinger Festreden. 4 ℳ 20 ₰.

Werner Hahn, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. 7. verbesserte Auflage, 4 ℳ 50 ₰, gebd. 5 ℳ 50 ₰.

Friedrich Jacob, Horaz und seine Freunde. Zwei Bände, 5 ℳ 40 ₰.

Aischylos, übersetzt von Joh. Gust. Droysen. Dritte umgearbeitete Auflage, geh. 6 ℳ, gebd. 7 ℳ.

Catull's Buch der Lieder in deutscher Nachbildung. Text und Uebersetzung von Theodor Heyse. 4 ℳ.

Firdusi, Heldensagen. In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das iranische Epos von Ad. Friedr. von Schack, 2. Auflage, 7 ℳ 50 ₰, gebd. 9 ℳ.

Emanuel Geibel und Paul Heyse, Spanisches Liederbuch. Miniatur-Format. 2. Auflage, geh. 4 ℳ 20 ₰, gebd. mit Goldschnitt 5 ℳ 40 ₰.

Paul Heyse, Italienisches Liederbuch. 5 ℳ 40 ₰, gebd. 6 ℳ 60 ₰.

Ad. Fr. von Schack, Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung indischer Sagen, gebunden 5 ℳ 25 ₰.

[redacted]